

HEYNE <



JAN GUILLOU

DER
KREUZ
RITTER
RÜCKKEHR

ROMAN

Inhaltsverzeichnis

ZUM BUCH

ZUM AUTOR

Widmung

I

II

III

IV

V

VI

VII

VIII

IX

X

XI

XII

ANHANG

Über Der Kreuzritter - Rückkehr

ARN - Der Kreuzritter:

Die Schauplätze des Buchs

Copyright

ZUM BUCH

Zwanzig lange Jahre währte der Kreuzzug im Heiligen Land. Zwanzig Jahre, die Arn Magnusson von seiner Heimat Götaland und seiner Geliebten Cecilia getrennt war. Nun kehrt der Tempelritter als wohlhabender und geachteter Mann heim. In seinem Gepäck hat er ein kleines Vermögen und in seinem Gefolge sarazenische Ärzte und Handwerker, mit denen er Großes plant. Er hat erkannt, dass die Unabhängigkeit Götalands nur

gesichert werden kann, wenn man die Zeichen der Zeit erkennt und sich neuen wirtschaftlichen und militärischen Entwicklungen nicht verschließt. Doch das Glück des Paares scheint getrübt, denn Macht und Politik scheinen schwerer zu wiegen als die Liebe zwischen Arn und Cecilia. Der Familienclan fordert, dass Cecilia Äbtissin eines Klosters werden und das Gelübde ablegen soll. Zudem droht der erbitterte Streit um die Krone das nordische Götaland in einen verhängnisvollen Krieg zu stürzen.

Der dritte - in sich abgeschlossene - Roman der epischen Kreuzrittersaga um das abenteuerliche Leben des Arn Magnusson.

Weitere Informationen rund um die Welt von Arn finden Sie unter www.arnmagnusson.se

ZUM AUTOR

Jan Guillou wurde 1944 im schwedischen Södertälje geboren und ist einer der prominentesten Journalisten seines Landes. Seine preisgekrönten Kriminalromane um den Helden Coq Rouge erreichten Millionenauflagen. Auch mit seiner historischen Romansaga um den Kreuzritter Arn gelang ihm ein Bestseller, die Verfilmungen zählen in Schweden zu den erfolgreichsten aller Zeiten. Heute lebt Jan Guillou in Stockholm.

Die Kreuzritter-Saga:

Der Kreuzritter - Aufbruch

Der Kreuzritter - Verbannung

Der Kreuzritter - Rückkehr

Der Kreuzritter - Erbe (Frühjahr
2010)

»Wir aber, die wir stark sind, sollen das Unvermögen der Schwachen tragen und nicht Gefallen an uns selber haben. Jeder von uns lebe so, dass er seinem Nächsten gefalle zum Guten und zur Erbauung.«

Brief des Paulus an die Römer, 15.
Kapitel, Vers 1-2

I

IM JAHR DES HEILS 1192, unmittelbar vor der Eskilsmesse, als die Nächte schon weiß wurden und das Setzen der Rüben bevorstand, brach ein mächtiges Unwetter über das Westliche Götaland herein. Es dauerte drei Tage und drei Nächte. Es schien, als sei die helle, verheißungsvolle Jahreszeit vorüber, und der Herbst habe begonnen. Trotz des Unwetters schliefen die meisten Brüder des Klosters Varnhem gut - in der Gewissheit, dass ihre Gebete die

dunklen Kräfte fernhielten und dass das Unwetter bald nachlassen würde. Da schreckte Bruder Pietro im Torhaus plötzlich aus dem Schlaf hoch, denn er meinte, ein Geräusch gehört zu haben. Er richtete sich im Bett auf und lauschte, doch außerhalb der Mauern und der stabilen Eichentür des Torhauses waren nur das Heulen des Sturms, das Peitschen des Regens gegen die Dachziegel und die rauschenden Baumkronen der hohen Eschen zu vernehmen.

Aber dann hörte er es erneut. Es war, als schlug eine Eisenfaust gegen die Tür. Entsetzt taumelte er aus dem Bett, griff nach seinem

Rosenkranz und begann ein Gebet zu murmeln, an das er sich nicht so recht erinnern konnte, das ihn aber gegen die Kräfte des Bösen beschützen sollte. Er trat in das Torgewölbe und lauschte in die Dunkelheit. Da hörte er es erneut dreimal laut klopfen, und ihm blieb nichts anderes übrig, als dem Fremden durch das Tor zuzurufen, er solle sich zu erkennen geben. Pietro sprach Lateinisch, da diese Sprache gegen die Kräfte der Dunkelheit am meisten ausrichten konnte und da er zu schlaftrunken war, um die eigentümlich singende Sprache, die das Volk außerhalb der Mauern sprach, zustande zu bringen.

»Wer kommt in dieser Nacht auf den Wegen des Herrn?«, rief er durch das Tor.

»Ein Diener des Herrn mit reinen Absichten und in wichtigen Geschäften«, antwortete der Unbekannte in vollkommen fehlerfreiem Latein.

Das beruhigte Bruder Pietro, und er mühte sich eine Weile mit dem massiven Riegel aus schwarzem Schmiedeeisen ab, ehe er das Tor einen Spaltweit öffnen konnte.

Draußen stand ein Fremder in einem fußlangen Ledermantel mit Kapuze. Er stieß das Tor mit einer

Kraft auf, der Bruder Pietro nichts entgegenzusetzen gehabt hätte, und trat unter das schützende Torgewölbe. Gleichzeitig schob er den Mönch vor sich her.

»Gottes Friede. Eine sehr lange Reise ist jetzt zu Ende gegangen. Aber wir wollen uns nicht im Dunkeln unterhalten, holt Eure Lampe im Torhaus, mein unbekannter Bruder«, sprach der Fremde.

Bruder Pietro tat, wie ihm geheißen worden war. Ihn beruhigte, dass sich der Fremde der Kirchensprache bediente und außerdem wusste, dass es im Torhaus eine Lampe gab. Dort machte er sich

eine Weile an der letzten Glut im Kohlenbecken zu schaffen, ehe es ihm gelang, einen Docht anzuzünden, den er in eine Öllampe steckte. Als er erneut in das Gewölbe vor dem Torhaus schaute, wurden sowohl er selbst als auch der Fremde von dem Licht beleuchtet, das die weiß gekalkten Wände zurückwarfen. Der Fremde zog den Ledermantel aus, den er zum Schutz gegen den Regen getragen hatte, und schüttelte ihn. Unbewusst schnappte Bruder Pietro nach Luft, als er den weißen Waffenrock mit dem roten Kreuz sah. Aus seiner Zeit in Rom wusste er sehr gut, wen er da vor sich hatte. Ein

Tempelritter war nach Varnhem gekommen.

»Ich heiße Arn de Gothia, und von mir habt Ihr nichts zu fürchten, Bruder, denn hier in Varnhem bin ich aufgezogen worden, und von hier bin ich damals ins Heilige Land geritten. Aber Euch kenne ich nicht. Wie heißt Ihr, Bruder?«

»Ich bin Bruder Pietro de Siena und seit zwei Jahren hier.«

»Ihr seid also neu. Sagt an, lebt Pater Henri noch?«

»Nein, er ist vor vier Jahren gestorben.«

»Lasst uns für seine Seligkeit beten«, sagte der Templer, bekreuzigte sich und senkte eine Weile den Kopf.

»Lebt Bruder Guilbert noch?«, fragte er weiter und sah wieder auf.

»Ja, Bruder, er ist ein alter Mann, hat aber noch viel Kraft.«

»Das erstaunt mich nicht. Wie heißt unser neuer Abt?«

»Er heißt Pater Guillaume de Bourges und kam vor drei Jahren zu uns.«

»Bis zur Frühmesse sind es noch fast zwei Stunden, aber wollt Ihr ihn

trotzdem wecken und ihm sagen, dass Arn de Gothia nach Varnhem gekommen ist?«, fragte der Templer mit einem fast spöttischen Funkeln in den Augen.

»Ungern, Bruder. Pater Guillaume pflegt den Schlaf als eine Gabe Gottes zu bezeichnen, die es gut zu verwalten gilt«, erwiderte Bruder Pietro voller Unbehagen angesichts des Gedankens, Pater Guillaume in einer solchen Angelegenheit wecken zu müssen.

»Ich verstehe. Dann geht und weckt Bruder Guilbert und sagt ihm, sein Lehrjunge Arn de Gothia warte im Torhaus«, sagte der Templer in einem

freundlichen, aber dennoch fordernden Ton.

»Auch Bruder Guilbert kann bisweilen sehr übellaunig sein ... Außerdem kann ich in dieser furchtbaren Nacht meinen Posten im Torhaus doch nicht verlassen«, versuchte sich Bruder Pietro aus der Affäre zu ziehen.

»O nein!«, meinte der Templer und lachte kurz. »Zum einen könnt Ihr diese Wache vertrauensvoll einem der Tempelritter des Herrn überlassen, da ihr eine stärkere Vertretung nicht bekommen könnt, zum anderen schwöre ich, dass Ihr den alten Bären Guilbert mit einer

guten Neuigkeit weckt. So! Geht jetzt, ich warte hier und versehe Eure Wache nach bestem Vermögen, das verspreche ich.«

Der Ton des Tempelritters schien keinen Widerspruch zu dulden. Bruder Pietro nickte schweigend und verschwand im Bogengang, der den kleinen Innenhof vor der eigentlichen Klausur umgab. In diese gelangte man durch ein weiteres Eichentor.

Es dauerte nicht lange, bis das Portal zwischen Klausur und Innenhof des Torhauses aufgerissen wurde. Eine wohlbekannte Stimme hallte von den weißen Gewölben wider. Bruder Guilbert kam mit großen Schritten

und einer Fackel in der Hand den Gang entlang. Er schien nicht mehr so groß wie früher, seine Ähnlichkeit mit einem Riesen war verschwunden. Als er den Fremden neben dem Portal erblickte, hob er die Fackel, um besser sehen zu können. Dann reichte er sie Bruder Pietro und trat einen Schritt vor, um Arn de Gothia zu umarmen. Eine ganze Weile sprachen die beiden kein Wort.

»Ich dachte, du seist vor Tiberias gefallen, mein lieber Arn«, sagte Bruder Guilbert schließlich auf Fränkisch. »Das hat Pater Henri ebenfalls geglaubt, und wir haben deshalb viele unnötige Gebete für

deine Seele gesprochen.«

»Die Gebete waren wohl doch nicht so unnötig. Immerhin kann ich dir dafür bereits in diesem Leben danken«, antwortete Arn de Gothia.

Dann schien keiner von ihnen zu wissen, was er noch sagen sollte. Sie mussten sich sehr zusammennehmen, um nicht unangemessen gefühlvoll zu werden.

»Bist du gekommen, um am Grab deiner Mutter zu beten?«, fragte Bruder Guilbert endlich, als würde er mit einem gewöhnlichen Reisenden sprechen.

»Ja, gewiss will ich das tun«,

antwortete der Tempelritter im selben Ton. »Aber ich habe auch einiges andere hier in Varnhem zu besorgen, und ich muss dich um Hilfe bei einigen Kleinigkeiten bitten, die zuerst erledigt sein wollen, ehe ich mich an die großen Dinge mache.«

»Du weißt, dass ich dir bei allem helfe. Sag, worum es geht, dann fangen wir an.«

»Ich habe draußen im Regen zwanzig Mann und zehn Wagen stehen. Die Wagen sind schwer beladen, und die ersten drei sollten besser innerhalb der Mauern untergebracht werden«, entgegnete der Templer schnell, als würde er

über etwas ganz Alltägliches sprechen, obwohl die Wagen, die von Mauern geschützt werden mussten, sicher sehr wichtig waren.

Ohne zu antworten, nahm der stattliche Bruder Guilbert dem jungen Bruder Pietro die Fackel aus der Hand und trat in den Regen hinaus. Vor der Pforte des Torhauses standen tatsächlich zehn lehmbespritzte Karren, die eine schwere Reise hinter sich haben mussten. Die Männer, die zusammengekauert dasaßen und die Zügel der Ochsengespanne hielten, wirkten so, als hätten sie keine sonderliche Lust weiterzureisen.

Bruder Guilbert lachte, als er sie

sah, schüttelte belustigt den Kopf, rief den jüngeren Klosterbruder heran und begann Befehle zu geben, als sei er nicht Zisterziensermönch, sondern Tempelritter.

Weniger als eine Stunde dauerte es, bis alles für die Besucher vorbereitet war. Eine der vielen Regeln Varnhems besagte, dass nächtliche Reisende mit einer Gastfreundschaft aufgenommen werden mussten, als seien sie der Herr höchstpersönlich. Das Hospitium von Varnhem lag ausgestorben und dunkel vor den Klostermauern, da während des Unwetters der vergangenen Tage nur wenige Reisende unterwegs gewesen

waren. Bald waren sämtliche Gäste untergebracht und verköstigt.

Anschließend öffneten Bruder Guilbert und Arn de Gothia das große und schwere Klostertor, so dass die drei Wagen, die den Schutz der Mauern benötigten, auf den Innenhof neben die Werkstätten gefahren werden konnten. Die Ochsen wurden abgezäumt und für die Nacht in die Ställe gebracht.

Als diese Arbeit beendet war, ließ der Regen nach, und die schwarzen Wolken rissen auf. Das Wetter schlug um. Bis zur Frühmesse dauerte es jedoch noch eine Weile.

Bruder Guilbert ging vor seinem Gast her zur Kirche und schloss auf. Wortlos traten sie ein, und Arn blieb neben dem Taufbecken am Portal stehen. Er zog seinen weißen Ledermantel aus und legte ihn auf den Boden. Dann deutete er mit einem fragenden Blick auf das Wasser im Taufbecken, und sein älterer Begleiter nickte bejahend. Arn zog sein Schwert, tauchte die Hand halb ins Wasser und strich mit drei Fingern über die Breitseite seiner Waffe, ehe er diese wieder in die Scheide steckte. Dann tauchte er die Hand erneut in das heilige Nass und berührte Stirn, Schultern und Brust.

Die beiden Männer gingen nebeneinander her den Mittelgang entlang, ließen sich schließlich auf die Knie fallen und beteten still, bis sie die Klosterbrüder zur Frühmesse kommen hörten. Keiner von ihnen sprach ein Wort. Arn kannte die Klosterregeln über die stillen Stunden genauso gut wie die Mönche.

Als sich alle zum Gesang versammelt hatten, war das Unwetter vorüber, und die Vögel zwitscherten im ersten Tageslicht.

Pater Guillaume de Bourges kam als Erster durch das Seitenschiff. Die beiden Betenden erhoben sich und verbeugten sich schweigend, und

Pater Guillaume verbeugte sich ebenfalls. Dann entdeckte er das Schwert des Ritters und sah entrüstet aus. Bruder Guilbert deutete auf Arns rotes Templerkreuz und dann auf den Taufstein hinter dem Portal, worauf Pater Guillaume nickte und mit einem Lächeln zeigte, dass er verstanden habe.

Bruder Guilbert erklärte seinem weit gereisten Freund in der heimlichen Zeichensprache des Klosters, dass der neue Abt die Schweigeregel sehr ernst nehme.

Während des Gesangs, an dem Arn de Gothia wie alle anderen teilnahm, da er die Psalmen auswendig konnte,

blickte er von Bruder zu Bruder. Jetzt wurde es in der Kirche immer heller, und allmählich waren die Gesichter zu erkennen. Etwa ein Drittel der Männer erkannte den Templer und erwiderte den Gruß, als er ihnen zunickte, die meisten waren ihm jedoch vollkommen unbekannt.

Als der Gesang vorbei war, begannen die Mönche ihre Prozession hinaus auf den Kreuzgang. Pater Guillaume kam auf Bruder Guilbert zu und gab ihm ein Zeichen, dass er nach dem Frühstück mit beiden sprechen wolle, und sie verbeugten sich zum Zeichen, dass sie ihn verstanden hätten.

Arn und Bruder Guilbert gingen schweigend durch das Kirchenportal, am Hof mit den Werkstätten vorbei und hinunter zu den Pferdekoppeln. Die Morgensonne war strahlend und rot aufgegangen, und Vogelgezwitscher war von allen Seiten zu hören. Endlich würde es wieder einen schönen Sommertag geben.

Als Erstes gingen sie zur Koppel mit den Hengsten. Der Templer ergriff den oberen Balken der Umzäunung mit beiden Händen und schwang sich in einem Satz auf die andere Seite.

Dann gab er übertrieben höfisch

Bruder Guilbert ein Zeichen, es ihm gleichzutun. Doch dieser schüttelte lächelnd den Kopf und kletterte langsam und bedächtig über den Zaun. Am anderen Ende der Koppel standen zehn Hengste, die noch nicht recht zu wissen schienen, was sie von dem Mann in Weiß halten sollten.

»Nun, mein lieber Arn«, sagte Bruder Guilbert, der ohne weiteres das Schweigegebot brach, das bis nach dem Frühstück galt, »hast du jetzt endlich die Sprache der Pferde gelernt?«

Arn warf ihm einen langen, prüfenden Blick zu, ehe er langsam und vielsagend nickte. Dann piffte er

so, dass die Hengste am anderen Ende der Koppel die Ohren aufstellten. Und schließlich rief er ihnen leise in der Sprache der Pferde zu: »Im Namen des Barmherzigen und Gnadenreichen, ihr, die ihr die Söhne des Windes seid, kommt zu euren Brüdern und Beschützern!«

Die Pferde stellten die Ohren auf und lauschten aufmerksam. Dann begann ein kräftiger Schimmel langsam auf sie zuzugehen, und die anderen folgten ihm. Als der Schimmel den Schwanz hob und zu traben begann, wurden auch die übrigen Pferde schneller, und schließlich galoppierten sie, dass die

Erde zitterte.

»Beim Propheten, der Friede sei mit ihm, du hast da unten in Outremer wahrhaftig die Sprache der Pferde gelernt«, flüsterte Bruder Guilbert auf Arabisch.

»Das ist wahr«, antwortete Arn in derselben Sprache und breitete seinen weißen Umhang aus, um die heranstürmenden Hengste zu bremsen, »und du scheinst dich auch immer noch an die Sprache zu erinnern, von der ich tatsächlich einmal geglaubt habe, es sei die Zunge der Pferde und nicht die der Ungläubigen.«

Sie saßen beide auf, wobei Bruder

Guilbert sein Pferd zum Zaun führen musste, um sich beim Aufsteigen abzustützen. Dann ritten sie ohne Sättel im Kreis und hielten sich nur mit der linken Hand leicht an der Mähne fest.

Arn fragte, ob die Leute im Westlichen Götaland den Wert dieser Pferde noch immer nicht begriffen hätten, und Bruder Guilbert bestätigte ihm das mit einem Seufzer. Überall in der Welt der Zisterzienser waren Pferde eine begehrte Handelsware, nur nicht hier oben im Norden. Hierher war die berittene Kriegskunst noch nicht gekommen, und deswegen waren diese Pferde sogar eher

weniger wert als die einheimischen Pferde.

Arn war verblüfft und wollte wissen, ob seine Landsleute immer noch nicht glaubten, dass die Reiterei im Krieg von Nutzen sein könne. Bruder Guilbert nickte wiederum seufzend. Nordische Männer ritten in den Krieg, stiegen von ihren Pferden und banden sie fest, um dann auf der nächsten Wiese mit Hieben und Schlägen übereinander herzufallen.

Schließlich konnte Bruder Guilbert seine Fragen nicht mehr zurückhalten, die er am liebsten schon gestellt hätte, als er seinen, wie er glaubte, verlorenen Sohn, tropfnass vom

Regen und schmutzig von der langen Reise, draußen im Torhaus gesehen hatte, und Arn begann mit seinen sehr langen Erzählungen.

* * *

Den jungen, unschuldigen Arn Magnusson, der Varnhem einmal verlassen hatte, um bis zum Tod, in jedem Fall aber mindestens zwanzig Jahre lang im Heiligen Krieg zu dienen (was normalerweise auf dasselbe hinauslief), gab es nicht mehr. Arn war kein unschuldiger Ritter Parzival, der aus dem Krieg

heimkehrte.

Das begriff Bruder Guilbert, sobald das Gespräch mit Pater Guillaume im Kreuzgang seinen Anfang nahm. Es war ein strahlend schöner, windstiller Morgen mit wolkenlosem Himmel, und deshalb hatte Pater Guillaume seinen ungewöhnlichen Gast und Bruder Guilbert zu den Steinbänken im Kreuzgang mitgenommen, statt sie ins Parlatorium rufen zu lassen.

Bruder Guilbert betrachtete Arn genau, während dieser Pater Guillaume seine Anliegen vortrug. Dieser lauschte aufmerksam und freundlich und wie immer etwas

herablassend. So pflegte er denen gegenüber aufzutreten, die weniger zu wissen schienen als er selbst. Pater Guillaume war zweifellos ein guter Theologe, aber einen Tempelritter durchschauen konnte er offenbar nicht, dachte Bruder Guilbert, der bald ahnte, worauf Arn hinauswollte.

Arns Gesicht war deutlich anzusehen, dass er nicht zu den Brüdern gehörte, die dem Herrn mit Schreibarbeiten und Abrechnungen dienten. Er hatte vermutlich den größten Teil seiner Zeit im Heiligen Land verbracht - mit Schwert und Lanze und im Sattel. Erst jetzt bemerkte Bruder Guilbert den

schwarzen Rand unten an Arns Umhang - das Zeichen dafür, dass er bei den Templern den Rang eines Burggrafen bekleidete und so über Entscheidungsgewalt im Krieg und bei Geschäften verfügte. Was auch immer sein Anliegen war, so würde er den jüngeren und weniger erfahrenen Pater Guillaume bald überzeugt haben, ohne dass dieser überhaupt Zeit haben würde, zu begreifen, wie ihm geschah.

Auf die Frage, was seine Pläne in Varnhem seien, antwortete Arn, dass er gekommen sei, um dem Kloster zehn Goldmark zu stiften. Varnhem sei schließlich der Ort, an dem ihn

die Brüder mit Gottes Hilfe erzogen hätten, und zehn Goldmark seien wahrlich keine zu geringe Summe, um seine Dankbarkeit auszudrücken. Außerdem wünschte er, eines Tages neben seiner Mutter in der Kirche begraben zu werden.

Angesichts solcher guten und christlichen Vorschläge wurde der junge Pater Guillaume so entgegenkommend, wie Arn es nach Bruder Guilberts Vermutung beabsichtigt hatte. Dann entschuldigte Arn sich und ging zu den Ochsenkarren, die innerhalb der Klostermauern standen. Von dort kam er mit einem schweren klimpernden

Ledersack zurück, den er höchst ehrerbietig und mit einer tiefen Verbeugung Pater Guillaume überreichte. Es hatte den Anschein, als könne sich Pater Guillaume nur schwer beherrschen, um nicht den Lederbeutel zu öffnen und das Gold zu zählen.

Da folgte Arns nächster Schachzug. Er sprach eine Weile über die schönen Pferde von Varnhem, darüber, wie betrüblich es sei, dass seine Landsleute in diesen nördlichen Gefilden den rechten Wert dieser Tiere nicht verstünden, und über die große, rühmenswerte Arbeit seines alten Freundes Bruder Guilbert:

Jahrelang habe er ohne Lohn die Pferde gepflegt und gezüchtet. Arn fügte hinzu, dass viele fleißige Arbeiter in dem Weinberg des Herrn ihren Lohn erst spät bekämen, in Anbetracht der Arbeit, die sie geleistet hätten, während andere die Arbeit zwar spät begonnen und dennoch schon bald ihren Lohn in Empfang nehmen könnten. Als Pater Guillaume ernsthaft über dieses bekannte Gleichnis nachdachte und darüber, dass sich die Auffassung der Menschen von Gerechtigkeit oft von Gottes Absichten unterschied, schlug Arn vor, dem Kloster Varnhem alle Pferde zu einem sehr guten Preis

abzukaufen. Auf diese Weise, fuhr er schnell fort, noch ehe sich Pater Guillaume von seiner Überraschung erholen konnte, würde Varnhem endlich für diese harte Arbeit belohnt. Und außerdem könne man sich so von einem Erwerbszweig trennen, der hier oben im Norden ohnehin keine Einnahmen brächte.

Arn verstummte und wartete mit der Fortsetzung seiner Rede bis zu dem Augenblick, als sich Pater Guillaume gesammelt zu haben schien und gerade in Dankesworte ausbrechen wollte.

Bei einem so großen Geschäft gebe es möglicherweise einen kleinen

Haken, fügte Arn schnell hinzu. Denn zur Pflege der Pferde bräuchte der Käufer eine kundige Hand, die es nur in Varnhem gebe: nämlich Bruder Guilbert. Wenn aber Bruder Guilberts wichtigste Arbeit zusammen mit den Pferden ohnehin wegfiel ...?

Daraufhin schlug Pater Guillaume sofort vor, Bruder Guilbert solle die Pferde begleiten, um dem Käufer zumindest einige Zeit, solange es erforderlich sei, beizustehen. Arn nickte nachdenklich, als sei das ein sehr kluger Gedanke, und Bruder Guilbert, der ihn jetzt sehr genau beobachtete, konnte nicht feststellen, ob das nicht von Anfang an seine

Absicht gewesen war. Er sah aus, als würde er nach reiflicher Überlegung diesem klugen Vorschlag Pater Guillaumes zustimmen. Dann regte er an, den Donationsbrief bereits an diesem Tag aufzusetzen und zu besiegeln, da man doch ohnehin beisammensitze.

Als Pater Guillaume sich auch darauf einließ, breitete Arn dankbar und erleichtert die Arme aus und bat die beiden anderen um Aufklärung darüber, wie es wirklich um seine Heimat bestellt sei, was nur Männer der Kirche genau wissen könnten.

Er erklärte, dass er bereits beim Handelsplatz Lödöse erfahren habe,

wer nun König, wer Jarl und wer Königin sei. Dass schon seit langem Frieden geherrscht habe, wisse er ebenfalls. Aber eine Antwort auf die Frage, ob der Friede zwischen Götaland und Svealand von Bestand sein würde, könne man nur von den Männern der Kirche bekommen, denn dort fänden sich die tieferen Wahrheiten.

Pater Guillaume freute diese Bemerkung, und er nickte billigend, doch er schien nicht zu wissen, worauf Arn eigentlich hinauswollte. Arn half ihm mit einer knappen Frage, die er mit leiser Stimme vorbrachte, ohne dabei eine Miene zu verziehen.

»Wenn es in unserem Land doch wieder Krieg geben sollte, warum dann und vor allem wann?«

Die Klosterbrüder runzelten beide nachdenklich die Stirn, und dann antwortete Bruder Guilbert, dass es nicht nach Krieg aussehe, solange Knut Eriksson und sein Jarl Birger Brosa an der Macht seien. Die Frage sei eher, was eines Tages nach dem Tod von König Knut geschehen würde.

»Dann ist die Gefahr eines neuen Krieges nämlich sehr groß«, meinte Pater Guillaume und seufzte. Er erzählte, dass der neue Erzbischof Petrus beim Kirchenkonvent des

vergangenen Jahres in Linköping deutlich gezeigt habe, auf welcher Seite er stehe. Er war Anhänger der sverker'schen Sippe und hatte seinen Bischofsornat von Absalon, dem Erzbischof der Dänen in Lund, erhalten. Dieser Absalon intrigierte gegen die Familie der Eriker und wollte für das sverker'sche Geschlecht die Königskrone Götalands und Svealands zurückgewinnen. Es gab auch ein Mittel, das zu erreichen, und das kannte König Knut Eriksson sicher ebenso wenig, wie er wusste, dass sein neuer Erzbischof ein Mann der Dänen und der sverker'schen Leute

war.

Bei Bischof Absalon in Lund lag ein Brief der seligen Äbtissin Rikissa, den diese auf ihrem Sterbebett hatte aufsetzen lassen und in dem stand, dass König Knuts Gemahlin, Königin Cecilia Blanka, seinerzeit das Keuschheitsgelübde abgelegt habe, als sie eine der Familiaren im Kloster von Gudhem gewesen sei. Sie habe gelobt, für alle Ewigkeit Gottes Dienerin zu bleiben. Da König Knut Cecilia Blanka später aus Gudhem geholt, sie zu seiner Königin gemacht und diese ihm dann vier Söhne und zwei Töchter geboren hatte ...

... ließe sich behaupten, die Kinder des Königs seien unehelich und hätten deswegen kein Anrecht auf die Krone, folgerte Arn schnell. Ob der Heilige Vater in Rom schon seine Ansicht in dieser Sache kundgetan habe?

Nein, da sie gerade einen neuen Papst bekommen hätten, Cölestin III., wisse man noch nicht, welche Ansicht der Heilige Stuhl vertrete, was die ehelichen oder unehelichen Königssöhne in Götaland betreffe. Für den neuen Papst gebe es sicher erst einmal wichtigere Fragen.

Und wenn keiner von König Knuts Söhnen dessen Nachfolge antreten

könne, konstatierte Arn, dann würden vermutlich Erzbischof Petrus und vielleicht noch andere Bischöfe nicht ganz überraschend jemand aus der sverker'schen Sippe als neuen König vorschlagen?

Die beiden Klosterbrüder nickten düster. Arn saß eine Weile nachdenklich da, ehe er mit einer Miene aufstand, als seien all das nur kleine Sorgen, sich für diese wichtige Auskunft bedankte und vorschlug, sich sofort ins Skriptorium zu begeben, um das Gold zu wiegen, die Stiftungsurkunden aufzusetzen und zu besiegeln.

Pater Guillaume, der schon seit

einer geraumen Weile fand, dass das Gespräch eine uninteressante und banale Wendung genommen habe, stimmte diesem Vorschlag sofort zu.



Als das eigentümliche Gefolge aus schweren Ochsenkarren, die von leichten sarazenischen Pferden eskortiert wurden, am nächsten Morgen das Kloster Varnhem Richtung Skara verließ, befand sich auch Bruder Guilbert unter dem neu erworbenen Gut. So sah zumindest er selbst etwas ironisch die plötzliche

Wendung in seinem Leben. Arn hatte ihn mit derselben Leichtigkeit gekauft, mit der er seinen Grabplatz erworben hatte und dazu die Pferde und so gut wie alle Sättel und alles Zaumzeug, das in Varnhem hergestellt worden war. Bruder Guilbert hätte nicht einmal etwas daran ändern können, wenn er protestiert hätte, da Pater Guillaume von Arns Gold geblendet gewesen war. Statt in der Stille von Varnhem auf das Ende seines Lebens zu warten, ritt Bruder Guilbert jetzt mit fremden Männern einem unbekannten Ziel entgegen und fand das sehr gut so. Über Arns Pläne wusste er nichts, aber er glaubte

nicht, dass er alle diese Pferde nur gekauft hatte, um sein Auge an ihnen zu erfreuen.

Die sarazenischen Reiter des Gefolges - denn dass es sich bei ihnen um Sarazenen handelte, war für Bruder Guilbert kein Geheimnis - schienen kindisch vergnügt darüber, dass sie ihre lange Reise jetzt zu Pferde fortsetzen konnten. Bruder Guilbert dachte sich, dass es dem heiligen Bernhard dort oben im Himmel offenbar gefiel, mit seinem Mönch zu scherzen, denn Bruder Guilbert hatte einst in seiner Verzweiflung darüber, dass niemand die Pferde von Varnhem kaufen

wollte, gerufen, dass der heilige Bernhard ihm dann wenigstens sarazenische Käufer schicken möge. Jetzt ritt er unter ebensolchen lautstark scherzenden Sarazenen, mit denen niemand gerechnet hatte. An den Zügeln der Ochsenkarren saßen Männer, die eine fremde Sprache zu sprechen schienen. Bruder Guilbert war noch nicht schlau daraus geworden, wer sie waren und wo sie herkamen.

Und doch war er bedrückt. Denn das, was Arn tat, war eine Art Betrug, den der junge und unerfahrene Pater Guillaume in seinem Unverstand nicht durchschaut hatte,

so sehr war er von dem Gold geblendet worden. Auch ein Tempelritter durfte nicht mehr besitzen als ein Mönch in Varnhem. Ein Templer, bei dem man eine Goldmünze entdeckte, hätte sofort seinen weißen Mantel verloren und wäre gezwungen gewesen, den Templerorden zu verlassen.

Bruder Guilbert entschloss sich, das Unangenehme so schnell wie möglich hinter sich zu bringen. Das hatte er als Templer gelernt. Er gab seinem Schimmel die Sporen, ritt zu Arn, der das Gefolge anführte, und brachte ohne weitere Umschweife sein Anliegen vor.

Arn schien diese direkte Frage jedoch nicht schlecht aufzunehmen, sondern lächelte nur und wendete seinen edlen Hengst, der aus Outremer stammte und zu einer Rasse gehörte, die Bruder Guilbert nicht kannte. Dann ritt Arn im Galopp zu einem der letzten Karren, sprang hinauf und begann zu suchen.

Bald kam er mit einer wasserdichten Lederrolle zurück und reichte sie wortlos Bruder Guilbert, der sie ebenso neugierig wie unruhig öffnete.

Es handelte sich um ein Schreiben in drei Sprachen, unterzeichnet vom Großmeister der Tempelritter Gérard

de Ridefort. Dort stand, dass Arn de Gothia nach zwanzig Jahren Dienst als Bruder auf Zeit nun seine Stellung im Templerorden verlasse und dass der Großmeister höchstpersönlich ihn hiermit entlasse. Arn habe jedoch aufgrund aller Dienste, die er dem Orden erwiesen habe, weiterhin das Recht, wann immer er wolle, den weißen Mantel mit seiner letzten Rangbezeichnung zu tragen.

»Da siehst du, mein lieber Bruder Guilbert«, sagte Arn, nahm den Bogen, rollte ihn zusammen und steckte ihn vorsichtig wieder in die Lederhülle. »Ich bin Templer und auch wieder nicht. Und ehrlich gesagt

halte ich es für gerechtfertigt, ab und zu Schutz hinter dem roten Kreuz zu suchen, wenn man ihm so lange gedient hat.«

Was Arn damit meinte, war Bruder Guilbert anfangs nicht ganz klar. Aber nachdem sie eine Weile geritten waren, begann Arn von seiner Heimreise zu erzählen, und da wurden seine Worte verständlicher.

Die Männer, die mit ihnen zusammenritten, hatte Arn gekauft, gefangen genommen oder gegen Sold in seinen Dienst genommen, als er noch in Outremer unterwegs gewesen war. Dort waren alle einander zu Feinden geworden: Sarazenen, die

Christen gedient hatten, lebten ebenso gefährlich wie Christen, die bei Sarazenen im Dienst gestanden hatten. Eine Gruppe Männer zusammenzubekommen, die nützlich sein konnte, falls er wirklich den gesamten Weg ins Westliche Götaland bewältigen sollte, war nicht schwierig gewesen.

Als weniger einfach hatte sich der Kauf eines geeigneten Schiffes herausgestellt, auch wenn er mit dem Norweger Harald Østeinsson über einen Seemann verfügte, der mit den meisten Unbilden fertigwerden würde. Als er im Hafen von Saint Jean d'Acre mehrere Templerschiffe

vorgefunden hatte, die nach den großen Niederlagen der Christen weder über eine Besatzung noch über eine Ladung verfügten, lag die Idee bald auf der Hand. Denn wenn man mit einer wertvollen Ladung, aber nur wenigen Männern, die sie verteidigen konnten, unterwegs war, dann war die Reise über das Mittelmeer ein Alptraum - außer wenn man das Segel und die Farben der Templer hisste.

Arn war keineswegs der Einzige gewesen, der an Bord einen weißen Mantel getragen hatte. Immer wenn ein fremdes Schiff in die Nähe gekommen war, um die mögliche

Beute in Augenschein zu nehmen, hatten alle an Bord einen weißen Mantel überziehen müssen. Nur einmal waren sie auf Piraten gestoßen, die unklug genug gewesen waren, anzugreifen. Das war in dem engen Sund gewesen, der das Mittelmeer und das große Meer verband. Dank Gottes Schutz und der Geschicklichkeit des Rudergängers Harald Østeinsson waren sie noch einmal unversehrt davongekommen.

An den Küsten Portugals und des Frankenreiches waren die Tempelritter so bekannt, dass ihnen keine weiteren Gefahren drohten, bis sie England passiert hatten und sich

den nordischen Ländern näherten. In Lödöse hatten nur wenige Männer gewusst, woher das fremde Segel stammte, das sich auf dem Götafluss näherte.

Hier beendete Arn die lange Erzählung über seine Seereise, möglicherweise, weil Bruder Guilbert zum Schluss etwas ungeduldig geworden war. Sie ritten schweigend eine Weile nebeneinander her, und Arn wartete auf die nächste Frage.

Bruder Guilbert betrachtete verstohlen das Gesicht seines Freundes. An Arns Äußerem erstaunte ihn nichts. Hätte man ihn

vor ihrem Wiedersehen gebeten, Arns Aussehen nach zwanzig Jahren Dienst als Tempelritter in Outremer zu schildern, dann hätte er Arn genau so beschrieben. Blonder Vollbart, der noch nicht ergraut war, aber bereits seinen Glanz verloren hatte; schließlich trugen alle Templer Bärte. Kurzes Haar, das verstand sich von selbst. Weiße Narben auf den Händen und überall im Gesicht, die Überbleibsel von Pfeil- und Schwertwunden. Vielleicht die Spur eines Axthiebes über der einen Braue, durch die der Blick des einen Auges etwas starr wirkte. Ungefähr so hatte er ihn sich vorgestellt. Der

Krieg in Outremer war kein Spaziergang.

Arn war jedoch von einer inneren Unruhe erfüllt, die sich nicht ohne weiteres mit dem bloßen Auge erkennen ließ. Dass er der Meinung war, im Heiligen Krieg lange genug gedient zu haben, hatte er bereits am Vortag erzählt und dafür gute Gründe angeführt. Aber jetzt, da er die vorletzte Tagesetappe des Heimweges ritt, und zwar mit großen Reichtümern, was für einen zurückkehrenden Tempelritter wahrlich ungewöhnlich war, hätte er glücklicher, ausgelassener und voller eifriger Pläne sein müssen.

Stattdessen schien ihn eine große Unsicherheit zu erfüllen, beinahe eine Furcht, wenn das nun das richtige Wort für einen Tempelritter war.

»Woher hast du diese unglaublichen Mengen Gold?«, fragte Bruder Guilbert verbissen, als sie an Skara vorbeigeritten waren.

»Wenn ich dir diese Frage jetzt beantworten würde, dann würdest du mir vielleicht nicht glauben, lieber Guilbert«, antwortete Arn und blickte dabei nach unten. »Oder noch schlimmer, du könntest glauben, ich hätte einen Verrat begangen, und eine solche Vermutung, wenn sie auch nur vorübergehend wäre, würde uns

beide bekümmern. Glaub meinem Wort: Dieser Reichtum ist nicht mit unrechten Mitteln erworben. Ich werde dir alles erzählen, sobald wir genug Zeit haben, denn diese Geschichte ist nicht so ohne weiteres zu verstehen.«

»Ich glaube dir natürlich, aber bitte mich nie wieder, deinen Worten Glauben zu schenken«, antwortete Bruder Guilbert säuerlich. »Wir haben uns innerhalb und außerhalb der Klostermauern nie angelogen, und ich halte es für selbstverständlich, dass wir miteinander reden wie die Templer, die wir einmal waren.«

»Genauso wünsche ich mir das

auch, und ich werde den Wunsch, mir zu glauben, nie mehr vorbringen.« Arn flüsterte beinahe, den Blick immer noch zu Boden gerichtet.

»Nun, dann frage ich etwas Einfacheres«, sagte Bruder Guilbert mit lauterer und munterer Stimme. »Wir reiten jetzt auf Arnäs zu, die Burg deiner Väter, nicht wahr? Dein Gepäck ist nicht zu verachten, darunter sind nicht nur Pferde aus Outremer, sondern auch ein Mönch, den du dir gerade in Varnhem gekauft hast, nein, widersprich mir nicht! Auch ich gehöre zu den Dingen, die du gekauft hast, und ich muss zugeben, dass das etwas ungewohnt

für mich ist, aber so ist es nun mal. Andere Männer hast du ebenfalls gekauft, möglicherweise nach schwierigeren Verhandlungen als denen mit Pater Guillaume, aber sie sollen ebenfalls für etwas Bestimmtes verwendet werden, genau wie ich. Willst du mir etwas über all das verraten? Wer sind im Übrigen all die anderen, die zum Gefolge gehören?«

»Die beiden Männer, die auf den Stuten links von dir reiten, sind Ärzte aus Damaskus«, antwortete Arn, ohne zu zögern. »Die beiden, die auf dem Karren ganz hinten sitzen, sind Deserteure aus der Armee von König

Richard Löwenherz, ein Bogenschütze und ein Armbrustschütze. Der Norweger Harald Østeinsson, der den Mantel eines Tempelritterknappen trägt, hat bei mir als Knappe gedient. Die beiden auf dem Ochsenkarren genau hinter uns sind Waffenhändler und Handwerker aus Damaskus. Ansonsten siehst du überwiegend Baumeister und Pioniere aus beiden Kriegsparteien. Bis auf Harald stehen sie alle in meinem Sold, denn ich habe ihnen in ihrer schwächsten Stunde ein Angebot gemacht, das sie kaum ausschlagen konnten. Ist das eine Antwort auf die Frage, die du

stellen wolltest?«

»Ja, zumindest zu einem nicht geringen Teil«, antwortete Bruder Guilbert nachdenklich. »Du hast vor, etwas Großes zu bauen, nicht wahr? Doch was ist es, was wir alle bauen sollen?«

»Frieden«, antwortete Arn verbissen.

Bruder Guilbert überraschte diese Antwort so sehr, dass ihm lange keine Frage mehr einfiel.

Als das Gefolge sich am zweiten Reisetag der Kirche von Forshem näherte, war der Sommer mit all seiner Kraft zurückgekehrt. Man konnte sich kaum mehr vorstellen, dass die ganze Gegend noch vor wenigen Tagen von Stürmen und Unwettern gebeutelt worden war. Bäume und anderes, was auf den Weg und über die Zäune gefallen war, hatte man bereits weggeräumt. Auf den Feldern war das Setzen der Rüben in vollem Gang.

Da im Land lange Frieden geherrscht hatte, waren keine bewaffneten Männer auf den Straßen unterwegs, und niemand störte die

Reisenden, obwohl schon von Ferne zu erkennen war, dass sie Fremde sein mussten. Wer draußen auf den Feldern arbeitete, richtete sich auf und betrachtete eine Weile neugierig die Ochsenkarren und die Reiter auf den lebhaften Pferden, machte sich dann aber wieder an die Arbeit.

Als sie zur Kirche von Forshem kamen, führte Arn seine Karawane den Hügel hinauf zum Vorplatz und gab ein Zeichen, dass gerastet und ausgeruht werden sollte. Als alle abgesessen waren, ging er hinüber zu den Moslems, die meist für sich blieben, und teilte ihnen mit, dass es bis zur Gebetsstunde des Nachmittags

noch etwas dauern würde, dass aber die Christen eine Weile beten wollten. Danach forderte er die beiden armenischen Brüder und Bruder Guilbert auf, ihm in die Kirche zu folgen. Als sie sich dem Portal näherten, kam der Priester von seinem Hof herbeigeeilt und rief ihnen zu, dass sie Gottes Haus nicht in Waffen betreten dürften. Er stellte sich vor das mit altmodischen Ornamenten verzierte Portal der Holzkirche und versperrte ihnen mit ausgestreckten und zitternden Armen den Weg.

Arn erklärte, wer er sei, nämlich der Sohn von Herrn Magnus auf

Arnäs, dass es sich bei seinen Gefährten um gute Christen handele und dass sie nach einer langen Reise vor dem Altar ein Dankgebet sprechen und der Kirche bei dieser Gelegenheit auch Gold spenden wollten. Daraufhin wurden sie auch gleich von dem Priester eingelassen, der erst jetzt zu bemerken schien, dass es sich bei einem der Fremden um einen Zisterzienser in weißem Habit handelte und dass zwei von ihnen rote Kreuze als Wappen trugen. Unter Entschuldigungen schloss er umständlich das Kirchenportal auf.

Kaum war Arn ein paar Schritte den Mittelgang hinuntergegangen, da

hatte ihn der Priester schon eingeholt und zerrte an seinem Schwert. Er sagte etwas in einer seltsamen Mischung aus Volkssprache und Latein: Ein Schwert im Hause Gottes sei ein Greuel. Bruder Guilbert scheuchte ihn daraufhin wie eine Fliege weg und erklärte, Herr Arn trage an seiner Seite ein gesegnetes Schwert, ein Templerschwert, und vermutlich das einzige, das sich je in der Kirche von Forshem befunden habe.

Vor dem Altar fielen sie auf die Knie, zündeten einige Kerzen an und sprachen ihre Gebete. Sie legten auch Silber auf den Altar, was den

aufgereagten Gottesmann sofort
beruhigte.

Nach einer Weile bat Arn darum,
mit seinem Gott allein sein zu dürfen,
und die anderen gehorchten ihm
widerspruchslos, gingen davon und
schlossen das Portal hinter sich.

Arn betete lange um Hilfe und Rat.
Das hatte er oft getan. Aber noch nie
hatte er dabei etwas gefühlt oder von
der Heiligen Jungfrau als Antwort ein
Zeichen erhalten.

Dennoch hatten ihn nie Zweifel
befallen. Die Menschen bevölkerten
die Erde, wie Gott es befohlen hatte.
In jedem Augenblick hörten Gott und

die Heiligen daher Tausende von Betenden, und wenn sie sich die Zeit nähmen, allen zu antworten, würde nur ein großes Durcheinander entstehen. Wie viele einfältige Gebete wohl von den Menschen gesprochen wurden, die das Jagdglück, ein erfolgreiches Geschäft, die Geburt eines Sohnes und die Gesundheit betrafen?

Und wie viele Tausend Male hatte Arn nicht die Heilige Jungfrau angefleht, sie möge Cecilia und ihr Kind beschützen? Wie viele Male hatte er nicht um Kriegsglück gebetet? Vor jedem Angriff im Heiligen Krieg, wenn sie Knie an

Knie in ihren weißen Mänteln auf ihren Pferden gesessen hatten, um sich im nächsten Augenblick dem Tod oder dem Sieg entgegenzuwerfen, hatte sich die Heilige Jungfrau diese Gebete anhören müssen. Fast allen Gebeten lagen selbstsüchtige Wünsche zugrunde.

Aber diesmal bat Arn die Muttergottes darum, ihn zu führen und ihm zu raten, was er mit all der Macht, die er mit nach Hause brachte, anfangen solle. Er betete darum, nicht bestechlich und habsüchtig zu werden. Das Wissen, dass er als Krieger mehr konnte als seine Landsleute, sollte ihn nicht in

Versuchung führen, und das Gold und das Wissen, über die er jetzt verfügte, sollten nicht auf unfruchtbaren Boden fallen.

Und da, zum ersten Mal in seinem Leben, gab ihm die Heilige Jungfrau Antwort. Er konnte ihre klare Stimme in seinem Inneren hören und sie in dem Licht sehen, das in diesem Moment durch eines der hohen Fenster der kleinen Holzkirche auf sein Antlitz fiel. Ein Wunder war es sicher nicht, da viele Menschen von Gebetserhörungen zu berichten wussten. Arn erlebte es jedoch zum ersten Mal, und er wusste jetzt mit Sicherheit, was er zu tun hatte, denn

die Heilige Jungfrau hatte es ihm selbst gesagt.

Der Weg von der Kirche in Forshem zur Burg Arnäs war nicht länger, als dass man auf ihm zweimal zu rasten brauchte. Auf halber Strecke hielten sie kurz an, denn für die Männer des Propheten war die Stunde des Gebets gekommen. Die Christen legten sich hin, um zu schlafen.

Arn trat jedoch auf eine Waldlichtung, und das Licht Gottes fiel durch das zarte hellgrüne Buchenlaub auf sein narbenübersätes Gesicht. Zum ersten Mal auf der langen Reise hatte er inneren Frieden

gefunden. Jetzt endlich hatte er verstanden, weshalb Gott sein Leben so lange geschont hatte.

Das war das Wichtigste, das Entscheidende. Und in dieser Stunde ließ er sich nicht von dem Zweitwichtigsten stören.



Seit einiger Zeit ging ein seltsames Gerücht im Westlichen Götaland um. Ein mächtiges fremdes Schiff war erst bei Lödöse auf dem Götafluss gesichtet worden und anschließend sogar weit flussaufwärts bei den

Trollfällen. Fremdländisch
aussehende Männer hätten versucht,
das Schiff mit vielen Ochsen und
angeheuerten Männern die
Stromschnellen hinaufzuziehen.
Schließlich hätten sie jedoch
aufgeben müssen und seien wieder
zum Handelsplatz Lödöse den Fluss
hinabgefahren.

Man rätselte, was sie damit
beabsichtigt haben könnten, ein
solches Schiff in den Vänersee zu
befördern. Einige aus der
norwegischen Garde der Burg Arnäs
meinten, dass das Schiff sicher zur
norwegischen Seite des Vänersees
unterwegs gewesen sei. König Sverre

hätte in Norwegen schon mehrmals merkwürdige Kriegszüge unternommen, indem er mit seinen Schiffen dort aufgetaucht sei, wo ihn niemand erwartet hätte. Aber jetzt sei kein Krieg in Norwegen, auch wenn von Frieden nicht wirklich die Rede sein könne.

Niemand konnte außerdem mit Sicherheit sagen, dass es sich um ein Kriegsschiff handelte, denn es wurde gemunkelt, dass schon von weitem ein rotes Kreuz auf dem großen, schräggestellten Segel zu erkennen gewesen sei. Ein solches Zeichen führten keine Schiffe im Norden, so viel war sicher.

Einige Zeit hatte man auf dem hohen Turm von Arnäs das ruhige sommerliche Wasser des Vänersees besonders wachsam im Auge behalten, bis das fürchterliche Unwetter kam. Aber da sich kein Schiff zeigte und im Westlichen Götaland Frieden herrschte, kehrten bald alle zu ihren normalen Verrichtungen zurück.

Nur ein Mann wurde nicht müde, oben auf dem Turm zu sitzen und seine tränenden alten Augen damit zu quälen, über die sonnenschillernde Wasserfläche zu starren: Magnus Folkesson, der Herr von Arnäs. Vor drei Wintern hatte ihn der Schlag

getroffen, und seither konnte er nicht mehr verständlich sprechen und war linksseitig von Kopf bis Fuß gelähmt. Er hielt sich dort oben auf dem Turm zusammen mit ein paar Leibeigenen ein wenig abseits von den anderen, als würde er sich schämen, sich unter Leute zu begeben. Vielleicht war es aber auch so, dass es seinem ältesten Sohn Eskil nicht gefiel, dass man sich über seinen Vater hinter dessen Rücken lustig machte. Jetzt saß der Alte jedenfalls täglich dort oben, so dass ihn alle auf Arnäs sehen konnten. Der Wind zauste sein verfilztes weißes Haar, und seine Geduld schien unerschöpflich. Alle machten

Witze darüber, was der Alte dort oben wohl sehen mochte.

Doch die Spötter sollten ihre Witzeleien noch bereuen. Herr Magnus hatte nämlich ein Zeichen empfangen und wartete auf ein Wunder, das ihm die Heilige Jungfrau zugesagt hatte. Er war derjenige, der von seinem Aussichtspunkt aus als Erster sah, was geschah.

Drei Knaben aus den Familien der Leibeigenen kamen den immer noch nassen und lehmigen Weg von Forshem nach Arnäs entlanggelaufen. Sie riefen laut und fuchtelten mit den Armen, und alle drei versuchten, als Erster in der Burg zu sein, da es

manchmal geschah, dass ein Armer, der eine wichtige Nachricht überbrachte, mit einer Silbermünze belohnt wurde.

Als sie die lange schaukelnde Brücke aus Holz erreicht hatten, die über den Sumpf zur eigentlichen Burg führte, stellte der eine Junge, der etwas größer und stärker war als die beiden anderen, erst dem einen und dann dem anderen ein Bein, um selbst außer Atem und mit hochrotem Gesicht als Erster zur Burg zu kommen. Die beiden anderen hinkten in einigem Abstand hinter ihm her.

Man hatte sie bereits gesehen, als sie auf der Brücke waren, und Svein,

den Anführer der Garde, herbeigerufen. Gebieterisch erwartete dieser den ersten Läufer vor dem Burgtor und bekam ihn am Kragen zu fassen, gerade als er an ihm vorbeirennen wollte. Er zwang ihn in einer Pfütze auf die Knie, hielt ihn mit seinem eisernen Handschuh fest und forderte Auskunft. Noch ehe der Junge antworten konnte, waren die anderen beiden Knaben am Ziel, warfen sich freiwillig auf die Knie und versuchten gleichzeitig zu erzählen, was sie gesehen hatten.

Der Gardist Svein brachte sie daraufhin alle drei mit Ohrfeigen zur Ruhe und fragte sie der Reihe nach

aus. Schließlich erfuhr er etwas zusammenhängender, was sie gesehen hatten: Ein Gefolge aus vielen Kriegern und schweren Ochsenkarren näherte sich der Burg Arnäs. Es handelte sich weder um Leute der sverker'schen Sippe oder deren Verbündete noch um Folkunger oder Leute aus dem Erikschen Geschlecht. Sie schienen aus einem fremden Land zu stammen.

Es entstand ein großer Aufruhr. Man blies in die Hörner, und die Männer der Garde liefen zu den Ställen, wo die leibeigenen Stallknechte bereits damit begonnen hatten, die Pferde zu satteln. Es

wurden Leute geschickt, um Herrn Eskil zu wecken, der um diese Tageszeit seine herrschaftliche Mittagsruhe pflegte. Anderen wurde befohlen, die Zugbrücke hochzuziehen, damit die Fremden nicht die Burg betreten konnten, ehe man herausgefunden hatten, ob es sich um Freunde oder Feinde handelte.

Bald saß Herr Eskil mit zehn Mann seiner Garde zu Pferde vor der hochgezogenen Brücke von Arnäs und behielt gespannt die gegenüberliegende Seite des Sumpfes im Auge, wo sich die Fremden bald zeigen mussten. Es war später Nachmittag, und die Männer hatten

die Sonne in den Augen. Als die Fremden sich auf der anderen Seite zeigten, waren sie im Gegenlicht nur schwer auszumachen. Einige glaubten, Mönche vor sich zu haben, andere meinten, ausländische Krieger zu erkennen.

Die Fremden schienen einen Augenblick lang unschlüssig zu sein, als sie die hochgezogene Zugbrücke und die schwer bewaffneten Männer auf der anderen Seite entdeckten. Aber dann ritt ein Reiter in weißem Mantel und weißem Waffenhemd mit einem roten Kreuz allein auf die Zugbrücke zu.

Herr Eskil und seine Männer

warteten schweigend und voller Spannung, während sich der bärtige Reiter barhäuptig näherte. Jemand flüsterte, dass der Fremde ein seltsam jämmerliches Pferd reite. Zwei Männer der Garde stiegen ab, um ihre Bogen spannen zu können.

Da geschah etwas, was einige anschließend als Wunder bezeichneten. Der alte Herr Magnus rief etwas von seinem Turm, und viele wollten später schwören, er hätte deutlich die folgenden Worte gesprochen: Der Herr sei gelobt, denn der verlorene Sohn ist aus dem Heiligen Land zurückgekehrt.

Eskil war anderer Meinung. Denn

ihm sei, wie er später erklärte, in dem Moment alles klargeworden, als der Gardesoldat die Bemerkung über das jämmerliche Pferd gemacht habe.

Mit einer Stimme, aus der einige ein Zittern und eine gewisse Schwäche herauszuhören meinten, befahl Herr Eskil, die Zugbrücke für den fremden Reiter wieder herabzulassen. Er musste den Befehl zweimal geben, ehe man ihm gehorchte.

Herr Eskil stieg von seinem Pferd und ließ sich wie im Gebet vor der knirschenden Zugbrücke niedersinken, die jetzt herabgelassen wurde, so dass bald alle die Sonne in

den Augen hatten. Das Pferd des weiß gekleideten Reiters sah aus, als würde es über die Zugbrücke fliegen, noch ehe sie sich ganz herabgesenkt hatte. Der Reiter warf sich in einer einzigen Bewegung, die noch keiner zuvor gesehen hatte, von seinem Pferd und kniete im Nu neben Herrn Eskil nieder. Die beiden umarmten sich, und auf den Wangen von Herrn Eskil schimmerten Tränen.

Ob dies ein doppeltes oder ein einfaches Wunder war, darüber ließ sich streiten. Man war sich nicht einig, ob der alte Herr Magnus oben auf dem Turm genau in diesem Augenblick seine Vernunft

zurückerhalten hatte. Sicher war jedoch, dass Arn Magnusson, der Krieger, von dem zu dieser Zeit nur noch die Sagas zu berichten wussten, nach vielen Jahren im Heiligen Land zurückgekehrt war.



An diesem Tag gab es große Aufregung und Unordnung auf Arnäs. Als die Hausherrin Erika Joarsdotter ins Freie trat, um die Gäste mit einem Bier willkommen zu heißen, und Arn und Eskil untergehakt über den Hof kommen sah, ließ sie alles fallen und

lief mit ausgebreiteten Armen auf sie zu. Arn ließ seinen Bruder Eskil los und beugte sein Knie, um seine Stiefmutter höfisch zu begrüßen. Er hätte beinahe das Gleichgewicht verloren, als sie sich um seinen Hals warf und so ungestüm küsste, wie das eigentlich nur eine Mutter tut. Alle sahen, dass der heimgekehrte Krieger solche Sitten nicht mehr gewohnt war.

Wagen wurden polternd und knarrend auf den Burghof gezogen, schwere Truhen und eine Menge Waffen wurden abgeladen und in eine der Kammern des Turms getragen. Außerhalb der Mauern wurde hastig aus Segeln und fremdländischen

Teppichen ein Zeltlager errichtet, und viele dienstwillige Hände halfen, für alle Pferde, die Herr Arn besaß, ein Gatter zu errichten. Kälber und Ferkel wurden geschlachtet, und die Köche entzündeten große Feuer. In der Umgebung von Arnäs verbreitete sich bald ein verheißungsvoller Duft. Der Abend begann vielversprechend.

Nachdem Arn alle Männer der Garde begrüßt hatte, von denen einige nur unwillig das Knie vor ihm beugten, fragte er plötzlich mit bekümmertem Gesicht nach seinem Vater. Eskil antwortete schroff, er sei nicht mehr bei Sinnen und deswegen oben auf dem Turm untergebracht.

Arn ging sogleich mit großen Schritten und wehendem weißen Mantel auf den Turm zu, und alle wichen ihm aus.

Oben auf der höchsten Zinne fand er seinen Vater in elender Verfassung, aber mit glücklicher Miene. Er stand mit einem Diener als Stütze gegen die Mauer gelehnt und hielt einen groben Stock in seiner gesunden Hand. Arn beugte schnell sein Haupt und küsste die gesunde Hand seines Vaters. Dann umarmte er ihn. Sein Vater war mager wie ein Kind, und sein gesunder Arm war ebenso dünn wie sein kranker. Er roch schlecht. Arn wusste nicht, was er sagen sollte, doch da beugte sich

sein Vater unter großer Anstrengung und mit wackelndem Kopf vor und flüsterte: »Die Engel des Herrn ... sollen frohlocken ... und das gemästete Kalb ... soll geschlachtet werden.«

Arn hörte diese Worte ganz deutlich, und verständig waren sie, da sie sich auf die Geschichte von der Rückkehr des verlorenen Sohnes in der Heiligen Schrift bezogen. Das ganze Gerede davon, dass der Vater seinen Verstand verloren hätte, war also Unsinn. Erleichtert hob Arn ihn auf seine Arme und drehte dann eine Runde um den Zinnenkranz, um sich einen Eindruck zu verschaffen, wie

sein Vater hier oben lebte. Als er das dunkle Turmzimmer in Augenschein nahm, sah es dort schlimmer aus, als er befürchtet hatte. Er runzelte bei dem Gestank nach Urin und verdorbenen Lebensmitteln die Stirn, machte auf dem Absatz kehrt und ging auf die Treppe zu, während er mit seinem Vater sprach, als sei dieser ein Mann mit Verstand wie alle anderen auch. So hatte schon seit mehreren Jahren niemand mit ihm geredet. Arn meinte, der Herr von Arnäs solle nicht länger in einem Schweinestall hausen müssen.

Auf der engen Wendeltreppe traf er Eskil, der langsam nachgekommen

war, denn die Treppe war nicht für Männer mit Bauch gebaut. Eskil musste murrend umkehren und wieder nach unten gehen. Arn, der ihren Vater wie ein Bündel über der einen Schulter trug, folgte Eskil und ordnete in strengem Ton an, was jetzt zu tun sei.

Auf dem Hof hob Arn seinen Vater herunter, da es entwürdigend gewesen wäre, ihn noch länger wie ein Bündel herumzutragen. Eskil befahl den Dienern, einen Tisch, Kissen und einen mit geschnitzten Drachen verzierten Stuhl in eines der kleineren Kochhäuser an der Südmauer zu bringen, das nur bei

großen Gelagen verwendet wurde. Arn rief, das Turmzimmer des Vaters müsste von oben bis unten geschrubbt werden, und viele verwunderte Augen folgten dem Weg der drei Herren über den Burghof.

Der Stuhl mit den Drachenornamenten kam sofort ins Kochhaus, und Arn setzte seinen Vater vorsichtig nieder und ließ sich auf das eine Knie sinken. Er nahm das Gesicht seines Vaters zwischen die Hände, sah ihm in die Augen und sagte, er wisse gut, dass er mit einem Vater spreche, der alles so gut verstehe wie früher. Eskil stand schweigend hinter ihm.

Der alte Herr Magnus wirkte so überwältigt und atmete so schwer, dass die Gefahr bestand, dass ihn erneut der Schlag treffen würde. Arn nahm die Hände von den Wangen seines Vaters, stand auf und ging mit großen Schritten an seinem ratlosen älteren Bruder vorbei auf den Burghof und befahl etwas in einer Sprache, die niemand verstand.

Bald kamen zwei der Fremden aus Arns Gefolge herbei. Sie trugen dunkle Mäntel und ein blaues Tuch um den Kopf geschlungen. Der eine war jung, der andere alt, und beide hatten rabenschwarze Augen.

»Diese beiden Männer«, sagte Arn

zögernd zu seinem Bruder, aber auch seinem Vater, »heißen Abraham und Josef. Beide sind Freunde aus dem Heiligen Land und Meister der Heilkunst.«

Er erklärte den beiden rabenäugigen Männern etwas in der unbegreiflichen Sprache, und diese nickten und begannen Herrn Magnus vorsichtig, aber ohne übertriebene Ehrfurcht zu untersuchen. Sie betrachteten das Weiß seiner Augen, lauschten seinem Atem und seinem Herzen, schlugen mit einer kleinen Keule auf sein rechtes Knie, so dass der Fuß hochschnellte, und versuchten dann dasselbe mehrere

Male mit dem linken Bein, brachten aber nur eine leichte Zuckung zustande. Diese schien sie aber besonders zu interessieren. Dann gingen sie dazu über, seinen schwachen linken Arm zu heben und fallen zu lassen, während sie sich die ganze Zeit über flüsternd unterhielten.

Eskil, der hinter Arn stand, kam sich übergangen vor. Außerdem wusste er nicht, was er davon halten sollte, dass zwei Fremde mit dem Herrn von Arnäs so umgingen, als gelte es, einen beliebigen Leibeigenen zu untersuchen. Aber Arn bedeutete ihm, dass das seine Richtigkeit habe, und führte ein

kurzes geflüstertes Gespräch in der fremden Sprache. Daraufhin verließen die Ärzte unter tiefen Verbeugungen vor Eskil leise den Raum.

»Abraham und Josef haben gute Neuigkeiten«, sagte Arn, als er mit Eskil wieder allein war. »Unser Vater ist im Augenblick noch zu müde, aber morgen wird seine Heilung beginnen. Mit Gottes Hilfe wird er wieder laufen und sprechen können.«

Eskil antwortete nicht. Es wirkte so, als sei die erste große Freude über das Wiedersehen mit Arn bereits getrübt und als schäme er sich darüber, dass der Eindruck

entstanden sein könnte, er hätte sich nicht ausreichend um seinen Vater gekümmert. Forschend sah Arn seinen Bruder an und schien dessen verborgene Gefühle zu verstehen. Plötzlich breitete er die Arme aus, und sie umarmten sich. Lange standen sie da, ohne etwas zu sagen. Eskil, dem das Schweigen mehr auszumachen schien, murmelte schließlich, es sei ein magerer kleiner Bruder, der da zum Gastmahl erscheine.

Arn entgegnete belustigt, es komme ihm vor, als sei es Eskil gelungen, den Hunger von Arnäs fernzuhalten. Er ähnele immer mehr ihrem

Ahnherrn, Jarl Folke dem Dicken. Da musste Eskil lachen und schüttelte seinen jüngeren Bruder in gespielter Entrüstung, und Arn ließ sich schütteln und musste ebenfalls lachen.

Nachdem sich ihre Heiterkeit gelegt hatte, führte Arn seinen Bruder zu ihrem Vater, der mit seinem hängenden linken Arm ganz still in seinem geliebten Stuhl mit den Drachenschnitzereien saß. Arn ließ sich auf die Knie sinken und zog Eskil zu sich herunter, so dass sich die Köpfe der drei Männer auf einer Höhe befanden. Dann sprach er in ganz gewöhnlichem Ton und nicht wie zu einem Mann, der seinen Verstand

verloren hat: »Ich weiß, dass Ihr alles wie früher hören und verstehen könnt, lieber Vater. Ihr braucht mir jetzt nicht zu antworten, denn wenn Ihr Euch zu sehr anstrengt, wird alles noch schlimmer. Aber morgen soll die Heilung beginnen, und ab morgen werde ich bei Euch sitzen und erzählen, was im Heiligen Land vorgefallen ist. Zuerst wird mir Eskil berichten, was hier zu Hause geschehen ist, denn es gibt vieles, was ich genau wissen möchte.«

Dann erhoben sich die beiden Söhne und verbeugten sich vor ihrem Vater wie früher. Ein kleines Lächeln meinten sie in seinem schiefen

Gesicht ausmachen zu können, wie die Glut eines Feuers, das schon lange erloschen scheint.

Als sie auf den Hof traten, hielt Eskil einen vorbeieilenden Diener an und sagte, er solle Herrn Magnus ein Bett, Wasser und ein Nachtgeschirr ins Kochhaus bringen. Herrschaft und Gesinde liefen eilig hin und her, denn vor dem unerwarteten Willkommensfest, das glanzvoller ausfallen musste als die üblichen Gastmähler auf Arnäs, war viel zu tun. Doch wer in die Nähe der beiden Folkungerbrüder kam, die jetzt zusammen auf das Burgtor zogen, wich beinahe entsetzt zurück. Es hieß

Herr Eskil sei der reichste Mann im Westlichen Götaland, und alle wussten die Macht des Silbers und Goldes zu fürchten, obwohl Herr Eskil eher lächerlich als furchterregend wirkte. Neben ihm ging sein Bruder, der verschollene Krieger Arn, den die Sagas größer und breiter gemacht hatten, als er in Wirklichkeit war. Alle sahen jedoch an seinem Gang, an seinem von Kämpfen gezeichneten Gesicht und daran, dass er sein Schwert und seinen Ringpanzer wie leichte Kleider trug, dass jetzt auch die andere Macht nach Arnäs gekommen war, die Macht des Schwertes, die

die meisten vernünftigen Menschen mehr fürchteten als die Macht des Silbers.

Eskil und Arn gingen durch das Burgtor und zum Zeltlager, das gerade von den Fremden aus Arns Gefolge fertiggestellt wurde. Arn erklärte, dass sie nur die Männer begrüßen müssten, die frei und nicht seine Leibeigenen seien. Als Ersten bat er Harald Østeinsson vorzutreten und erzählte Eskil, Harald und er seien mittlerweile seit bald fünfzehn Jahren Waffenbrüder. Als Eskil den norwegischen Namen hörte, legte er die Stirn in Falten, als versuche er sich an etwas zu erinnern. Dann fragte

er, ob Harald möglicherweise einen Verwandten mit demselben Namen in Norwegen habe, und als Harald sagte, dieser Mann sei sein Großvater väterlicherseits, und sein Vater habe Østein Møyla geheißen, nickte Eskil nachdenklich. Er beeilte sich, Harald zum abendlichen Gastmahl im Langhaus einzuladen, und wies darauf hin, dass es dabei an nordischem Bier in ausreichenden Mengen nicht mangeln werde, was einen so weit gereisten Bundesgenossen sicher freuen werde. Haralds Miene hellte sich auf, und er brach in warme Dankesworte aus.

Anschließend begrüßte Eskil den

alten Mönch, Bruder Guilbert, dessen Haarkranz schon vollkommen weiß war und dessen blanker Schädel bewies, dass er die Tonsur nicht mehr glattrasieren musste. Arn erzählte kurz, dass Pater Guillaume aus Varnhem Bruder Guilbert Urlaub gegeben habe, solange er für Arnäs arbeite. Als er dem Mönch die Hand gab, war Eskil erstaunt, dass dieser so grobe Hände hatte, fast wie die eines Schmieds und ebenso stark.

Weitere Männer, die eine nordische Sprache beherrschten, gab es nicht in Arns Gefolge, und Eskil hatte bald größte Mühe, die fremdartigen Namen zu verstehen, die

Arn herunterleierte. Die Sprache klang in Eskils Ohren bald wie Fränkisch, bald wie etwas ganz anderes.

Vor allem wollte Arn jedoch zwei Brüder vorstellen, die dunkelhäutig waren, jedoch ein Goldkreuz um den Hals trugen. Sie hießen Marcus und Jacob Wachtian, sagte Arn und fügte hinzu, dass sie an ihnen große Freude haben würden, was sowohl größere und kleinere Baumaßnahmen als auch Geschäfte angehe.

Der Gedanke an gute Geschäftsleute munterte Eskil auf, aber im Übrigen war ihm unter all diesen Fremdlingen, deren Sprache er

nicht verstand, deren Mienen er aber schon zu gut zu verstehen meinte, eher unbehaglich zumute. Er bildete sich ein, dass sie Dinge über seinen riesigen Bauch sagten, die nicht sonderlich schmeichelhaft waren.

Arn schien Eskils Verlegenheit ziemlich bald zu bemerken und schickte deswegen alle Männer um sie herum weg und führte seinen Bruder zurück zum Burghof. Als sie durch das Tor kamen, wurde er plötzlich ernst und bat, sich mit ihm möglichst bald in der Schreibstube oben im Turm unter vier Augen unterhalten zu dürfen. Davor müsse er allerdings noch eine Kleinigkeit

erledigen, die er vor dem Gastmahl keinesfalls vergessen durfte. Eskil nickte verlegen und ging auf den Turm zu.

Arn schritt auf das große Kochhaus aus Ziegelsteinen zu, bei dessen Bau er als Junge mitgeholfen hatte. Zufrieden stellte er fest, dass es an einigen Stellen ausgebessert und verstärkt worden war und keinesfalls verfiel.

Dort fand er wie erwartet Erika Joarsdotter vor, die eine lange Lederschürze über einem einfachen braunen Leinenkleid trug. Sie war vollauf damit beschäftigt, Mägde und leibeigenes Gesinde

umherzuscheuchen - wie ein Kommandant der Reiterei in der Schlacht. Als sie ihn entdeckte, stellte sie eilig eine große Schüssel mit dampfend heißem Wurzelgemüse beiseite und fiel ihm zum zweiten Mal um den Hals. Diesmal ließ er sie gewähren, ohne sich zu schämen, da nur Frauen anwesend waren.

»Weißt du, mein liebster Arn«, sagte Erika in ihrer etwas schwer verständlichen Sprache, die wegen ihres gespaltenen Gaumens gleichermaßen durch die Nase wie durch den Mund zu kommen schien und die Arn lange nicht mehr gehört hatte, »dass ich einst der Heiligen

Jungfrau dafür gedankt habe, dass sie einen Engel geschickt hat, als du damals nach Arnäs kamst? Und jetzt bist du wieder hier, in weißem Mantel und einem Waffenhemd mit dem Zeichen unseres Herrn, wahrhaftig ein kämpfender Engel Gottes!«

»Was der Mensch und was Gott sieht, ist nicht immer dasselbe«, murmelte Arn verlegen. »Wir müssen über vieles sprechen, du und ich, und das werden wir auch, da kannst du dir sicher sein. Aber jetzt wartet mein Bruder, und ich möchte dich heute Abend nur um einen kleinen Dienst bitten.«

Erika breitete fröhlich die Arme aus und meinte, sie würde ihm an diesem Abend jeden Dienst der Welt erweisen, und das sagte sie so frech, dass Arn zunächst glaubte, sie nicht richtig verstanden zu haben. Alle anderen Frauen im Kochhaus begannen mehr oder minder unverhohlen zu kichern. Arn tat so, als würde er es nicht bemerken, und bat darum, bei dem kleineren Gastmahl draußen bei den Zelten nur Hammel, Kalb und Hirsch aufzutragen, aber kein Schwein, weder von der wilden noch von der zahmen, fetteren Sorte. Er beeilte sich, zur Erklärung hinzuzufügen, dass

es im Heiligen Land, aus dem seine Gäste kämen, kein Schweinefleisch gebe, aber dass alle mit umso größerer Freude Hammelfleisch essen würden. Außerdem wünschte er, dass neben Bier auch reichlich frisches Wasser zur Mahlzeit ausgeschenkt werden möge.

Offenbar fand Erika Joarsdotter seinen Wunsch seltsam. Sie stand eine Weile reglos und nachdenklich da, die Wangen von der Hitze des Kochhauses gerötet und durch die Eile so atemlos, dass ihr Busen wogte. Aber dann versprach sie, alles so zu besorgen, wie Arn es wünschte, und lief davon, um weitere Tiere

schlachten zu lassen und mehr Männer zu holen, die das Fleisch über den offenen Feuern braten würden.

Arn ging raschen Schrittes zum Turm, dessen Eingang jetzt von zwei Männern aus der Garde bewacht wurde, die wie versteinert auf seinen weißen Mantel und sein Waffenhemd starrten. An den Blick von Männern, die einen Tempelritter auf sich zukommen sehen, hatte sich Arn schon vor Jahren gewöhnt.

Oben in der Rechnungskammer, in der die Bücher geführt wurden, saß bereits sein ungeduldiger Bruder. Arn streifte ohne weitere Erklärungen

seinen weißen Mantel ab und zog sein
Waffenhemd aus. Beide
Kleidungsstücke faltete er so
zusammen, wie es die heilige Regel
vorschrieb, und legte sie vorsichtig
auf einen Hocker. Dann setzte er sich
und lud Eskil mit einer
Handbewegung ein, ebenfalls Platz zu
nehmen.

»Du bist wirklich das Befehlen
gewohnt«, murmelte Eskil halb
verärgert und halb im Scherz.

»Ja. Ich habe während des Krieges
viele Jahre lang Befehl geführt, und
es dauert eine Weile, sich an den
Frieden zu gewöhnen«, entgegnete
Arn, bekreuzigte sich und sprach ein

kurzes Gebet, ehe er fortfuhr. »Du bist mein geliebter älterer Bruder und ich dein geliebter jüngerer Bruder. Unsere Freundschaft hatte immer Bestand, und ich habe mich ebenso nach dir geseht wie du dich nach mir. Ich bin nicht nach Hause zurückgekehrt, um zu befehlen, sondern um zu dienen.«

»Du klingst immer noch wie ein Däne, wenn du redest, oder eher wie ein dänischer Kirchenmann. Ich finde, wir sollten das mit dem Dienen nicht übertreiben, mein Bruder«, antwortete Eskil mit einer scherzhaft übertriebenen Willkommensgeste.

»Und jetzt ist die Stunde

gekommen, die ich immer gefürchtet habe, wenn ich an meine Heimkehr gedacht habe«, fuhr Arn fort, immer noch ernst, wie um zu zeigen, dass er auf den scherzhaften Ton nicht eingehen wollte, zumindest nicht jetzt. Eskil wurde sofort wieder ernst.

»Ich weiß, dass unser Jugendfreund Knut inzwischen König ist, ich weiß, dass unser Onkel Birger Brosa Jarl geworden ist, und ich weiß, dass schon seit vielen Jahren Frieden im Reich herrscht. Jetzt zu all dem, was ich nicht weiß ...«

»Damit weißt du das Wichtigste, aber wie hast du all das auf deiner langen Reise in Erfahrung bringen

können?«, unterbrach ihn Eskil, wie es schien, aus wirklicher Neugier.

»Ich komme aus Varnhem«, antwortete Arn finster. »Wir hatten erst die Absicht, den ganzen Weg hierher mit dem Schiff zurückzulegen, aber dann kamen wir an den Trollfällen nicht vorbei, da unser Schiff zu groß war ...«

»Das war also dein Schiff mit dem Kreuz auf dem Segel!«

»Es ist ein Tempelerschiff, das eine große Ladung an Bord nehmen kann und sicher noch gute Dienste tun wird. Aber darüber wollen wir später sprechen. Wir waren also

gezwungen, von Lödöse aus über Land zu reisen, und da hielt ich es für klug, in Varnhem zu rasten. Dort erfuhr ich einiges und nahm außerdem meinen Freund Bruder Guilbert mit sowie die Pferde, die draußen auf der Koppel stehen. Jetzt zu meiner Frage: Lebt Cecilia Algotsdotter noch?«

Verwundert starrte Eskil seinen jüngeren Bruder an, der wirklich so aussah, als würde er beim Warten auf die Antwort Qualen leiden: Mit seinen beiden narbenübersäten Händen klammerte er sich an der Tischplatte fest und schien so angespannt, als müsste er mit einem Peitschenhieb rechnen. Als sich

Eskils Erstaunen über diese unerwartete Frage in einem Augenblick, in dem es doch so viel Wichtiges zu besprechen gab, gelegt hatte, musste er zuerst laut lachen. Aber unter Arns brennendem Blick hielt er sich rasch die Hand vor den Mund und räusperte sich, um schnell wieder ernst zu werden.

»Du fragst als Erstes nach Cecilia Algotsdotter?«

»Es gibt andere Fragen, die mir ebenso wichtig sind, aber diese stelle ich zuerst.«

»Nun denn«, sagte Eskil, wartete etwas mit seiner Antwort und

lächelte. »Nun denn ... Cecilia Algotsdotter ist noch am Leben.«

»Ist sie unverheiratet? Hat sie das Klostersgelübde abgelegt?«

»Sie ist unverheiratet und außerdem Oeconoma des Klosters von Riseberga.«

»Sie hat also das Klostersgelübde nicht abgelegt, sondern kümmert sich um die Geschäfte des Klosters. Wo liegt Riseberga?«

»Von hier aus reitet man drei Tage, aber du solltest lieber nicht hinreiten«, meinte Eskil in scherzhaftem Ton.

»Warum nicht? Gibt es dort Feinde?«

»Nein, wahrhaftig nicht. Aber Königin Blanka war einige Zeit dort und ist jetzt auf dem Weg nach Näs, wo die Burg des Königs liegt ...«

»Du weißt ganz genau, dass ich schon einmal dort war!«

»Richtig, als Knut damals Karl Sverkersson erschlug. Jetzt ist Königin Blanka jedenfalls auf dem Weg nach Näs, und ich bin mir sicher, dass Cecilia sie begleitet. Die zwei hängen zusammen wie Pech und Schwefel. Immer mit der Ruhe, starr mich nicht so an!«

»Ich bin ruhig! Vollkommen ruhig.«

»Ja, das sehe ich. Dann hör mir weiter zu. In zwei Tagen muss ich zu einer Ratssitzung nach Näs reiten, um dort den König, den Jarl und eine Schar Bischöfe zu treffen. Ich glaube, dass sich alle freuen würden, wenn du mich begleiten würdest.«

Arn war auf die Knie gefallen und hatte seine Hände zum Gebet gefaltet. Eskil hatte keinen Grund, ihn zu stören, auch wenn ihm diese ständigen Kniefälle fremd waren. Stattdessen erhob er sich nachdenklich, als sei ihm gerade ein Einfall gekommen, nickte und schlich sich dann auf die Treppe, die hinunter

zur Waffenkammer führte. Was er holen wollte, konnte er auch gleich holen, da er sich schon einmal dazu entschlossen hatte.

Er kam keuchend die Treppe wieder herauf, ohne dass sich Arn hätte stören lassen. Eskil setzte sich und wartete, bis er fand, dass das Herunterleiern von Gebeten lange genug gedauert hatte. Da räusperte er sich.

Als Arn sich erhob, leuchteten seine Augen vor Glück, was Eskil reichlich kindisch vorkam. Außerdem fand er, dass dieser dämmliche Gesichtsausdruck schlecht zu einem Mann passte, der in einem kostbaren

Ringpanzer steckte und dessen stahlverstärkte Stiefel Sporen aus Gold hatten.

»Schau!«, sagte Eskil und schob Arn ein Waffenhemd über den Tisch. »Wenn du schon die Kleider eines Kriegers tragen willst, dann solltest du wenigstens von jetzt ab diese Farben hochhalten.«

Wortlos breitete Arn das Waffenhemd aus und betrachtete den auf den Hinterbeinen stehenden Löwen der Folkunger, ehe er mit einer schnellen Bewegung das Kleidungsstück überzog. Eskil erhob sich daraufhin mit einem blauen Mantel in den Händen, blickte Arn

ernst in die Augen und legte ihm dann den Folkungermantel um.

»Sei ein zweites Mal willkommen. Nicht nur auf Arnäs, sondern auch bei unseren Farben«, sagte er.

Als Eskil nun zur Bekräftigung seinen Bruder umarmen wollte, den er so ohne weiteres wieder in das Geschlecht der Folkerunger aufgenommen und damit auch in die Erbfolge wiedereingesetzt hatte, ließ sich dieser erneut zum Gebet auf die Knie sinken. Eskil seufzte, bemerkte aber, wie Arn mit einer geübten Geste den Mantel links zusammenraffte, damit er sich nicht im Schwertgriff verfangen konnte, als

sei er jederzeit bereit, mit gezogenem Schwert aufzuspringen.

Diesmal war Arn jedoch nicht so lange ins Gebet versunken, und als er sich erhob, umarmte er Arn.

»Ich erinnere mich an die Gesetze, die für Pilger und Büsser gelten, und mir ist bewusst, was du eben getan hast. Ich schwöre den Eid eines Tempelritters, dass ich diese Farben immer ehren werde«, sagte Arn.

»Von mir aus kannst du als Folkunger schwören, das wäre mir lieber«, entgegnete Eskil.

»Ja, das lässt sich wohl machen!«, sagte Arn lachend und breitete den

Mantel aus, dass er wie ein Raubvogel aussah, worüber beide lachen mussten.

»Und jetzt ist es verdammt nochmal Zeit für das erste Bier unter zwei Brüdern in blauen Farben, die sich nach langen Jahren endlich wiedersehen!«, rief Eskil laut, aber bereute es, als er sah, wie Arn bei dieser gottlosen Sprache zusammenzuckte. Um sich so schnell wie möglich aus der Verlegenheit zu befreien, stand er auf und ging zu einer der Schießscharten. Er brüllte etwas auf den Burghof hinunter, was Arn nicht hören konnte, was aber vermutlich Bier betraf.

»Jetzt zu meiner nächsten Frage. Verzeih mir meine Selbstsucht, da es sicher anderes gibt, was für unser Land wichtiger ist als für Arnäs«, sagte Arn. »Aber als ich die Reise, die mir als Buße auferlegt war, antrat, erwartete Cecilia Algotsdotter ein Kind von mir ...«

Es war, als wage Arn nicht, die Frage zu beenden. Eskil, der wusste, dass er ihm etwas Erfreuliches mitteilen konnte, zog die Antwort in die Länge und meinte, er hätte einen viel zu trockenen Hals, um darüber sprechen zu können, ehe sein Bier gekommen sei. Dann stand er ungeduldig auf, ging ein zweites Mal

zur Schießscharte und brüllte einen Befehl hinunter. Doch er hätte nicht ein weiteres Mal zu rufen brauchen, denn schon war ein Paar eiliger nackter Füße unten auf der Wendeltreppe zu hören. Bald standen zwei schäumende Holzkrüge vor ihnen, und die Magd, die sie gebracht hatte, verschwand wie eine Erscheinung.

Die Brüder tranken einander zu, und Eskil leerte seinen Krug weitaus schneller und mannhafter als Arn, was keinen von ihnen überraschte.

»Nun will ich dir sagen, wie es um diese Sache steht«, begann Eskil und setzte sich etwas näher an den Tisch,

zog das eine Knie hoch und stellte den Bierkrug darauf. »Richtig, es ging um deinen Sohn ...«

»Meinen *Sohn!*«, unterbrach ihn Arn.

»Ja. Deinen Sohn. Er heißt Magnus. Beim Bruder seines Großvaters Birger Brosa ist er aufgewachsen. Er hat jedoch weder deinen Namen angenommen noch den Namen Birgersson. Er nennt sich Magnus Månesköld und führt auf seinem Schild neben unserem Löwen einen Mond. Man hat ihn auf dem Thing in unsere Familie aufgenommen, und damit ist er ein echter Folkunger. Er weiß, dass er

dein Sohn ist, und er hat viel geübt, um der beste Bogenschütze im Östlichen Götaland zu werden, da er gehört hat, dass du auf diesem Gebiet ganz hervorragend sein sollst. Was willst du noch wissen?«

»Wie kann er etwas über meine Fähigkeiten als Bogenschütze wissen? Weiß er auch, wer seine Mutter ist?«, fragte Arn ebenso verlegen wie aufgeregt.

»Es werden Lieder über dich gesungen, mein lieber Bruder, und Sagas erzählt. Einiges über den Thing der Götter, als du im Zweikampf siegtest gegen ... wie hieß der andere noch gleich?«

»Emund Ulvbane.«

»Genauso hieß er, ja. Und die Mönche haben auch das eine oder andere darüber erzählt, wie du fünfundzwanzigtausend Tempelritter am Berg der Gierigen zu einem leuchtenden Sieg geführt hast, wie hunderttausend Ungläubige unter eurem Schwert gefallen sind, ganz zu schweigen von ...«

»Der Berg der Gierigen? Im Heiligen Land?«

Plötzlich brach Arn in schallendes Gelächter aus. Leise sprach er »Berg der Gierigen« vor sich hin, lachte noch mehr, hob seinen Bierkrug und

versuchte zu trinken wie ein Mann, verschluckte sich aber sofort. Nachdem er sich den Mund getrocknet hatte, dachte er nach. Plötzlich strahlte er.

»Mont Gisard«, sagte er, »die Schlacht war am Mont Gisard, und wir zählten vierhundert Tempelritter gegen fünftausend Sarazenen.«

»Na, das ist ja auch nicht übel«, sagte Eskil lächelnd. »Dann war es doch die Wahrheit, und die Wahrheit fällt in Liedern und Sagas eben immer glanzvoller aus. Aber wo waren wir stehengeblieben? Richtig! Magnus weiß aus solchen Erzählungen, wer du bist, deswegen übt er sich ständig

im Bogenschießen. Seine Mutter Cecilia hat er übrigens kennengelernt. Die beiden kommen gut miteinander aus.«

»Wo wohnt er?«

»Auf Bjälbo bei Birger Brosa. Er ist bei Birger und Brigida aufgewachsen. Brigida kennst du noch gar nicht. Sie ist die Tochter von König Harald Gille und spricht immer noch wie eine Norwegerin, so wie du immer noch wie ein Däne sprichst. Nun, viele Jahre lebte er auf Bjälbo und hielt sich selbst für einen Sohn Birgers und Brigidas. Mittlerweile gilt er als Pflegebruder von Birger, deswegen führt er auch

einen Mond im Wappen statt der Birgerschen Lilie. Was willst du sonst wissen?«

»Ich vermute, dass ich deiner Meinung nach andere Fragen zuerst hätte stellen sollen. Aber ich hoffe, dass du mir verzeihst. Erst sah ich dich, dann unseren Vater Magnus und musste nicht mehr nach dem fragen, was am naheliegendsten und offenkundigsten war. Aber ich habe in allen Kriegen vor jeder Schlacht für Cecilia und für das Kind gebetet, das ich nicht kannte. Und auf der langen Reise über die Meere habe ich an nichts anderes denken können. Doch nun erzähl von dir und den Deinen

und von Vater und Erika Joarsdotter.«

»Wohl gesprochen, mein lieber Bruder«, sagte Eskil und schmatzte übertrieben genießerisch, als er seinen Krug absetzte, als enthalte er den vortrefflichsten Wein. »Du weißt deine Worte wohl zu wählen, und vielleicht hast du dafür später noch Verwendung, wenn du die Schar der Bischöfe im königlichen Rat auf deine Seite bringen musst. Aber denk daran, dass ich dein Bruder bin und dass wir uns immer nahestanden. Gott helfe uns, dass das immer so bleiben wird. Du musst bei mir nicht schöntun, du kannst mit mir immer als dem sprechen, der ich bin, nämlich

dein Bruder!«

Arn hob zustimmend seinen Krug.

Daraufhin erzählte Eskil in knappen Worten alles Notwendige, was er damit erklärte, dass es nach so vielen Jahren ohnehin so viel zu erzählen gebe, dass man dafür die ganze Nacht benötigen würde. Wenn das abendliche Gastmahl erst einmal vorüber sei, würden sie aber ausreichend Zeit haben.

Von sich erzählte er, dass er nur einen Sohn habe, Torgils, der siebzehn Jahre alt sei und als Knappe in der Garde des Königs reite. Er besitze außerdem zwei Töchter,

Beata und Sigrid, die beide in die Familie von Königin Blanka in Svealand eingeheiratet, aber noch keine Söhne zur Welt gebracht hätten. Er selbst könne sich nicht beklagen. Gott habe ihm beigestanden, er sitze im Rat des Königs und sei dort für den Handel mit dem Ausland verantwortlich. Inzwischen spreche er auch die Sprache der Lübecker, und zweimal sei er schon dort gewesen, um mit Heinrich dem Löwen von Sachsen Verträge zu schließen. Aus Svealand und Götaland segelte man mit Eisen, Wolle, Häuten und Butter gen Süden, aber vor allem mit Trockenfisch, der

in Norwegen gefangen und hergestellt wurde. Aus Lübeck brachten die Schiffe Stahl, Gewürze, Tuche, Gold- und Silberfäden sowie klingendes Silber als Bezahlung für den Trockenfisch in den Norden. Kein geringer Reichtum kam durch diesen Handel ins Land, und auch Eskils Anteil war nicht unbedeutend, da er der Einzige war, der den Handel mit Trockenfisch zwischen Norwegen, den beiden Götaländern, Svealand und Lübeck betrieb.

Eskil wurde eifrig, als er von seinen Geschäften sprach. Er war es gewohnt, dass seine Zuhörer bald müde wurden und das Thema

wechseln wollten. Aber als er sich jetzt länger als sonst darüber ausgelassen hatte, ohne unterbrochen zu werden, war er froh und erstaunt über das Interesse seines Bruders. Arns Aufmerksamkeit machte ihn fast etwas misstrauisch, und er stellte deswegen probenhalber einige Fragen, um zu sehen, ob Arn ihm wirklich folgen konnte oder ob er nur dasaß und träumte, sich aber geschickt den Anschein des Zuhörens zu geben wusste.

Arn erinnerte daran, wie sie damals zum Thing der Götter geritten waren, der für den Kämpfen der Sverkersippe so unglücklich geendet

hatte, aber so glücklich für die Folkunger. Damals hatten sie davon gesprochen, getrockneten Fisch in großen Mengen aus Norwegen von den Lofoten zu holen. Dieser Plan war also umgesetzt worden.

Das hielt Arn für eine gute Neuigkeit. Er fand es auch sehr klug, sich den Trockenfisch mit Silber bezahlen zu lassen und nicht mit Gegenständen, die nur der Eitelkeit dienten. Doch fragte er sich, ob es ein gutes Geschäft sein könne, Eisen nach Lübeck zu schaffen und dort unten Stahl zu kaufen, anstatt aus dem Eisen, das man bereits besaß, den Stahl selbst herzustellen.

Eskil freute sich sehr über den Sachverstand seines Bruders, den dieser nicht besessen hatte, als er in das Heilige Land gezogen war, obwohl sie ihre Klugheit beide von ihrer Mutter Sigrid geerbt haben mussten. Doch jetzt war Eskils Krug leer, und er erhob sich von neuem, um Nachschub zu ordern, während Arn hinter seinem Rücken die Hälfte seines Biers in den Krug seines durstigeren Bruders goss.

Diesmal hatte ein Leibeigener mit neuem Bier unten an der Pforte des Turms gewartet, denn zwei weitere Krüge tauchten in Windeseile auf.

Nachdem Eskils halbvoller Krug

nach draußen getragen worden war, ohne dass er etwas davon bemerkt hatte, freute Arn sich diebisch über die Unaufmerksamkeit seines Bruders. Sie tranken weiter, hatten jedoch bei all dem, was es zu erzählen gab, den Faden verloren und versuchten beide, als Erster wieder zu Wort zu kommen.

»Unser Vater und Erika Joarsdotter ...«, sagte Eskil.

»Du bist dir doch im Klaren darüber, dass ich mit Cecilia Hochzeit halten will?«, sagte Arn gleichzeitig.

»Darüber hast du nicht zu

entscheiden!«, rief Eskil heftig, bereute es aber sofort und machte eine Handbewegung, als wolle er die Worte wegwischen.

»Warum nicht?«, fragte Arn leise.

Eskil seufzte. Es gab keine Möglichkeit, der Frage seines Bruders auszuweichen, so gern er sie auch auf den nächsten Tag verschoben hätte.

»Durch deine Heimkehr - und Gott segne sie, da sie uns eine unermessliche Freude ist - verschieben sich die Machtverhältnisse ganz und gar«, erwiderte Eskil schnell und mit leiser

Stimme, als würde er sich über Geschäfte mit Trockenfisch auslassen. »Der Thing der Folkunger hat darüber zu entscheiden, aber wenn ich unseren Birger Brosa recht kenne, so wird er sagen, dass du das Brautbett mit Ingrid Ylva zu teilen hast. Sie ist die Tochter von Sune Sik und damit die Nichte Karl Sverkerssons, das heißt von König Karl.«

»Soll ich Hochzeit mit dieser Frau halten, obwohl ich zu den Mördern ihres Onkels gehöre?«, rief Arn.

»Genau das ist ja der Sinn der Sache: Um des Friedens willen sollen Wunden geheilt und Fehden

beigelegt werden, und zwar lieber im Brautbett als mit dem Schwert. Im Frieden ist das Glied des Mannes stärker als sein Schwert. Deswegen Ingrid Ylva.«

»Und wenn ich in diesem Fall das Schwert vorziehe?«

»Ich glaube nicht, dass sich jemand mit dir schlagen will, und das glaubst du vermutlich nicht einmal selbst. Auch dein Sohn Magnus ist im heiratsfähigen Alter, genau wie Ingrid Ylva. Einer von euch beiden wird schon noch der Bräutigam, aber das hängt auch davon ab, wie viel Silber gefordert wird. Nein, beunruhe dich nicht, mein Bruder, die Morgengabe

wird von Arnäs gestellt.«

»Ich werde die Morgengabe selbst aufbringen. Dabei hatte ich nicht an etwas Unverhältnismäßiges gedacht, sondern an Forsvik, von dem schon bei meiner und Cecilias Verlobung die Rede gewesen ist. Verträge soll man halten«, antwortete Arn leise und schnell und ohne mit einer Miene zu verraten, was er empfand, obwohl sein Bruder das trotzdem hätte verstehen müssen.

»Wenn du mich um Forsvik bittest, kann ich schlecht Nein sagen. An unserem ersten Abend kann ich dir nichts abschlagen«, fuhr Eskil im selben Tonfall fort, als würden sich

zwei versierte Geschäftsleute unterhalten. »Aber ich möchte dich doch bitten, mit einem solchen Wunsch zu warten, bis wir den ersten Tag und den ersten Abend nach so vielen Jahren miteinander verbracht haben.«

Arn antwortete nicht, sondern schien über dieses Geschäft nachzudenken. Dann stand er plötzlich auf und zog drei Schlüssel hervor, die er an einem Lederriemen um den Hals trug. Er trat auf die drei schweren Truhen zu, die als Erstes von einem der Karren in den Turm getragen worden waren. Als er rasch eine nach der anderen öffnete,

verbreitete sich im Raum, in den die Sonne gerade durch die westliche Schießscharte fiel, ein goldener Lichtschein.

Eskil stand langsam auf und ging mit dem Bierkrug in der Hand um den Tisch. Zu Arns Freude und Verwunderung funkelten seine Augen nicht, als er das Gold betrachtete.

»Weißt du, wie viel das ist?«, fragte Eskil, als würde er sich immer noch über Trockenfisch unterhalten.

»Ungefähr dreißigtausend Goldbesante oder Golddinare nach fränkischer Zählweise. Das entspricht bei uns etwa dreitausend Goldmark.«

»Und es ist nicht unrechtmäßig erworben?«

»Nein, das ist es nicht.«

»Dafür kannst du ganz Dänemark kaufen.«

»Das ist nicht meine Absicht. Es gibt Besseres.«

Arn machte die drei Truhen langsam wieder zu, verschloss sie und warf dann die drei Schlüssel so über den Tisch, dass sie vor Eskils Platz liegen blieben. Dann ging er langsam zu seinem Hocker zurück und forderte seinen Bruder auf, sich ebenfalls zu setzen. Eskil tat das unter nachdenklichem Schweigen.

»Ich habe drei Truhen und drei Gedanken«, sagte Arn, nachdem sie sich zugetrunken hatten. »Meine drei Gedanken sind einfach. Ich werde sie dir wie alles andere näher auseinandersetzen, wenn wir mehr Zeit haben. Als Erstes will ich in Forshem eine Kirche aus Stein bauen lassen, mit den schönsten Skulpturen, die sich im Westlichen Götaland aus Stein verfertigen lassen. Dann, oder besser gesagt gleichzeitig, will ich die Mauern von Arnäs so verstärken lassen, dass niemand hier im Norden die Burg einnehmen kann. Wie das geht, weiß ich, und die Männer aus meinem Gefolge können vieles, was

man hier bei uns noch nicht gelernt hat. Die dritte Truhe, die dann noch übrig ist, teile ich mir gerne mit dir, mein Bruder ... natürlich erst, nachdem ich Forsvik gekauft habe.«

»Die Mitgift für einen so reichen Mann aufzubringen wird den Verwandten von Cecilia Algotsdotter schwerfallen. Ihr Vater ist übrigens inzwischen tot. Beim letzten Weihnachtsgelage hat ihn der Schlag getroffen.«

»Gott sei seiner Seele gnädig. Aber Cecilia benötigt doch nur eine Mitgift, die dem Wert von Forsvik entspricht.«

»Auch die kann sie sich nicht leisten«, antwortete Eskil, aber jetzt mit einem kleinen Lächeln, das darauf hindeutete, dass er bei diesem Geschäft nicht jede Münze in die Waagschale werfen würde.

»Das kann sie sicher gut. Für Forsvik muss sie nicht mehr als vier oder fünf Goldmark bezahlen, und du weißt genauso gut wie ich, woher sie so eine kleine Summe ohne Schwierigkeiten bekommen könnte«, erwiderte Arn schnell.

Jetzt konnte Eskil nicht mehr an sich halten, sondern brach in ein so schallendes Gelächter aus, dass das Bier aus seinem Krug schwappte.

»Mein Bruder, wahrhaftig mein Bruder!«, schnaubte er und nahm einen großen Schluck, ehe er fortfuhr: »Ich dachte, dass ein Krieger nach Arnäs heimgekehrt sei, aber als Mann der Geschäfte kannst du mir wirklich das Wasser reichen. Darauf müssen wir trinken!«

»Ich kann dir das Wasser reichen, da ich dein Bruder bin«, sagte Arn, nachdem er seinen Krug wieder abgestellt hatte. Er hatte nur so getan, als würde er trinken. »Aber ich bin auch Tempelritter. Wir Tempelritter machen viele Geschäfte, bei denen die seltsamsten Güter den Besitzer wechseln, und solche Geschäfte

können wir mit dem Leibhaftigen und sogar mit den Norwegern machen!«

Eskil stimmte ihm lachend zu und schien einen weiteren Krug Bier zu benötigen. Doch als er durch die Schießscharte im Westen das schwächer werdende Licht bemerkte, überlegte er es sich anders.

»Das wäre kein gutes Gastmahl ohne uns beide«, murmelte er.

Arn pflichtete ihm bei und sagte, er würde gerne noch einen Augenblick ins Badehaus gehen. Eskil möge ihm denjenigen seiner Männer schicken, der am besten mit einem Rasiermesser umgehen könne. In dem

neuen Folkungermantel könne er nicht so ungepflegt und stinkend herumlaufen wie in einem Tempelrittergewand. Jetzt habe ein neues Leben begonnen und wahrlich kein schlechtes!



Für die Brüder Marcus und Jacob Wachtian stellte die Ankunft auf Arnäs eine Enttäuschung dar. Eine ärmlichere Burg hatten sie ihr Lebtag nicht gesehen, und Marcus, der von den beiden am meisten zum Scherzen aufgelegt war, meinte, dass ein Mann

wie Graf Raimund von Tripolis eine solche Burg in Windeseile würde einnehmen können. Jacob hatte geantwortet, dass ein Mann wie Saladin vermutlich sogar vorbeigeritten wäre, da er nicht bemerkt hätte, dass es sich dabei um eine Burg handele. Wenn die große und wichtige Arbeit, von der Sir Arn gesprochen hatte, darin bestand, aus diesem Krähenest eine Festung zu machen, dann stand ihnen harte Arbeit bevor, und zwar eher körperlicher als geistiger Art.

Es stimmte natürlich, dass sie kaum eine andere Wahl gehabt hatten, nachdem Sir Arn sie nach dem Fall

von Jerusalem aus ihrer misslichen Lage gerettet hatte. Eine solche Woge von Siegesbegeisterung war damals über Damaskus hinweggegangen, dass die Christen sich gezwungen sahen, die Stadt baldmöglichst zu verlassen, ungeachtet dessen, dass sie gute Handwerker und Geschäftsleute waren. Auf der Flucht nach Saint Jean d'Acre waren sie mehrfach Christen begegnet, die gewusst hatten, dass sie in Diensten der Ungläubigen gewesen waren. Man hatte sie ausgeplündert, und selbst wenn es ihnen gelungen wäre, sich bis zur letzten christlichen Bastion des Königreichs Jerusalem durchzuschlagen, hätte es vermutlich

nicht lange gedauert, ehe sie jemand erneut wiedererkannt hätte. Schlimmstenfalls hätte ihr Leben am Galgen oder auf dem Scheiterhaufen geendet. Gleichzeitig wurde ihre Heimat Armenien von wilden Türken in Schutt und Asche gelegt, die Reise dorthin wäre also noch unsicherer gewesen als die nach Saint Jean d'Acre.

Als sie entmutigt am Wegesrand stehen geblieben waren und ihre letzten Bitten um eine wunderbare Rettung zur Gottesmutter und zum heiligen Sebastian gesandt hatten, glaubten sie im Innersten nicht mehr an eine Rettung.

In diesem verzweifelten Augenblick hatte Sir Arn sie gefunden. Er kam mit einem kleinen Gefolge aus Damaskus, und obwohl es in der Gegend von sarazenischen Räubern nur so wimmelte, ritt er völlig unerschrocken, als würde ihn sein weißer Tempelrittermantel vor allem Bösen bewahren. Er hatte sie sofort aus ihren Geschäften und Werkstätten in Damaskus wiedererkannt und ihnen seinen Schutz angeboten, wenn sie bei ihm für mindestens fünf Jahre in Dienst träten und ihn außerdem in seine Heimat im Norden begleiteten.

Die Brüder hatten keine andere

Wahl gehabt. Sir Arn hatte ihnen nichts anderes als eine harte und gefährliche Reise in Aussicht gestellt und nach ihrer Ankunft eine harte und auch schmutzige Arbeit, zumindest am Anfang. Und doch war das, was sie an Elend in diesem gottvergessenen Land bereits gesehen hatten, schlimmer als alles, was sie sich selbst in den düstersten Stunden ihrer Reise, als sie von Seekrankheit geplagt wurden, hatten vorstellen können.

Im Augenblick hatten sie keinerlei Möglichkeit, die Übereinkunft zu brechen. Vier harte, düstere und schmutzige Jahre warteten auf sie,

wenn sie nun das Jahr, das die Reise gedauert hatte, abziehen durften. In dieser Hinsicht war ihr Vertrag unklar.

In ihrem Zeltlager vor der niedrigen und baufälligen Mauer hatten sie inzwischen für etwas Ordnung gesorgt. Um alles einfacher zu machen, hatten sie das Lager geteilt, so dass die Moslems die eine Hälfte für sich hatten und die Christen die andere. Gewiss waren sie auf dem engen Schiff ein Jahr lang miteinander ausgekommen, aber da sie unterschiedliche Gebetsstunden zu beachten hatten, waren sie sich in der Nacht immer in die Quere geraten,

wenn die Moslems aufstehen mussten, um zu beten, und die Christen schlafen wollten und umgekehrt.

Von der Burg hatten junge Frauen dicke Schafspelze herbeigetragen, die die fremden Gäste erst freudig entgegengenommen hatten, da sie bereits gelernt hatten, dass die Nächte im Norden kalt waren. Doch schon bald hatte jemand entdeckt, dass die einladenden warmen Schafspelze verlaust waren, und wenig später klopfen Gläubige und Ungläubige Seite an Seite unter Gelächter und Scherzen die Läuse aus den Pelzen.

Sonderbar war, dass die jungen Frauen, von denen einige bildschön

waren, so ohne jede Scheu mit offenem Haar und nackten Armen zu den fremden Männern kamen. Einer der englischen Bogenschützen hatte halb im Scherz einer jungen rothaarigen Frau an den Po gefasst, doch diese war alles andere als entsetzt gewesen, sondern war nur geübt und geschickt wie eine Gazelle den groben Händen ausgewichen, die sich nach ihr streckten.

Anschließend hatten die beiden Ärzte den Bogenschützen in einer Sprache ausgeschimpft, die dieser natürlich nicht verstand. Die Brüder Wachtian hatten es ihm bereitwillig übersetzt, und alle im Lager hatten

sich bald darauf geeinigt, dass man in einem so fremdartigen und eigentümlichen Land zumindest zu Anfang vorsichtig sein müsse, besonders bei den Frauen, bis man gelernt habe, was gut und schlecht, gesetzlich und ungesetzlich sei. Falls es bei diesem wilden Volk überhaupt irgendwelche Gesetze gebe.

Am Abend, direkt vor der Stunde des Gebets, kam Sir Arn allein ins Zeltlager. Erst erkannte ihn niemand, da er viel kleiner schien als sonst. Er hatte seinen Tempelrittermantel und sein Waffenhemd abgelegt und trug jetzt etwas ausgebleichene blaue Kleider, die um seine Glieder

schlotterten. Außerdem hatte er sich seinen Bart abrasiert, so dass sein Gesicht jetzt in der Mitte lederbraun war und rundherum bleich. Er sah aus wie ein Mann und ein Knabe zugleich, obwohl die Narben des Krieges ohne den Bart noch deutlicher hervortraten.

Sir Arn sammelte auch jetzt alle Männer mit derselben Selbstverständlichkeit um sich, wie er es auf der ganzen Reise getan hatte. Bald umringten sie ihn schweigend. Wie immer bediente er sich zuerst der Sprache der Sarazenen, von der die meisten Christen nicht viel verstanden.

»Im Namen des Barmherzigen, liebe Brüder«, begann er. »Ihr seid alle meine Gäste, Gläubige und Ungläubige. Ihr seid mit mir weit gereist, um Frieden und Glück zu schaffen, was Outremer nicht vergönnt war. Ihr seid jetzt in einem fremden Land mit vielen Sitten, die eure Ehre kränken könnten. Deswegen feiern wir heute Abend nach der Stunde des Gebets zwei Willkommensfeste, eines hier bei den Zelten und eines oben im Langhaus. Dort oben wird vieles von dem serviert, was der Prophet, der Friede sei mit ihm, verurteilt hat. Hier unten bei den Zelten, darauf gebe ich euch

mein Wort als Emir, wird nichts Unreines auf den Tellern liegen. Wenn das Essen aufgetragen wird, sollt ihr es im Namen dessen segnen, der alles sieht und alles hört, und es mit Vertrauen genießen.«

Wie immer wiederholte Sir Arn alles auf Fränkisch, aber natürlich mit gewissen Abweichungen und ohne irgendeinen Propheten zu erwähnen. Marcus und Jacob, die nicht nur Arabisch, sondern außerdem vier oder fünf weitere Sprachen beherrschten, lächelten sich vielsagend an, als sie wieder einmal die etwas veränderte fränkische Fassung hörten.

Anschließend ließ Sir Arn ein Weinfass herbeirollen und rief die Christen zu sich, und alle verbeugten sich, ehe sie sich trennten und auf ihr jeweiliges Fest begaben.

Die christlichen Gäste gingen in einer Art Prozession zum großen Langhaus hinauf. Auf halbem Weg stieß eine Ehrengarde von sechs bewaffneten Männern zu ihnen.

An der Tür des dunklen, furchteinflößenden Blockhauses mit grasbewachsenem Dach wartete eine Frau in einem rotglänzenden Gewand, die genauso gut aus Outremer hätte stammen können. Sie trug einen schweren, mit blauen Edelsteinen

besetzten Gürtel aus Gold und einen blauen Mantel über den Schultern, wie ihn Arn jetzt ebenfalls umgelegt hatte. Auf dem Kopf saß eine kleine Kappe, aber diese betonte eher ihr langes Haar, das in einem kräftigen Zopf auf den Rücken hing.

Jetzt hob sie mit beiden Händen ein Brot empor und rief eine Dienstmagd mit einer Schale heran, deren Inhalt allerdings niemand sehen konnte. Dann sprach sie einen Segen.

Sir Arn drehte sich um und übersetzte. Im Namen Gottes heiße sie alle willkommen. Wer eintrete, solle mit der rechten Hand erst das Brot berühren und dann einen Finger

in die Schale mit Salz tauchen.

Harald Østeinsson, der - noch immer in schwarzem Mantel und schwarzem Tempelritterhemd - den Zug der christlichen Gäste anführte, war diese Sitte nicht fremd. Marcus und Jacob, die hinter ihrem Freund »Aral d'Austin« hergingen, wie sie seinen Namen manchmal scherzhaft ins Fränkische übertrugen, ohne dass er ihnen das übelnahm, taten es ihm nach, aber flüsterten den anderen in gespielterm Ernst zu, das Salz brenne wie Feuer und sei möglicherweise verzaubert. Wer hinter ihnen kam, tauchte daher seinen Finger ausgesprochen schnell und vorsichtig

in die Schale.

Doch als sie in den langen Saal traten, schienen die beiden Brüder Wachtian wie verzaubert. Es gab kaum Fenster, und es wäre ganz dunkel gewesen, hätte an der einen Schmalseite des Raums nicht ein großes Feuer gebrannt. An den Längsseiten brannten Teerfackeln in schmiedeeisernen Haltern, und auf der großen Tafel standen Wachskerzen. Ein durchdringender Geruch von Rauch, Teer und Braten füllte den Saal.

Sir Arn wies seinen christlichen Gästen Plätze in der Mitte der langen Tafel an und nahm dann selbst auf

einer Art heidnischem Thronstuhl mit Drachenköpfen und fremdartigen verschlungenen Schlangenornamenten Platz. Neben ihn setzten sich die Frau mit dem Willkommenssalz und der Mann, der einem Fass ähnelte und der Herr Arns älterer Bruder war. Das machte ihn zu einer Person, die man weder verspotten noch sich zum Feind machen sollte.

Als die christlichen Gäste und ihre Gastgeber Platz genommen hatten, erschienen zwölf Männer in den gleichen blauen Waffenhemden, wie sie Sir Arn und sein Bruder trugen, und setzten sich zu beiden Seiten der Tafel unterhalb des Ehrenplatzes. Die

obere Hälfte der Tafel blieb leer. Hier hätten sicher noch einmal doppelt so viele Gäste Platz gefunden.

Sir Arn sprach ein lateinisches Tischgebet, bei dem nur der große alte Mönch mitbeten konnte, während alle anderen mit sittsam gesenktem Blick und gefalteten Händen dasaßen. Anschließend sangen Sir Arn und der Mönch zweistimmig einen kurzen Segen, und daraufhin erhob sich die Frau zwischen den beiden Brüdern und klatschte dreimal laut in die Hände.

Da öffnete sich die Doppeltür, und ein seltsames Gefolge zog ein. Als

Erstes kam eine Reihe Jungfern mit offenem Haar in weißen Leinenhemden, die ihre Reize eher noch unterstrichen als verbargen. Sie hielten brennende Fackeln in den Händen. Ihnen folgten Männer und Frauen, die ebenfalls weiße Kleider trugen und schwer beladen waren: Bierkrüge, dampfende Schüsseln mit Braten, Fisch und Gemüse, auch Sorten, die die Gäste noch nie gesehen hatten.

Sir Arn teilte große Glaskelche aus, die plumper schienen als das Glas in Outremer. Von früher wusste er noch, wer was trank. Bruder Guilbert erhielt ein Glas und die

Brüder Wachtian und der Seemann Tanguy ebenfalls. Auch Sir Arn nahm sich eines, das er mit einer großartigen Geste vor sich auf den Tisch stellte. Gleichzeitig scherzte er auf Fränkisch, das sei der Schutz gegen die Zauberkraft des nordischen Biers. Das bestritt der Norweger lautstark und mit gespielter Entrüstung und griff begierig nach dem Seidel, der schäumend vor ihm stand. Eine Handbewegung von Sir Arn ließ ihn jedoch innehalten. Offenbar durfte noch niemand essen oder trinken, obwohl bereits gebetet und gesungen worden war.

Jetzt kam offenbar das, worauf alle

gewartet hatten, denn bei den Kämpfen am unteren Ende der Tafel erhob sich großer Jubel. Ein widerwärtiges silberbeschlagenes Kuhhorn wurde hereingetragen, das mit Bier gefüllt war. Es wurde zu Sir Arns dickem Bruder gebracht, der es hoch in die Luft hielt und etwas sagte, was die Krieger dazu brachte, mit den Fäusten auf die Tafel zu schlagen, so dass die Seidel überschwappten.

Anschließend reichte er das Kuhhorn langsam und feierlich an Sir Arn weiter, der es allem Anschein nach geniert entgegennahm und etwas sagte, woraufhin alle im Saal, die eine nordische Sprache beherrschten,

in lautes Gelächter ausbrachen. Dann versuchte er das Horn in einem Zug zu leeren, aber schummelte ganz offenbar, da das meiste Bier an seinem Waffenhemd hinunterlief. Als er das Horn absetzte, tat er so, als würde er schwanken und sich an der Tischkante abstützen, während er mit zitternder Hand seinem Bruder das Trinkhorn zurückgab. Dieser Schelmenstreich wurde von den nordischen Kriegern mit Lachsalven quittiert.

Die Zeremonie war jedoch immer noch nicht vorbei, da niemand Anstalten machte, mit dem Essen zu beginnen. Erneut füllte ein Diener das

Trinkhorn und reichte es Sir Arns Bruder. Dieser hob es über den Kopf, sagte vermutlich etwas Edles und Kerniges, was auf Zustimmung stieß, und leerte es in einem Zug, ohne auch nur einen Tropfen zu verschütten. Jetzt erhob sich neuer Jubel im Saal, und alle Männer, die einen Bierkrug vor sich stehen hatten, erhoben diesen, segneten ihn und begannen zu saufen wie die Tiere. Als Erster knallte Harald Østeinsson seinen leeren Holzkrug wieder auf den Tisch, erhob sich und sprach ein paar Worte auf eine singende, rhythmische Weise, die großen Anklang fand.

Sir Arn schenkte denen, die er vor

dem grauenvollen Biertrinken
bewahren wollte, Wein ein und
übersetzte den Weintrinkern die Verse
seines Freundes Harald ins
Fränkische. Sie lauteten ungefähr
folgendermaßen:

»Selten noch hat schäumendes Bier
so gut geschmeckt wie dem Krieger,
der es lange entbehren musste. Lang
war die Fahrt. Länger das Warten.
Jetzt soll unter Bundesgenossen nicht
schlechter gesoffen werden als bei
Thor.«

Sir Arn erklärte, dass sich das mit
Thor auf einen Götzen beziehe, der
nach der Überlieferung in den
nordischen Sagas das ganze Meer

leertrinken konnte, um die Riesen zu beeindrucken. Leider sei das erst der Anfang aller Verse, die im Lauf des Abends noch vorgetragen werden würden, und Arn meinte, dass er sie wohl kaum alle würde übersetzen können, da sie mit der Zeit durch den Lärm im Saal immer schwerer zu hören sein würden.

Neue Krüge mit Bier wurden von flinken jungen Frauen hereingetragen, und die Schüsseln mit Fleisch, Fisch, Brot und Gemüse drängten sich auf der großen Tafel wie ein feindliches Heer. Die Brüder Wachtian warfen sich sofort über je ein Spanferkel, und der riesige Mönch nahm sich

einen der Lachse, die dampfend auf einem Brett hereingetragen wurden. Die englischen Bogenschützen luden sich riesige Portionen Kalbshaxe auf, während Sir Arn nur ein kleines Stück Lachs nahm und sich mit seinem langen, scharfen Dolch ein Stück aus einem der Schweinsköpfe herausschnitt, die plötzlich vor den Augen der Brüder Wachtian herabpurzelten.

Die beiden starrten erst ganz entsetzt auf einen der Schweinsköpfe, der sich ihnen mit seinem Rüssel zuwandte. Jacob lehnte sich unfreiwillig ein wenig zurück, während sich Marcus auf die

Ellbogen stützte und vorbeugte und dann begann, mit dem Schwein Zwiesprache zu halten, so dass alle in seiner Umgebung, die Fränkisch verstanden, sich bald vor Lachen bogen.

Er sagte, dass Sir Schwein vermutlich eher in diesem Land heimisch sei als in Outremer und dass es wahrlich besser sei, zu armenischen Brüdern zu geraten als nach draußen in die Zelte, wo das Risiko bestünde, dass man Sir Schwein nicht sonderlich höfisch begegnen würde.

Beim Gedanken daran, was wohl geschehen wäre, hätte man den

Schweinskopf nach draußen zu den Moslems getragen, bogen sich Marcus und Jacob Wachtian vor Lachen, und alle, die des Fränkischen mächtig waren, mussten umso mehr lachen, denn in diesem Moment hörte man von den Zelten die gesungenen Gebete, da die Sonne in diesem merkwürdigen Land sehr spät unterging. Selbst Sir Arn musste bei dem Gedanken daran lächeln, dass mitten im mohammedanischen Abendgebet ein Schweinskopf aufgetragen worden wäre. Aber als sein Bruder wissen wollte, was es da eigentlich zu lachen gebe, machte er nur eine abwehrende Handbewegung.

»Allah ist groß ...«, sagte Marcus lachend und prostete Sir Arn mit seinem Weinglas zu, verschluckte sich aber und spuckte seinem Gastgeber prustend den Wein übers Hemd, der ihm jedoch ohne die mindeste Verstimmung nachschenkte.

Es dauerte nicht lange, bis Sir Arn und die Herrin des Hauses neben ihm vorsichtig ihre Teller beiseite schoben, ihre Dolche abwischten und sie in den Gürtel steckten. Sir Arns Bruder aß noch ein paar riesige Stücke Braten, ehe er es ihnen gleichtat. Danach wurde auf den drei Ehrenplätzen nur noch getrunken.

Das Gejohle nahm immer mehr zu.

Die Engländer John Strongbow und Athelstan Crossbow und der Norweger zogen ohne Scheu von ihren Plätzen zu den nordischen Kriegern um, wo ein gewaltiger Kampf um die Ehre ausbrach, wer ohne abzusetzen am schnellsten einen ganzen Bierkrug leeren könne. Es hatte den Anschein, als könnten sich der Norweger und die Engländer in diesem nordischen Wettstreit durchaus behaupten. Arn beugte sich zu seinen vier übrigen Gästen vor, die Fränkisch sprachen, und meinte, es sei gut für ihr Ansehen, dass sich zumindest einige Männer aus Outremer in dieser seltsamen

Konkurrenz behaupten könnten, denn nordische Männer schätzten die Fähigkeit, sich möglichst schnell zu betrinken, mindestens ebenso sehr wie die Fähigkeit, mit Schwert und Schild umgehen zu können. Wieso das so war, konnte er nicht erklären, sondern zuckte nur mit den Achseln.

Als der erste sturzbetrunkener zu Boden ging und sich erbrechen musste, erhob sich die Gastgeberin und verabschiedete sich gelassen und ohne übertriebene Eile von Sir Arn, den sie zu dessen offener Beschämung auf die Stirn küsste, von Sir Arns Bruder und von den fränkisch sprechenden Gästen, die

neben den Gastgebern mittlerweile als Einzige in der Lage waren, auf Ansprache zu reagieren.

Sir Arn schenkte den Fränkischsprechenden Wein nach und erklärte, sie müssten noch eine Weile sitzen bleiben, damit hinterher nicht gesagt werden könne, dass die Weintrinker von den Biertrinkern unter den Tisch getrunken worden seien. Er meinte jedoch, dass das Ganze etwa bei der ersten Morgendämmerung vorbei sein würde.

Als die Sonne über Arnäs aufging und die Rotdrossel verstummte, stand Arn allein auf dem hohen Turm und träumte von der Landschaft seiner Kindheit. Er erinnerte sich, wie er zusammen mit Knechten, deren Namen er fast vergessen hatte, Hirsche und Wildschweine auf dem Kinnekulle gejagt hatte. Er dachte daran, wie er seinerzeit auf einem schönen Hengst namens Chimal aus Outremer nach Hause gekommen war, der ihm aber nie so nahegestanden hatte wie sein Pferd Chamsiin, und wie sein Vater und sein Bruder Witze über diesen elenden Gaul gemacht hatten, weil sie glaubten, dass er zu

nichts taugte.

Aber am meisten träumte er von Cecilia. Er sah vor seinem inneren Auge, wie sie im Frühling den Kinnekulle hinaufgeritten waren. Damals hatte er ihr seine Liebe erklären wollen, es aber nicht vermocht, bis ihm die Heilige Jungfrau die Worte des Hohenlieds geschenkt hatte, an die er sich in all den Jahren des Krieges immer erinnert hatte.

Die Muttergottes hatte seine Gebete wirklich erhört und sich seiner Treue und seiner Hoffnung, die er nie verloren hatte, erbarmt. Schon in zwei Tagen würde er die Fahrt

nach Näs beginnen, wo sich Cecilia vielleicht bereits aufhielt, ohne zu ahnen, dass er ihr so nahe war.

Unten auf dem Burghof war es beinahe menschenleer und still. Einige Männer schleppten keuchend und fluchend einen volltrunkenen Soldaten der Garde weg. Man hätte ihn für tot halten können, hätte man nicht gewusst, dass es gerade ein großes Fest auf Arnäs gegeben hatte.

Als die Sonne über dem Horizont im Osten aufgegangen war, ertönte wie selbstverständlich der Ruf zum Gebet aus dem Zeltlager.

Arn reagierte zunächst überhaupt

nicht, da der Ruf zum Gebet so lange Teil seines Alltags gewesen war, dass er ihn schon fast nicht mehr hörte. Aber als er zum Kinnekulle und zur Kirche von Husaby hinübersah, ging ihm auf, dass es der erste Sonnenaufgang über Arnäs sein musste, der auf diese Weise begrüßt wurde. Er versuchte sich zu erinnern, wo im heiligen Koran etwas über Ausnahmen vom obligatorischen Ruf zum Gebet stand. Vielleicht durfte man davon absehen, wenn man sich in Feindesland befand oder Krieg führte und dem Feind damit seine Position verraten hätte?

Waren sie erst einmal alle in

Forsvik, dann durften sie ihre Gebete rufen, wann immer sie wollten, aber wenn sie das auf Arnäs noch öfter taten, dann würden sich Fragen kaum vermeiden lassen. Mit der Bemerkung, dass sich die Gottesliebe im Heiligen Land viele unergründliche Wege ins Herz des Menschen suche, würde er kaum weiterkommen. Vielleicht würde dann nicht einmal die Erklärung genügen, dass es sich bei diesen Männern um Leibeigene handelte und sie deswegen genauso wenig wie Pferde und Ziegen zu den Feinden gezählt werden konnten.

Bald würden sie dort unten mit

ihren Gebeten fertig sein. Es war also Zeit, mit der Arbeit des Tages zu beginnen. Arn spürte einen leise pochenden Schmerz, als er die enge Wendeltreppe des Turms hinabstieg.

Unten im Lager zeigte sich, dass alle, die die Nacht im Zelt der Rechtgläubigen verbracht hatten, bereits aufgestanden waren, während im Zelt der Christen noch alle schliefen. Einer schnarchte so laut, dass man sich kaum vorstellen konnte, wie seine Kameraden diesen Lärm aushielten.

Bei den Rechtgläubigen waren sämtliche Gebetsteppiche bereits wieder zusammengerollt. Über dem

Feuer wurde Wasser erhitzt, um den Morgenmokka zu kochen. Die beiden Ärzte sahen ihn als Erste, erhoben sich und wünschten ihm zur Begrüßung Gottes Frieden.

»Gottes Frieden Euch selbst, Ibrahim Abd al Malik und Ibn Ibrahim Jussuf, die Ihr im Land der Ungläubigen Abraham und Josef heißen müsst«, grüßte Arn zurück und verbeugte sich. »Ich hoffe, das Essen aus meinem Haus hat Euch gemundet?«

»Das Lamm war fett und würzig und das Wasser sehr kalt und frisch«, antwortete der Ältere der beiden.

»Das freut mich«, sagte Arn. »Es ist Zeit, an die Arbeit zu gehen!«

Bald bewegte sich eine seltsame Prozession an den Mauern von Arnäs entlang. Man deutete mit den Fingern, gestikulierte und diskutierte. In einigem waren sich alle bald einig, anderes musste näher untersucht werden, ehe man sich eine Meinung bilden konnte. Denn Genauigkeit war erforderlich, wenn man eine Burg bauen wollte, die sich von den Feinden nicht im Sturm einnehmen ließ. Der Untergrund vor den Mauern musste durch Probegrabungen untersucht und vieles ausgemessen und berechnet werden. Die

zahlreichen Gewässer in der Umgebung von Arnäs mussten ebenfalls vermessen und genau untersucht werden, bevor entschieden werden konnte, wo die neuen Wallgräben verlaufen sollten. Der Sumpf, der die Burg auf der Landzunge vom Hinterland trennte, bot große Vorteile und durfte keinesfalls trockengelegt werden. Der Untergrund machte es dem Feind nämlich unmöglich, Belagerungstürme oder Wurfmaschinen vor die Mauern zu transportieren. Diese waren so schwer, dass sie unweigerlich in der sumpfigen Erde versinken würden.

Für einen wichtigen Teil der Verteidigung hatte also die Natur bereits gesorgt.

Als Arn glaubte, gut genug erklärt zu haben, was die Baumeister erkunden und berechnen sollten, nahm er die beiden Ärzte zu dem kleinen Kochhaus mit, in dem sein Vater jetzt wohnte, und schärfte ihnen auf dem Weg noch einmal ein, dass sie hier im Norden Josef und Abraham hießen und nichts anderes. Die beiden Heilkundigen nickten schweigend, dass sie verstanden oder sich zumindest damit abgefunden hätten.

Wie er erwartet hatte, war sein Vater bereits wach, als er mit den

beiden Ärzten in seinen Schlafraum trat. Herr Magnus versuchte aufzustehen und stützte sich dabei auf dem gesunden Ellbogen ab, aber das ging kaum, und Arn eilte herbei, um ihm zu helfen.

»Schick die Fremden eine Weile raus, ich muss pissen«, sagte Herr Magnus zur Begrüßung, und Arn freute sich so sehr, dass sein Vater wieder deutlich sprechen konnte, dass ihm die brüske Art des Morgengrußes nicht weiter störte. Er bat die beiden Ärzte, einen Augenblick nach draußen zu gehen, zog dann auf Anweisung seines Vaters das Nachtgeschirr hervor und half

ihm etwas unbeholfen bei der Verrichtung seiner Notdurft.

Anschließend hob er seinen Vater in den Stuhl mit der Drachenschnitzerei und bat die Ärzte hereinzukommen. Diese begannen wie am Vortag eine Untersuchung und flüsterten Arn ab und an etwas zu, was dieser dann übersetzte, wobei er jedoch auf alle langwierigen Höflichkeitsfloskeln verzichtete, von denen es im Arabischen bisweilen fast zu viele gab.

Was Herrn Magnus ereilt hatte, waren die Folgen zu dicken Bluts, das im Gehirn geronnen war. Wenn dieses Leiden nicht zum sofortigen

Tod führte, was auch manchmal vorkam, dann gab es durchaus Hoffnung. Einige wurden vollständig wiederhergestellt, andere fast vollkommen, und einer dritten Gruppe war später nur noch wenig anzumerken. Mit dem Verstand hatte das alles jedoch nichts zu tun, das glaubten nur die Leute, die davon keine Ahnung hatten.

Neben stärkenden Kräutern, die noch gesammelt und gekocht werden mussten, waren wirkungsvolle Gebete und einige Übungen vonnöten. Die gelähmten Muskeln mussten einer nach dem anderen wieder bewegt werden, und dazu war viel Geduld

nötig. Was die Sprache anging, so gab es nur eine Übung: das Reden. Man sollte sich nie im Dunkeln verkriechen und aufhören, sich zu bewegen, weil man sich seiner Ungeschicktheit schämte. Dadurch wurde alles noch schlimmer.

Jussuf, der jüngere der beiden Heilkundigen, ging einen Augenblick nach draußen und kam mit einem runden Stein zurück, der etwa halb so groß wie eine geballte Faust war. Er gab ihn Arn und erklärte dann, dass Al Ghoutis verehrter Vater innerhalb einer Woche wieder in der Lage sein würde, diesen Stein mit der schwachen linken Hand über sein

Knie zu heben, ihn in die gesunde rechte Hand und anschließend zurück in seine kranke Hand zu legen und am Ende von neuem zu beginnen. Er dürfe nur nicht aufgeben. In einer Woche würden sie dann mit der nächsten Übung beginnen. Das Wichtigste seien Übung und Willensstärke, die stärkenden Kräuter stünden an zweiter Stelle.

Das war alles. Die beiden Ärzte verbeugten sich erst vor Arn, dann vor seinem Vater und gingen schweigend davon.

Arn legte den Stein in die linke Hand seines Vaters und erklärte die Übung noch einmal. Herr Magnus

versuchte es, aber ließ den Stein sofort fallen. Arn legte ihn in seine Hand zurück. Sein Vater ließ ihn erneut fallen und zischte etwas Wütendes, wovon Arn nur das Wort »Fremdlinge« verstand.

»Sprecht nicht so mit mir, Vater, sagt das noch einmal mit klaren Worten. Ich weiß, dass Ihr das könnt, so wie ich weiß, dass Ihr alles versteht, was ich sage«, meinte Arn und sah seinem Vater ernst in die Augen.

»Es nützt ... nichts ... auf Fremdlinge ... zu hören«, sagte daraufhin sein Vater mit einer Anstrengung, die seinen Kopf zittern

ließ.

»Da habt Ihr Unrecht, Vater«, erwiderte Arn. »Das habt Ihr gerade selbst bewiesen. Die beiden Heilkundigen haben gesagt, dass Ihr die Sprache zurückbekommen könnt, und Ihr habt soeben mit mir gesprochen. Jetzt wissen wir beide, dass sie Recht haben. In der Heilkunst zählen diese beiden Männer zu den Besten, die mir im Heiligen Land begegnet sind. Beide standen im Dienst der Tempelritter, deswegen haben sie mich auch begleitet.«

Darauf erwiderte Herr Magnus nichts, sondern nickte nur und gab

damit zu, sich zum ersten Mal seit drei Jahren selbst widersprochen zu haben.

Arn legte den Stein in die linke Hand seines Vaters zurück und sagte fast im Befehlston, dass er nun die Übung machen solle, die die Ärzte erklärt hätten. Herr Magnus machte einen halbherzigen Versuch, ergriff dann aber den Stein mit seiner rechten Hand, hob ihn über den Fußboden und ließ ihn los. Arn hob ihn lachend hoch und legte ihn seinem Vater in den Schoß.

»Sagt mir, was Ihr über das Heilige Land wissen wollt, dann erzähle ich es Euch«, sagte Arn und

ließ sich vor seinem Vater auf die Knie sinken, so dass er mit ihm auf Augenhöhe war.

»So ... kannst du ... nicht lange sitzen«, sagte Herr Magnus angestrengt, aber mit einem schiefen Lächeln, denn sein einer Mundwinkel hing herab.

»Ihr könnt Euch sicher nicht vorstellen, wie abgehärtet meine Knie durch das Gebet sind, Vater«, entgegnete Arn. »Ein Krieger Gottes muss im Heiligen Land viel beten. Aber sagt mir jetzt, was ich erzählen soll, dann will ich das tun.«

»Warum haben wir ... Jerusalem

verloren?«, fragte Herr Magnus und hob im selben Augenblick den Stein die halbe Strecke bis zu seiner gesunden Hand, ehe er ihn verlor.

Vorsichtig legte Arn seinem Vater den Stein wieder in die kranke Hand und sagte, er wolle gern erzählen, wie Jerusalem verlorengegangen sei, aber nur unter der Bedingung, dass sein Vater währenddessen mit dem Stein übe.

Es fiel Arn nicht schwer, seine Erzählung zu beginnen. Über nichts hatte er mehr nachgedacht, was die unergründlichen Wege des Herrn betraf, als über die Frage, warum die Christen mit dem Verlust Jerusalems

und des Heiligen Grabes bestraft worden waren.

Wegen ihrer Sünden, so viel war Arn inzwischen klar. Und dann erzählte er ausführlich von diesen Sünden, von einem Patriarchen der Heiligen Stadt Jerusalem, der zwei Bischöfe hatte vergiften lassen, von einer herumhurenden Königinnenmutter, die erst den einen, dann den anderen ihrer frisch aus Paris eingetroffenen Liebhaber zum Oberbefehlshaber der christlichen Armee gemacht hatte, von habgierigen Männern, die für Gottes Sache zu kämpfen vorgegeben, aber in Wirklichkeit nur geplündert,

gestohlen, gemordet und gebrandschatzt hatten und die, als sie genug hatten, heimgekehrt waren - und zwar, wie sie glaubten, mit der Vergebung aller ihrer Sünden.

Ab und zu legte Arn, während er die schlimmsten Sünden der Christen aufzählte, den Stein erneut in die linke Hand seines Vaters. Aber als sich der Sündenkatalog zu wiederholen begann, fuchtelte sein Vater ungeduldig mit seiner gesunden Hand, um dem Elend ein Ende zu machen. Dann holte er tief Luft und sammelte sich zu einer neuen Frage.

»Wo warst du ... mein Sohn ... als Jerusalem fiel?«

Diese Frage brachte Arn aus dem Konzept. Er war in Zorn geraten, als er von den bösen Menschen gesprochen hatte, die andere aus einer Laune heraus oder um ihre Eitelkeit zu befriedigen in den Tod schickten wie der Großmeister der Tempelritter Gérard de Ridefort, und von törichten Heerführern wie dem Hurenbock Guy de Lusignan.

Dann antwortete er wahrheitsgemäß, dass er als Gefangener des Feindes in Damaskus gewesen sei. Jerusalem sei nicht in einem tapferen Kampf verlorengegangen, sondern durch eine törichte Schlacht bei Tiberias, in der

die gesamte christliche Armee von Toren und Hurenböcken, die nichts vom Krieg verstanden hätten, in den Tod geführt worden sei. Nur wenige Gefangene hätten überlebt, von den Tempelrittern nur zwei.

»Trotzdem ... bist du ... reich heimgekehrt?«, wandte Herr Magnus ein.

»Ja, das ist wahr, Vater. Ich bin heimgekehrt, und ich bin reich, reicher als Eskil. Aber das liegt daran, dass ich mit dem König der Sarazenen befreundet war«, antwortete Arn wahrheitsgemäß, was er jedoch bereute, sobald er den Zorn in den Augen seines Vaters

aufflammen sah.

Da hob Herr Magnus den Stein in einer einzigen Bewegung von seiner linken in die rechte Hand und legte ihn dann eilig in seine kranke Hand zurück, um seine gesunde heben zu können und seinen Sohn, der durch Verrat reich geworden war, zu verurteilen.

»Nein, nein, so war es nicht«, log Arn hastig, um ihn zu beruhigen. »Ich wollte nur sehen, ob Ihr den Stein wirklich von der einen Hand in die andere heben könnt. Der Zorn gab Euch unerwartete Kräfte, verzeiht mir diesen kleinen Streich!«

Herr Magnus wurde sofort wieder ruhig. Dann blickte er verblüfft auf den Stein, der bereits wieder in der kranken Hand lag. Schließlich lächelte er und nickte.

II

ESKIL WAR NICHT SONDERLICH GUTER LAUNE, das war nicht zu übersehen, obwohl er sich alle Mühe gab, es nicht zu zeigen. Das lag nicht daran, dass er zu den Steinbrüchen reiten musste, was ihn den ganzen heißen Sommertag und einen gut Teil des Abends kosten würde, er hatte außerdem das Gefühl, nicht mehr Herr im eigenen Haus zu sein, wie er es seit mehreren Jahren gewohnt war.

Alles war so schnell gegangen.

Man hatte bereits Baugerüste vor den Mauern von Arnäs aufgerichtet und weiteres Holz aus dem Wald geholt, ohne dass Eskil gefragt worden wäre. Arn war ihm in vielem fremd geworden. Er schien nicht zu begreifen, dass ein jüngerer Bruder nicht die Stelle des älteren einnehmen durfte und warum ein Folkunger aus dem Rat des Königs immer in Begleitung einer ansehnlichen Leibwache reiten musste, obwohl im Reich Friede herrschte.

Hinter ihnen ritten zehn schwer bewaffnete Männer, die wie Arn einen Ringpanzer unter ihren Mänteln trugen, unter denen es unerträglich

heiß wurde. Eskil selbst war mit seinem kurzen Mantel und der Feder am Hut so gekleidet, als würde er auf die Jagd oder zu einem Gastmahl reiten. Der alte Mönch trug sein Mönchshabit aus dicker weißer Wolle, das ihm den Ritt schwer erträglich machen musste, obwohl ihm davon nichts anzumerken war. Er sah jedoch etwas lächerlich aus, da er gezwungen gewesen war, sein Mönchsgewand bis zu den Knien aufzukrempeln, so dass seine nackten Waden zu sehen waren. Wie Arn ritt er eines der fremdländischen kleinen und flinken Pferde.

Am ersten Hang des Kinnekulle

ritten sie unter hohen Buchen in angenehmem Schatten. Eskil bekam sofort bessere Laune und fand es an der Zeit, darüber zu sprechen, ob diese Bautätigkeit vernünftig sei oder nicht. Er hatte in langen Jahren als Geschäftsmann gelernt, dass es unklug war, auch nur über Kleinigkeiten zu streiten, wenn es einem zu warm war oder wenn man Durst oder schlechte Laune hatte. Unter den kühlen Bäumen würde das besser gehen.

Er trieb sein Pferd an und zog mit Arn gleich, der mit seinen Gedanken weit weg zu sein schien, ganz sicher viel weiter weg als bei

irgendwelchen Steinbrüchen.

»Du bist sicher schon an heißeren Sommertagen unterwegs gewesen?«, begann Eskil unschuldig.

»Ja«, antwortete Arn, der ganz offensichtlich aus seinen Gedanken gerissen wurde, »im Heiligen Land war es im Sommer manchmal so heiß, dass man nicht barfuß gehen konnte, ohne sich arg zu verbrennen. Hier im Kühlen zu reiten ist im Vergleich dazu paradiesisch.«

»Aber du bestehst darauf, einen Ringpanzer zu tragen, als würdest du immer noch in die Schlacht reiten?«

»Daran habe ich mich seit zwanzig

Jahren gewöhnt, ich würde vielleicht sogar frieren, wenn ich so gekleidet wäre wie du, mein Bruder«, antwortete Arn.

»Ja, das könnte sein«, sagte Eskil, der das Gespräch endlich in die richtige Richtung gelenkt hatte. »Du hast vielleicht nichts anderes als Krieg gesehen, seit du uns als Jüngling verlassen hast?«

»Das ist wahr«, antwortete Arn nachdenklich. »Es ist fast wie ein Wunder, durch ein so schönes Land zu reiten, in lauer Luft und ohne Flüchtlinge und niedergebrannte Häuser zu sehen, die die Straßen säumen. Ohne ständig in den Wald

spähen zu müssen oder nach hinten Ausschau zu halten, ob dort vielleicht feindliche Reiter auftauchen. Es fällt mir bereits schwer, dir dieses Gefühl auch nur zu beschreiben.«

»Es fällt mir genauso schwer, dir zu beschreiben, wie man sich nach fünfzehn Jahren Frieden fühlt. Als Knut König wurde und Birger Brosa sein Jarl, kam Frieden in unser Reich, und seither haben wir in Frieden gelebt. Das solltest du im Kopf behalten.«

»Wirklich?«, sagte Arn fragend und sah seinen Bruder an, als ahnte er, dass es bei diesem Gespräch nicht nur um Sonne und Hitze gehen würde.

»Durch deine Bauten entstehen große Kosten«, wurde Eskil deutlicher. »Ich meine, es kann unklug erscheinen, für teures Geld zum Krieg zu rüsten, wenn Frieden herrscht.«

»Was die Kosten angeht, so habe ich drei Truhen mit Gold bei mir, um zu bezahlen«, antwortete Arn schnell.

»Aber die Steine, die wir jetzt selbst verwenden werden, statt sie zu verkaufen, verursachen uns große Kosten, Kriegskosten, wo doch Frieden herrscht«, wandte Eskil geduldig ein.

»Das musst du mir genauer erklären«, sagte Arn.

»Ich meine ... es ist wahr, dass wir Steinbrüche besitzen. Wir brauchen für den Stein, den du benötigst, kein Silber aufzuwenden. Aber in diesen Friedensjahren werden überall im Westlichen Götaland Steinkirchen gebaut. Und sehr viel von dem Stein, der dafür gebraucht wird, stammt aus unseren Steinbrüchen ...«

»Und wenn wir Stein für eigene Bauten verwenden, dann entgeht uns dieser Gewinn, meinst du?«

»Ja, denn so muss man in der Geschäftswelt rechnen.«

»Das ist wahr. Aber wenn wir diese Steinbrüche nicht besäßen,

hätte ich diese Steine trotzdem bezahlt. Jetzt sparen wir uns diese Ausgabe. So muss man in der Geschäftswelt auch rechnen.«

»Dann bleibt uns trotzdem noch die Frage, ob es klug ist, so große Reichtümer aufzuwenden, um sich für den Krieg zu rüsten, obwohl Frieden herrscht«, sagte Eskil seufzend, da er ausnahmsweise mit seinen Erklärungen, dass sich alles im Leben in Silber umrechnen lasse, nichts erreichte.

»Wir rüsten nicht für den Krieg, sondern für den Frieden. Ist der Krieg einmal ausgebrochen, dann haben wir weder Zeit noch Geld, etwas zu

bauen.«

»Aber wenn es keinen Krieg gibt«, beharrte Eskil, »waren dann nicht all diese Anstrengungen und Ausgaben vergebens?«

»Nein«, sagte Arn, »denn niemand kann in die Zukunft blicken.«

»Du also auch nicht, da magst du noch so klug sein, was die Kriegskunst betrifft.«

»Das ist wahr. Und deswegen ist es das Klügste, aufzurüsten, solange Zeit ist und der Frieden währt. Willst du Frieden, dann rüste für den Krieg. Weißt du, was das größte Glück mit diesem Bauwerk wäre? Wenn

niemals ein fremdes Heer sein Lager vor Arnäs aufschlagen würde. Dann haben wir richtig gebaut.«

Eskil schien nicht ganz überzeugt davon, war aber unsicher geworden. Wenn man sicher in die Zukunft blicken und sehen könnte, dass die Zeit der Kriege vorbei wäre, dann wäre eine Burg, wie sie sich Arn vorstellte, nicht die Mühe und das Silber wert.

Und wie die Verhältnisse jetzt im Reich waren, sah es aus, als sei die Zeit der Kriege vorbei. Einen längeren Frieden als unter König Knut hatte es in der Zeit, von der die Sagas zu erzählen wussten, nicht

gegeben.

Eskil wurde bewusst, dass er Krieg nicht mehr für ein geeignetes Mittel beim Kampf um die Macht hielt. Vielmehr sah er in der Macht, die sich daraus ergab, dass die rechten Söhne und Töchter das Hochzeitsbett teilten, und im Reichtum, den der Handel mit fremden Ländern schuf, einen wirksamen Schutz gegen Krieg. Wer wollte sich schon seine Geschäfte verderben? Silber war mächtiger als das Schwert, und Männer, deren Familien durch Ehebande verknüpft waren, erhoben nur ungern die Waffen gegeneinander.

So klug hatte man unter König Knut versucht, die Dinge einzurichten. Aber ganz sicher konnte trotzdem niemand sein, da niemand in die Zukunft schauen konnte.

»Wie sehr sollen wir die Burg Arnäs befestigen?«, fragte er nach langem Nachdenken.

»So stark, dass sie niemand einnehmen kann«, antwortete Arn, als stünde das jetzt bereits fest. »Wir können Arnäs so ausbauen, dass sich tausend Folkunger mit Gesinde über ein Jahr innerhalb der Mauern aufhalten können. Nicht einmal das stärkste Heer kann ohne große Verluste eine so lange Belagerung vor

den Mauern überstehen. Denk nur an die Winterkälte, den Regen im Herbst und den nassen Schnee und den Morast im Frühling.«

»Aber was sollen wir in dieser langen Zeit essen und trinken!«, rief Eskil so entsetzt, dass Arn lächeln musste.

»Ich fürchte, dass das Bier schon nach ein paar Monaten zu Ende wäre«, sagte Arn, »und zum Schluss müssten wir vielleicht von Wasser und Brot leben wie die Büsser im Kloster. Aber Wasser gibt es auch innerhalb der Mauern, wenn wir ein paar neue Brunnen graben. Und Gerste und Weizen haben ebenso wie

Trockenfisch und geräuchertes Fleisch den Vorteil, dass sie sich lange und in großen Mengen lagern lassen. Aber dafür müssen wir eine neue Art von Speicher aus Stein bauen, der keine Feuchtigkeit durchlässt. Solche Speicher sind ebenso wichtig wie starke Mauern. Führt man dann noch sorgfältig Buch darüber, was man hat und was nicht, ist es sogar möglich, Bier zu brauen.«

Eskil war sehr erleichtert, als Arn das mit dem Bierbrauen sagte. Sein Misstrauen ging in Staunen über, und er fragte immer interessierter, wie im Frankenreich, im Heiligen Land, in Sachsen und in anderen

wohlhabenderen und bevölkerungsreicheren Gegenden als den nordischen Ländern Krieg geführt wurde. Arns Antworten versetzten ihn in eine ganz neue Welt, in der die Heere überwiegend aus Reiterei bestanden und in der riesige Steinschleudern Felsblöcke auf Mauern schleuderten, die doppelt so hoch und doppelt so massiv waren wie die Mauern von Arnäs.

Schließlich wurden Eskils Fragen so eifrig, dass die beiden Brüder absaßen, um zu rasten. Unter einer dicken Buche schob Arn mit seinem stahlgepanzten Fuß Laub und Zweige beiseite und bat Eskil, sich

auf eine der dicken Wurzeln zu setzen. Dann rief er den Mönch heran, der sich schweigend verbeugte und neben Eskil Platz nahm.

»Mein Bruder ist ein Mann der Geschäfte und will mit Hilfe von Silber Frieden schaffen. Jetzt wollen wir erklären, wie das auch mit Stahl und Stein zu machen ist«, meinte Arn, zog seinen Dolch aus dem Gürtel und begann, mit der Spitze eine Burg auf die geglättete Erde zu zeichnen.

Die Burg, deren Plan er zeichnete, hieß Beaufort und lag im Libanon, im nördlichen Teil des Königreiches Jerusalem. Sie war über zwanzigmal für längere oder kürzere Zeit belagert

worden, einige Male sogar vom gefürchtetsten Heerführer der Sarazenen. Aber niemand hatte sie einnehmen können, nicht einmal der große Nur ad-Din, der mit seinen zehntausend Kriegern anderthalb Jahre ausgehalten hatte. Sowohl Arn als auch der Mönch waren auf der Burg Beaufort gewesen und konnten sich gut an sie erinnern. Sie halfen sich dabei, sich auch noch die kleinsten Details ins Gedächtnis zu rufen, während Arn mit seinem Dolch zeichnete.

Sie erklärten alles nacheinander und begannen mit dem Wichtigsten, nämlich der Lage: Am besten sollte

eine Burg oben auf einem Berg wie im Fall der Burg Beaufort oder in einem Gewässer liegen wie bei Arnäs. Wie gut die Lage für die Verteidigung auch sein mochte, so musste man doch auch innerhalb der Mauern Wasser schöpfen können und nicht nur aus einer Quelle außerhalb, die der Feind entdecken und deren Zugang er abschneiden konnte.

Neben einem Brunnen und einer guten Lage musste es außerdem die Möglichkeit geben, riesige Vorräte zu verwahren, und zwar vor allem Brotgetreide und Futter für die Pferde. Dann erst folgte die richtige Beschaffenheit der Mauern und

Wallgräben, die den Feind daran hindern sollten, Belagerungstürme zu errichten oder Schleudern heranzuschaffen, mit deren Hilfe man Steine oder Unrat auf die Burg herabregnen lassen konnte. Wichtig war auch die Lage des Turms und der Wehrgänge, so dass mit möglichst wenigen Schützen die gesamte Mauer zu bewachen war.

Arn zeichnete Türme auf die Erde, die an allen Ecken über die Mauern herausragten, und erklärte, dass man von diesen Türmen aus an den Mauern entlangschießen könne, nicht nur nach vorne. So ließ sich die Zahl der Schützen stark reduzieren, was

ein großer Vorteil war.

Hier unterbrach ihn Eskil, wenn auch etwas zögernd. Er verstand nicht, was weniger Schützen für einen Vorteil boten, während es für Arn und den Mönch selbstverständlich zu sein schien. Was war dadurch gewonnen, die Zahl der Männer auf den Mauern zu verringern?

Ausdauer, erklärte Arn. Eine Belagerung sei nicht so etwas wie ein dreitägiges Gelage. Es gelte, Ausdauer zu beweisen. Die Müdigkeit dürfe über die Wachsamkeit nicht die Oberhand gewinnen. Wer eine Burg belagere, wolle sie schließlich irgendwann

stürmen, falls sich durch Verhandlungen nichts erreichen ließe. Dafür könnten sich die Belagerer einen beliebigen Zeitpunkt aussuchen: nach nur einem Tag, nach einer Woche oder einem Monat, am Morgen, in der Nacht oder einfach am Nachmittag. Plötzlich lehnten alle Angreifer von allen Seiten gleichzeitig ihre Leitern gegen die Mauern, und wenn sie ihre Absichten bisher erfolgreich geheim gehalten hätten, dann würden die Verteidiger vollkommen überrumpelt.

Dies sei der entscheidende Augenblick. Es gelte, ein Drittel der Verteidiger auf den Mauern zu haben,

und diese dürften erst seit wenigen Stunden im Dienst sein. Die anderen zwei Drittel müssten entweder schlafen oder vollkommen ausgeruht sein. Wenn die Alarmglocke läutete, dürfe es nicht zu lange dauern, bis die Ausgeruhten auf ihren Gefechtspositionen seien. Übte man das einige Male, dann werde die Verteidigung der Burg von einem Drittel zur vollen Stärke anwachsen, während die Angreifer noch damit beschäftigt seien, ihre Leitern aufzurichten. Schlaf sei somit ein wichtiger Teil der Verteidigung. Mit diesem System seien außerdem viele Schlafplätze zu gewinnen, da sich ein

Drittel der Verteidiger ständig auf den Mauern befände. Dafür bekämen sie ein vorgewärmtes Bett, wenn sie ihren Dienst getan hätten.

Die Burg Beaufort sei natürlich eine der stärksten der Welt. Aber sie liege dafür auch in einem Land, in dem man sich gegen die mächtigsten Heere der Welt verteidigen müsse. In Arnäs eine solche Burg zu bauen würde zusätzliche Arbeit bedeuten, die am Ende zu nichts nütze sei und zehn Jahre Zeit koste. Oder, wie Arn mit einem vielsagenden Blick auf Eskil hinzufügte, viel zusätzliches Silber. Ein Krieg mit so übermächtigen Heeren wie im

Heiligen Land werde schon nicht nach Arnäs kommen.

Arn wischte den Plan von Beaufort mit dem Fuß weg und zeichnete Arnäs auf, wie es eines Tages aussehen sollte: mit einer Mauer, die über ein doppelt so großes Terrain umschloss wie bisher. Die gesamte Spitze der Landzunge sollte befestigt werden. Dort, wo die Landzunge in Sumpf überging, würde man ein Tor bauen, allerdings weit oben in der Mauer. Anschließend mussten sie eine ebenso hohe Auffahrt aus Steinen und Erde errichten, mit einem Wallgraben zwischen der Mauer und dem Brückenkopf auf der anderen Seite.

Auf diese Weise würde niemand mit Mauerbrechern gegen das Tor vorgehen können. Wie stark dieses auch ausfiele, musste es doch schwächer werden als die Mauer. Ein ebenerdiges Tor würde dem Feind einen schnellen Sieg bescheren.

Wenn man sich um all das kümmern würde, versicherte Arn, dann könnte er mit weniger als zweihundert Mann Arnäs gegen jedes nordische Heer verteidigen.

Eskil erkundigte sich daraufhin nach der Gefahr durch Brände, und der Mönch und Arn nickten, denn diese Frage war klug. Arn zeichnete weiter und erklärte, dass die Höfe

innerhalb der Mauern gepflastert sein würden. Die Torfdächer würden durch Schieferdächer ersetzt. Alle brennbaren Baumaterialien sollten durch Stein ersetzt oder bei einer Belagerung ständig mit nassen Ochsenhäuten abgedeckt werden.

Und das sei nur die defensive Seite der Angelegenheit, fuhr Arn eifrig fort, als er merkte, dass es ihm nun endlich gelungen war, Eskils Interesse zu wecken. Aber da Eskil nicht verstand, was er meinte, musste er innehalten und das Wort »defensiv« eine Weile mit dem Mönch erörtern. Sie einigten sich darauf, dass damit der Teil der

Verteidigung gemeint sei, bei dem man sich einfach nur gegen den Angriff des Feindes wehrte.

Der andere Teil der Verteidigung beinhalte, dass man selbst zum Angriff schreite, und zwar noch ehe der Feind die Belagerung begonnen habe. Ein ganzes Belagerungsheer nach Arnäs zu bringen sei für den Feind ein sehr aufwendiges und umständliches Unterfangen. Auf dem Weg dorthin könne man daher die Vorratstransporte des Feindes mit Hilfe von Reitern angreifen, die schneller seien als die feindlichen. Dadurch würde der Feind geschwächt und seine Kampflost

gebrochen.

Wenn dann die Belagerung ein paar Wochen gedauert habe und der Feind schon müde sei, würde sich plötzlich das Tor der Burg öffnen, und Reiter in schweren Waffen würden herausströmen und beim Feind für große Verluste sorgen, größer als in den eigenen Reihen. Mit seinem Dolch zeichnete Arn kraftvolle Linien auf die Erde.

Eskil verlor sich mehr und mehr in den Erzählungen, wie in anderen Ländern Krieg geführt wurde. Ihm leuchtete ein, was Arn sagen wollte, dass nämlich die Neuerungen, die es draußen in der Welt gebe, früher oder

später auch ins Westliche Götaland gelangen würden. Folglich war es am besten, dieses Neue zu erlernen, bevor die Feinde davon erfuhren. Aber wie sollte neben der Bautätigkeit auch das noch gelingen?

Solche Kenntnisse seien das eine, sagte Arn. Und die besäße er wie auch viele seiner weit gereisten Gäste. Silber sei das andere. Bei den Kriegen in der großen Welt waren die, die am meisten Silber besaßen, am mächtigsten. Ein Reiterheer lebte nicht von der Luft allein oder von seinem Glauben, sondern von Vorräten und Waffen, die gekauft werden müssten. In der jüngsten Zeit

sei der Krieg mehr und mehr zum Geschäft geworden und nicht mehr so sehr im Willen der Bundesgenossen begründet, das Leben und Eigentum der Verbündeten zu schützen. Hinter jedem Mann in Waffen und Ringpanzer stünden hundert andere, die Getreide anbauten, Ochsenkarren führten und Holzkohle für die Schmieden herstellten, die Waffen und Rüstungen schmiedeten und diese über die Meere transportierten, die Boote bauten und segelten, die Pferde beschlugen und fütterten, und dazu brauche man immer Silber. In Kriegen gehe es nicht mehr um den Streit zwischen zwei Bauernfamilien,

von der die eine ihre Ehre gekränkt sehe oder den König oder Jarl bestimmen wolle, es gehe ums Geschäft. Der Krieg sei das größte Geschäft von allen.

Wer dieses Geschäft mit Vernunft, Silber und Kenntnissen betreibe, könne sich den Sieg erkaufen, wenn es zum Krieg komme. Oder noch besser, er könne sich den Frieden kaufen. Denn wer genügend gerüstet sei, werde nicht angegriffen, meinte Arn.

Diese plötzliche Einsicht, dass seine Geschäfte für Krieg und Frieden doppelt so wichtig seien wie alle seine waffenfähigen Männer,

überwältigte Eskil so sehr, dass er verstummte. Der Mönch und Arn deuteten das Nachlassen seiner Fragen falsch und glaubten, die Lektion habe ihn ermüdet. Deshalb beschlossen sie weiterzureiten.

Sie waren an diesem Tag schon bei drei Steinbrüchen gewesen, ehe Arn und der Mönch das, was sie suchten, im vierten fanden. Hier gab es nur Sandstein, und man hatte erst vor kurzem mit dem Abbau begonnen. Es waren nur wenige Steinmetzen bei der Arbeit, dafür gab es ein Lager mit bereits behauenen Steinquadern, die noch nicht verkauft waren.

Durch ein solches Material könne

man viel Zeit gewinnen, erklärte Arn. Sandstein sei zwar mitunter zu weich, insbesondere bei Mauern, die von schweren Rammböcken angegriffen werden könnten. Auf solche Angriffe brauche man sich auf Arnäs allerdings nicht vorzubereiten, da es auf der Landzunge bis zu den Mauern so steil bergauf gehe, dass sich dort keine Rammböcke einsetzen ließen. Auf der östlichen Seite der Burg, am Wallgraben und bei der Zugbrücke, sei die Erde viel zu weich und sumpfig, als dass man Rammböcke aufbauen könne. Sandstein sei also völlig ausreichend. Außerdem habe Sandstein den Vorteil, dass er sich

leichter behauen und glätten lasse als Kalkstein, ganz zu schweigen von Granit.

Eskil machte keine Einwände und wirkte in Arns Augen unerwartet fügsam, als er allen Entscheidungen zustimmte, die die Arbeiten der nächsten Wochen in den Steinbrüchen sowie die Rekrutierung neuer Steinmetzen betraf.

Er klagte jedoch über großen Durst und warf Bruder Guilbert einen seltsamen Blick zu, als dieser ihm einen Ledersack mit lauwarmem Wasser reichte.

Der nächste Ausflug, den sie zusammen unternahmen, dauerte kaum länger. Zwei Tage brauchte man für den Ritt von Arnäs nach Näs auf der Insel Visingsö im Vättersee. Für Arn war es jedoch die längste Reise seines Lebens.

Oder, wie er es sich lieber vorstellte, das Ende einer Reise, die fast sein ganzes Leben lang gedauert hatte.

Er hatte Cecilia einen heiligen Eid geschworen, dass er zurückkehren

werde, solange sein Herz noch schlage. Er hatte damals sogar noch auf sein eben erst geweihtes Tempelritterschwert geschworen, einen Eid, der nie gebrochen werden konnte.

Er musste über sich selbst lachen, wenn er sich ins Gedächtnis rief, wie er damals gewesen war: siebzehn Jahre alt und noch nicht vom Krieg gezeichnet, weder innerlich noch äußerlich. Er war so töricht gewesen, wie es nur die Ahnungslosen sein können, ein Parzival, wie Bruder Guilbert ihn genannt hätte, der mit leuchtenden Augen geschworen hatte, den Krieg in Outremer zwanzig Jahre

zu überleben und noch dazu als Tempelritter.

Während dieser zwanzig Jahre hatte er beinahe jeden Tag zur Muttergottes gebetet, dass sie ihre schützende Hand über Cecilia und sein ihm unbekanntes Kind halten möge. Das hatte sie getan, und ganz sicher nicht, ohne etwas damit im Sinn zu haben.

Wenn man die Sache so betrachtete, was ihm auch als das einzig Logische vorkam, dann hatte er nichts auf der Welt zu fürchten. Es war ihr hoher Wille, sie wieder zusammenzuführen, weshalb machte er sich dann Sorgen?

Aus vielen Gründen, wie sich herausstellte, als er darüber nachdachte, wie die Begegnung wohl aussehen würde. Er hatte eine siebzehnjährige Jungfer geliebt, die Cecilia Algotsdotter hieß, und damals wie heute galt das Wort Liebe im Mund eines Folkungers als unpassend. Der Gebrauch dieses Wortes in weltlichen Zusammenhängen hieß fast schon, Spott über die Liebe zu Gott zu treiben. Cecilia hatte einen siebzehnjährigen Burschen geliebt, der aber ein ganz anderer Arn Magnusson war als der, der heute lebte.

Wer waren sie heute? In den zwanzig Kriegsjahren hatte er viel erlebt. Ebenso viel, natürlich anderes, musste ihr widerfahren sein, während sie zwanzig Jahre lang im Kloster Gudhem Buße tat, und das unter einer Äbtissin, von der man ihm erzählt hatte, sie sei eine widerwärtige Frau gewesen.

Würden sie sich überhaupt erkennen?

Er versuchte sich mit dem jungen Mann zu vergleichen, der er mit siebzehn gewesen war. Dass die äußerlichen Unterschiede groß waren, stand außer Zweifel. Möglicherweise war er in jungen

Jahren gut aussehend gewesen, aber davon konnte jetzt keine Rede mehr sein. Die eine Hälfte seiner linken Braue bildete zusammen mit der Schläfe und der Wange eine einzige große weiße Narbe. Diese hatte er sich in der Stunde der großen Niederlage an den Hörnern von Hattin zugezogen, an diesem verwunschenen Ort der ewigen Schande. Der Rest seines Gesichts wies mehr als zwanzig weiße Narben auf, die überwiegend von Pfeilen herrührten. Würde sich eine Frau, die aus der milden und friedfertigen Klosterwelt der Heiligen Jungfrau kam, beim Anblick eines solchen

Gesichts nicht angeekelt abwenden, und insbesondere beim Gedanken daran, was diese Narben über den Mann erzählten?

Und würde er sie überhaupt wiedererkennen? Ja, dessen war er sich sicher. Seine Stiefmutter Erika Joarsdotter war nur wenige Jahre älter als Cecilia, und sie hatte er sofort wiedererkannt, und zwar schon von weitem. Damit tröstete er sich.

Die schlimmste Sorge war, was er zu ihr sagen sollte, wenn sie sich begegneten. Ihm wollten einfach keine schönen Worte für die Begrüßung einfallen. In dieser Sache musste er noch mehr Trost und Rat

bei der Gottesmutter suchen.

Mit acht Ruderern fuhren sie stromaufwärts den Fluss Tidan hinauf. Arn saß ganz vorne im Bug und blickte in das braune Wasser, in dem er die Spiegelung seines vernarbten Gesichts ahnen konnte. In der Mitte des Flusskahns standen ihre drei Pferde. Arn hatte Eskil überzeugt, dass sie auf dieser Fahrt keine Eskorte benötigen würden, da er selbst und Harald bewaffnet seien. Sie führten ihre Bögen und eine ausreichende Anzahl Pfeile mit sich. Nordische Krieger würden nur einen unnötigen Ballast darstellen.

Eskil weckte ihn aus seinen

Träumen, indem er ihm plötzlich eine Hand auf die Schulter legte. Als Arn zusammenzuckte, lachte Eskil: So aufmerksam sei also der Mann, der im Bug sitze, um Ausschau zu halten. Er reichte Arn ein Stück geräucherten Schinken, den dieser jedoch ablehnte.

»Es ist schön, an einem strahlenden Sommertag auf dem Fluss unterwegs zu sein«, sagte Eskil.

»Ja«, meinte Arn und betrachtete die Weiden und Erlen, deren Zweige in die schwache Strömung herabhingen, »davon habe ich lange geträumt, aber ich wusste nicht, ob ich das noch einmal erleben würde.«

»Und doch ist es jetzt an der Zeit, über einige schlimme Dinge zu sprechen«, sagte Eskil und ließ sich schwer auf die Ducht neben Arn sinken, »einiges kann ich wahrlich nur voll Trauer erzählen ...«

»Sag es mir lieber jetzt als später, es muss doch heraus«, sagte Arn und richtete sich auf.

»Du und ich, wir hatten einen Bruder. Zwar haben wir auch noch zwei Schwestern, die bereits verheiratet sind, aber unser Bruder Knut wurde von einem Dänen erschlagen, als er achtzehn Jahre alt war.«

»Lass uns für seine Seele beten«, sagte Arn schnell. Eskil seufzte, aber fügte sich. Sie beteten viel länger, als es Eskil angemessen erschien.

»Wer tötete ihn und warum?«, fragte Arn und schaute auf. In seiner Miene war weniger Zorn und Trauer, als Eskil erwartet hatte.

»Der Däne hieß Ebbe Sunesson. Es geschah am Junggesellenabend vor der Hochzeit einer unserer Schwestern, und zwar in Arnäs.«

»Eine unserer Schwestern hat also einen aus dem sverker'schen Geschlecht geheiratet, die mit den Dänen verbündet sind?«, fragte Arn,

ohne eine Miene zu verziehen.

»Ja. Kristina ist die Frau von Konrad Pedersson aus Roskilde.«

»Aber wie ging das zu? Wie können die Streiche eines Junggesellenabends tödlich enden?«

»Bei solchen Festen kann es, wie du weißt, hoch hergehen ... Es wurde wohl wie immer viel Bier getrunken, und der junge Ebbe Sunesson gab damit an, was für ein guter Schwertkämpfer er sei. Er meinte, niemand würde den Mut aufbringen, mit ihm zu fechten. Wer neben dem Bierfass solche Reden schwingt, betrügt in der Regel sich selbst, aber

mit diesem Ebbe war es anders. Er konnte wirklich geschickt mit dem Schwert umgehen. Mittlerweile gehört er zur Leibwache des dänischen Königs.«

»Und der von den jungen Männern, der, der sich leimen ließ, war unser Bruder Knut?«

»Ja. Knut war kein Schwertkämpfer. Er war wie ich und unser Vater und nicht wie du.«

»Sag mir, was geschehen ist. Wenn einer bei einem Gastmahl mit dem Schwert gegen jemanden antritt, der besser ist, dann gibt es ein paar Wunden und blaue Flecken, aber doch

keine Toten?«

»Erst schlug Ebbe Knut das eine Ohr ab, und darüber wurde sehr gelacht. Vielleicht hätte sich Knut da noch aus der Affäre ziehen können. Aber Ebbe verhöhnte ihn, und es wurde noch mehr und noch lauter gelacht, und als Knut dann zornig auf ihn losging ...«

»... da wurde er sofort erschlagen. Ich kann mir gut vorstellen, wie die Sache zuing«, sagte Arn mit mehr Trauer als Zorn in der Stimme. »Wenn Gott es will, dann wird Ebbe Sunesson eines Tages im Schwertkampf auf Knuts Bruder treffen. Ich gedenke aber nicht,

willentlich Rache zu suchen. Habt ihr euch denn an dem Mörder nicht gerächt? Ihr müsst als Buße doch eine große Geldsumme gefordert haben.«

»Nein, wir haben auf eine Buße verzichtet«, antwortete Eskil beschämt. »Das fiel uns nicht leicht, aber es wäre auch nicht einfach gewesen, auf einer Buße zu bestehen. Ebbe Sunesson stammt aus der Familie der Hvide, in die unsere Schwester Kristina am nächsten Tag einheiraten sollte. Die Hvides sind nach dem König die mächtigste Familie Dänemarks. Auch Erzbischof Absalon in Lund ist ein Hvide.«

»Das war sicher keine besonders

fröhliche Hochzeit«, meinte Arn so ruhig, als würde er über das Wetter sprechen.

»Nein, wahrhaftig nicht«, gab Eskil zu. »Alle dänischen Gäste ritten am nächsten Tag nach Süden, um das Hochzeitsfest zu Hause fortzusetzen. Wir begruben Knut in Forshem, und am nächsten Tag traf Vater der Schlag. Ich glaube, es war die Trauer.«

»Wir mussten für die List, uns mit den Hvide-Leuten zu verschwägern, teuer bezahlen«, murmelte Arn und sah in das dunkle Wasser des Flusses. »Von welchen anderen Sorgen hast du zu erzählen?«

Es war Eskil anzusehen, dass es noch weitere schlimme Dinge zu erzählen gab. Aber er zögerte lange, und Arn musste ihn noch einmal ermahnen, es lieber gleich hinter sich zu bringen, als die Sache in die Länge zu ziehen.

Die nächste Sorge galt Katarina Algotsdotter, Cecilias Schwester und Eskils Ehefrau. Sie war Mutter zweier bereits verheirateter Töchter und eines Sohnes namens Torgils, den sie vielleicht bald auf der Burg des Königs in Näs treffen würden.

Katarina war keine schlechte Ehefrau gewesen und auch keine schlechte Mutter. Ganz sicher hatte

sie alle Erwartungen übertroffen, da man wusste, dass sie heimtückisch und intrigant war.

Mehr der Ehre als einer reichen Mitgift oder der Macht wegen hatte Eskil das Ehebett mit Katarina teilen müssen. Schließlich war schon lange mit Algot Pålsson, dem Vater von Cecilia und Katarina, vereinbart gewesen, dass Cecilia und Arn heiraten würden. Aber als diese Vereinbarung dadurch gebrochen worden war, dass Arn und Cecilia sich die Strafe der Kirche und eine zwanzigjährige Buße zuzogen, hatte Algot Genugtuung gefordert, und das war sein gutes Recht gewesen.

Die Folkungerehre war somit die eine Seite des Geschäfts gewesen. Bei der anderen Seite ging es um Steinbrüche und Wald und einen langen Streifen Vänerseeufer als Mitgift. Die Vorteile an diesem Teil des Geschäfts hatte Eskil möglicherweise besser als alle anderen begriffen, denn so konnte er den gesamten Handel im Westlichen Götaland kontrollieren, der über den See abgewickelt wurde.

Und mit den Steinbrüchen war in einer Zeit, in der im ganzen Land Kirchen gebaut wurden, viel Silber zu verdienen. Natürlich nur, solange man die Steine nicht auf eigene

Bauten verschwendete, versuchte Eskil zu scherzen, doch Arn verzog nicht einmal den Mund.

Nach all dem, was Katarina ihrer Schwester Cecilia und Arn angetan hatte, indem sie sie bei der Äbtissin Rikissa angeschwärzt hatte, war es schwergefallen, sie noch mit einer Morgengabe und den Schlüsseln zu belohnen. Und dennoch war es das Beste gewesen, um die Sache wieder ins Lot zu bringen. Niemand sollte über die Folkunger sagen können, dass sie Versprechen und Verträge brachen.

Viele Jahre lang war Katarina eine milde Ehefrau gewesen, die all ihre

Pflichten zufriedenstellend erfüllte. Aber nachdem fünfzehn Jahre vergangen waren, hatte sie die schlimmste aller Sünden begangen.

Eskil war häufig für längere Zeit in Geschäften unterwegs: in Näs, in Östra Aros oder sogar in so entfernten Orten wie Visby und Lübeck. Und zu diesen Zeiten, als Katarina Hausherrin ohne Hausherr gewesen war, hatte sie sich immer öfter auf eine Art verlustiert, die kaum noch durch Buße aus der Welt geschafft werden konnte. Sie hatte nachts einen der Gefolgsleute bei sich gehabt.

Als Eskil diese Sache erstmals zu

Ohren gekommen war, hatte er in aller Strenge mit Katarina gesprochen. Wenn noch mehr über eine solche Sünde unter seinem Dach gemunkelt würde, dann setzten sie sich alle großer Gefahr aus. Die strengen Worte des Gesetzes über Hurerei seien nur ein Teil des Übels. Am schlimmsten wäre es, wenn ihre Kinder mutterlos würden.

Katarina hatte sich anfänglich offenbar zusammengenommen. Aber bald begannen Getuschel und Geflüster von neuem, und zwar nicht nur auf Arnäs, denn Eskil sah auch die verärgerten Mienen bei den Versammlungen des königlichen Rats.

Da tat er, was die Ehre von ihm forderte, obwohl es ihm nicht leichtfiel.

Sein Getreuer Svein handelte, wie ihm von seinem Herrn befohlen war. In einer Nacht, als sich Eskil beim König in Näs befand, trat Svein mit zwei Männern in das Kochhaus, wo sich die beiden Sünder zu treffen pflegten. Katarina erschlugen sie nicht, sondern nur den Mann, mit dem sie Hurerei getrieben hatte. Die blutigen Laken nahmen sie zum Thing mit, um den Sünder dort zu entehren. Katarina wurde zum Kloster Gudhem gebracht, wo sie das Gelübde ablegte.

Das erforderliche Silber aufzutreiben war noch das Leichteste gewesen. Eskil schenkte dem Kloster Gudhem so viel von seinem Grundbesitz, wie er für nötig hielt, und Katarina verzichtete zugunsten der Folkunger auf ihren Besitz, als sie das Gelübde ablegte. Das war der Preis dafür, dass man sie am Leben ließ.

Nach Eskils Erzählung war die Stimmung auf dem Boot eine ganze Weile sehr gedrückt. Harald Østeinsson saß allein hinten beim Steuermann, da er fand, dass er sich in die Unterhaltung der Brüder im Bug besser nicht einmischen sollte.

Dass es dabei um traurige Dinge ging, war trotz der Entfernung nicht zu übersehen.



Unterhalb des alten Thingplatzes von Askeberga, wo der Fluss Tidan eine scharfe Biegung nach Süden machte, lag der Rastplatz. Dort lagen schon mehrere Schiffe, die ihrem eigenen glichen, lang und ohne Kiel, aber schwerer beladen. Bei den Ruderern und den dort ansässigen Leuten herrschte große Aufregung, als der mächtige Folkunger Herr Eskil

eintraf. Rasch wurden weniger feine Leute aus dem einzigen Langhaus vertrieben, und Frauen liefen herbei, um zu fegen, während der Pächter der Schiffslände, der Gurmund hieß und ein freigelassener Leibeigener war, Herrn Eskil Bier kredenzte.

Arn und Harald Østeinsson nahmen ihre Bögen und Köcher mit, holten Stroh aus einer der Scheunen und bauten ein Ziel auf, ehe sie aus einiger Entfernung mit Schießübungen begannen. Harald scherzte, dass die einzige Übung, die sie während des Jahres auf See hätten ausführen können, Feinde in nächster Nähe erfordert hätte, aber dass sie sich, mit

Gottes Hilfe, nun wieder besser vorbereiten könnten. Arn antwortete etwas kurz angebunden, dass die stete Übung eine Pflicht sei, denn es sei gotteslästerlich, zu glauben, dass die Heilige Jungfrau auch den Faulen helfe. Nur diejenigen, die hart an ihren Fähigkeiten als Schützen arbeiteten, verdienten es auch, gut zu schießen.

Einige der leibeigenen Knaben hatten sich hinter ihnen hergeschlichen, um zu sehen, wie die beiden Männer, die sie nicht kannten, mit Pfeil und Bogen umgehen konnten. Ziemlich bald liefen sie ganz außer Atem zum Hof zurück und erzählten

allen, die es hören wollten, dass diese Bogenschützen die Besten des Reiches sein müssten. Einige der freien Männer gingen daraufhin möglichst unauffällig zu den Schützen hinüber, um sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen, dass die Knaben Recht gehabt hatten. Tatsächlich gingen sowohl der Folkunger als auch sein Gefolgsmann im roten Hemd der Norweger mit Pfeil und Bogen um, wie sie es noch nie zuvor gesehen hatten.

Als es Abend wurde und die Herren etwas zum Abendbrot verzehren wollten, stellte sich bald heraus, dass der unbekannte Krieger

in der Tracht der Folkunger der Bruder von Herrn Eskil war, und bald hatte sich das in der ganzen Gegend von Askeberga herumgesprochen. Der Mann im Folkungermantel konnte niemand anders sein als der berühmte Arn Magnusson, von dem so viele Lieder sangen und Sagas erzählten. Im Kochhaus und auf dem Hof wurde im Flüsterton gemutmaßt, ob das wirklich angehen könne, denn ganz sicher war sich niemand.

Zwei der jüngsten Söhne des Pächters liefen, ohne nachzudenken, ins Langhaus, blieben bei der Tür stehen und riefen Arn zu, er müsse seinen Namen sagen. Eine solche

Frechheit hätte sie eine Tracht Prügel kosten können, und der Pächter Gurmund, der selbst mit am Tisch der hohen Herren saß, stand zornig auf, um die Lümmel zu züchtigen, während er sich gleichzeitig bei seinem Herrn Eskil entschuldigte.

Aber Arn hielt ihn auf, ging selbst auf die Jungen zu und führte sie mit einem nicht ganz ernst gemeinten Griff im Nacken wieder auf den Hof. Dort ging er in die Knie, sah sie gespielt streng an und bat sie, ihre Frage zu wiederholen, falls sie es wagten.

»Seid Ihr ... Herr Arn Magnusson?«, stieß der kühnere der

beiden hervor und schloss im nächsten Augenblick die Augen, als rechne er mit Prügeln.

»Ja, ich bin Arn Magnusson«, antwortete Arn und bemühte sich, nicht mehr streng auszusehen. Die Jungen schienen jedoch immer noch etwas ängstlich zu sein, als sie den Blick von den Narben des Krieges in Arns Gesicht zum Schwert mit dem goldenen Kreuz wandern ließen, das er an seiner Seite trug.

»Wir möchten in Euren Dienst treten!«, sagte der Mutigere, als er merkte, dass er weder mit Prügel noch mit Verwünschungen vonseiten des Kriegers zu rechnen hatte.

Arn lachte und meinte, dass sie damit wohl noch ein paar Jahre warten müssten. Aber wenn sie beide fleißig mit Holzschwertern und mit Pfeil und Bogen übten, so sei es vielleicht nicht vollkommen unmöglich.

Der kleinere der beiden nahm jetzt ebenfalls all seinen Mut zusammen und bat, Herrn Arns Schwert sehen zu dürfen. Arn erhob sich und zögerte einen Augenblick, ehe er mit einer schnellen und lautlosen Bewegung das Schwert aus der Scheide zog. Den beiden Jungen verschlug es die Sprache, als sie den blanken Stahl in der Abendsonne funkeln sahen. Wie

alle Jungen wussten sie sofort, dass dies ein ganz anderes Schwert war als die, die man üblicherweise bei Gefolgsleuten und Herren sah. Es war länger und schmaler, und die Klinge wies nicht die geringste Unregelmäßigkeit auf. Auch die Drachensymbole oder heimlichen Zeichen, die in leuchtendem Gold oben auf der Klinge eingraviert waren, jagten ihnen einen gehörigen Schrecken ein.

Arn ergriff die Hand des größeren Jungen, legte seinen Zeigefinger vorsichtig auf die Klinge und bewegte ihn ganz sacht. Sofort war auf der Fingerspitze ein Tropfen Blut

zu sehen.

Er hieß den Jungen, sich den Finger abzulecken, steckte das Schwert wieder in die Scheide, tätschelte den beiden den Kopf und erklärte, dass so scharfe Schwerter all die erwarten würden, die in seinen Dienst träten. Aber auch harte Arbeit stehe ihnen bevor. In fünf Jahren sollten sie ihn wieder aufsuchen, falls ihnen dann immer noch der Sinn danach stünde.

Dann verabschiedete er sich von ihnen mit einer Verbeugung, als seien sie bereits seine Gefolgsleute, machte auf dem Absatz kehrt und ging mit langen Schritten und wehendem

Mantel zurück zum Abendessen. Die zwei Pächterjungen standen wie versteinert da und schauten wie verhext auf den Folkungerlöwen auf Arns Rücken. Sie wagten nicht, sich zu bewegen, ehe er nicht die Tür des Langhauses hinter sich geschlossen hatte.

Arn war beim Eintreten so guter Laune, dass Eskil murmelte, er verstehe nicht, wie ihre Unterhaltung während der Bootsfahrt solche Freude hätte auslösen können. Da wurde Arn gleich wieder ernst, setzte sich gegenüber von Eskil an den Tisch und warf einen verblüfften Blick auf die Holzschüssel mit

Gerstengrütze, ausgelassenem Fett und Speck, die vor ihm stand. Er schob die Schüssel beiseite und legte seine vernarbte Hand auf die von Eskil.

»Eskil, mein Bruder«, sagte er. »Du musst eins verstehen, was Harald und mich betrifft. Viele Jahre hatten wir den Sensenmann als Weggefährten. Beim Morgengebet mit meinen treuen Ritterbrüdern wusste ich nie, wer zum Abendgebet fehlen würde. Viele meiner Tempelbrüder habe ich sterben sehen, auch manch einen, der besser war als ich. Die Köpfe von einigen der besten Tempelritter sah ich auf Speerspitzen

aufgespießt unterhalb der Mauern von Beaufort, der Burg, von der wir dir gestern erzählt haben. Meine Trauer verschiebe ich auf die Stunde des Gebets. Du kannst mir glauben, dass ich fleißig beten werde, nachdem du eingeschlafen bist. Du kannst sicher sein, dass ich das, was du mir erzählt hast, nicht leichtnehme.«

»Im Krieg dort unten im Heiligen Land hast du dir wirklich merkwürdige Gewohnheiten zugelegt«, murmelte Eskil, wurde dann jedoch von einer plötzlichen Neugier ergriffen. »Gab es viele Tempelritter, die besser waren als du, mein Bruder?«

»Ja«, entgegnete Arn ernst.
»Harald kann das bezeugen, frag ihn.«

»Nun, was sagst du dazu, Harald?«, fragte Eskil.

»Dass das wahr ist und auch wieder nicht«, antwortete Harald und blickte von seiner Schüssel Grütze auf, die ihm im Gegensatz zu Arn offenbar schmeckte. »Als ich ins Heilige Land kam, glaubte ich ein Krieger zu sein, da ich seit meinem vierzehnten Lebensjahr nichts anderes getan hatte, als zu kämpfen. Ich glaubte, mit einem Schwert in der Hand so gut wie unbesiegbar zu sein. Aber dieser Irrglaube kostete mich

viele blaue Flecken. Kriegern wie den Tempelrittern war ich noch nie begegnet. Ich hätte mir so etwas auch nicht erträumen können. Ein Tempelritter kämpft wie fünf normale Männer, das sagen zumindest die Sarazenen. Und darin muss ich ihnen Recht geben. Aber wahr ist auch, dass es Tempelritter gab, die den anderen weit überlegen waren, und zu diesen gehörte auch dein Bruder, der Arn de Gothia genannt wurde. Im Norden gibt es keine Schwertkämpfer, die sich mit Arn messen können, das schwöre ich bei der Gottesmutter!«

»Lästere nicht den Namen der

Heiligen Jungfrau!«, sagte Arn streng.
»Denk nur an Schwertkämpfer wie
Guy de Carcassonne, Sergio de
Livorno und vor allem Ernesto de
Navarra.«

»Ja, an die erinnere ich mich«,
antwortete Harald unbekümmert. »Du
solltest dich aber auch an unsere
Abmachung erinnern, dass ich, wenn
wir nordischen Boden betreten,
weder dein Knappe bin noch du mein
Herr, der mir befehlen kann. Jetzt bin
ich nur noch dein norwegischer
Bundesgenosse. Und dir, Eskil,
möchte ich gerne sagen, dass die
Namen, die Arn eben genannt hat, die
Namen der vollendetsten

Schwertkämpfer sind. Allerdings sind sie inzwischen alle tot, und das ist Arn nicht.«

»Das beruht aber nicht auf Schwert, Lanze und Pferd«, meinte Arn und starrte auf die Tischplatte. »Die Heilige Jungfrau hat aus bestimmten Gründen ihre milde Hand schützend über mich gehalten.«

»Schwertkämpfer, die noch leben, sind besser als tote«, sagte Eskil in einem Tonfall, als sei diese Diskussion damit beendet. »Gerstengrütze mit Speck scheint unserem Schwertkämpfer trotzdem nicht zu schmecken?«

Arn gab zu, es sei nicht seine Art, bei Tisch Gottes Gaben zu verschmähen, aber mit dem ausgelassenen Fett habe er Mühe. Er verstehe jedoch, dass ein solches Essen im nordischen Winter nicht zu verachten sei.

Eskil fand es lustig, dass sein Bruder auch im Erwachsenenalter so heikel mit dem Essen war. Sofort befahl er einem seiner Männer, aus der Vorratskiste ihres Flusskahns ein paar Schinken aus Arnäs und eine Handvoll geräucherter Würste aus Lödöse zu holen.

Nach dem Mahl, bei dem alle schließlich bekommen hatten, was

ihnen schmeckte, ging Eskil zur offenen Feuerstelle und nahm ein Stück Holzkohle. Dann wischte er die Essensreste vom Tisch und zeichnete mit dem Kohlestück schnell und geschickt den Weg von Lödöse den Götafluss hinauf zum Vänensee, an Arnäs vorbei bis zur Mündung des Tidan, wo ihre Flussfahrt begonnen hatte, auf die Tischplatte. Auf dem Tidan waren sie nun unterwegs nach Forsvik am Vättersee, den sie überqueren würden. Jenseits des Vättersees gelangte man über den Boren nach Linköping. Von dort führten Verbindungen hinauf nach Svealand und gen Süden nach Visby

und Lübeck. Dies sei das Rückgrat seines Handelsimperiums, erklärte Eskil stolz. Er beherrsche alle Gewässer von Lödöse bis Linköping, alle Boote gehörten ihm, die Flussskähne ebenso wie die größeren Schiffe, die über den Vänensee und den Vättersee segelten, und die Treidelkähne, die es an den Trollfällen im Götafluss gebe. Mehr als fünfhundert Männer, die meisten freigelassene Leibeigene, bildeten die Mannschaften seiner Schiffe auf diesen Strecken. Nur in den allerstrengsten und schneereichsten Wintern stehe der Handel bisweilen gezwungenermaßen für einige

Wochen still.

Schweigend und aufmerksam folgten Arn und Harald mit den Augen den Linien, die Eskil auf den Tisch zeichnete, und nickten zustimmend. Das sei schon eine große Sache, meinten sie, dass man auf diese Weise das Westmeer und Norwegen mit der Ostsee und Lübeck verbinden könne. So ließe sich das mächtige Dänemark an der Nase herumführen.

Bei dieser Bemerkung verdüsterte sich Eskils Miene, und seine gut gelaunte Selbstsicherheit verschwand. Was meinten sie wohl damit, und was wussten sie über die

Dänen?

Arn erzählte, dass sie die Küste Jütlands entlanggesegelt und schließlich zum Limfjord gekommen seien. Dort seien sie in den Fjord gesegelt, weil Arn im Kloster Vitskøl habe beten wollen. Außerdem habe er einiges Gold gestiftet, da er fast zehn Jahre seiner Kindheit dort verbracht habe. In Vitskøl habe er nicht umhin gekonnt, das eine oder andere aufzuschnappen. Dänemark war eine Großmacht und unter König Waldemar und dessen Sohn Knut geeint worden. Die dänischen Krieger ähnelten mehr den fränkischen und sächsischen als den

nordischen, und die offenbar riesige Militärmacht Dänemarks werde sicher irgendwann zum Einsatz kommen. Dänemark würde größer werden, aber wahrscheinlich auf Kosten der deutschen Länder.

Von Norwegen aus könne man durch den Götafluss nach Lödöse segeln, ohne dass die Dänen einen aufgriffen und alle Waren verzollten. Handelsschiffe von Lödöse zwischen den dänischen Inseln hindurch nach Sachsen und Lübeck zu schicken, ließe sich jedoch kaum ohne hohe Zölle bewerkstelligen.

Und man solle wegen Zöllen keinen Streit suchen, da die stärkere

Partei sich bald des Krieges bedienen würde, um sich durchzusetzen. Krieg mit der dänischen Großmacht sollten sie vor allem vermeiden.

Etwas lahm wandte Eskil ein, dass man immer noch versuchen könne, sich mit den Dänen durch Heirat zu verbünden, aber darüber lachten Harald und Arn so laut, dass Eskil eine ganze Weile beleidigt war.

»Harald und ich haben über eine Methode gesprochen, mit der du deine Handelsposition weiter stärken könntest. Vermutlich würde das deine Laune etwas verbessern«, sagte Arn. »Wir unterstützen deinen Handel aus vollem Herzen und sind uns einig,

dass du alles bestens eingerichtet hast, also hör zu. In Lödöse liegt unser Schiff, das ein norwegischer Seemann wie Harald über alle Meere segeln kann. Unser Vorschlag ist, dass Harald dieses Schiff für eine angemessene Vergütung in Silber zwischen den Lofoten und Lödöse segelt. Dabei handelt es sich um ein Schiff, das Platz für drei Pferde, zwei Dutzend Männer mit dazugehörigem Proviant und Futter und außerdem noch für zehn Ochsenkarren Ladung hat. Rechne das in getrockneten Fisch von den Lofoten um, und du wirst sehen, dass zwei Reisen im Sommer deine Einnahmen durch den

Trockenfisch verdoppeln werden.«

»Dass du dich an meine Idee mit dem Dörrfisch überhaupt noch erinnern konntest«, sagte Eskil etwas versöhnt.

»Ich erinnere mich immer noch daran, wie wir in ganz jungen Jahren zum Götathing nach Axevalla geritten sind«, entgegnete Arn. »Damals hast du erzählt, wie du mit Hilfe unserer norwegischen Bundesgenossen versuchen wolltest, Fisch von den Lofoten zu holen. Ich erinnere mich, dass wir sofort an die vierzigtägige Fastenzeit vor Ostern dachten und im selben Augenblick begriffen, dass das eine gute Idee war. Da ich damals ein

Klosterknabe war, hatte ich schon oft Trockenfisch gegessen. Der ist heute auch nicht teurer als damals. Für deine Geschäfte muss das außerordentlich gut sein.«

»Wir sind wahrhaftig beide Söhne unserer Mutter«, meinte Eskil gefühlvoll und gab ein Zeichen, dass man noch mehr Bier bringen solle. »Sie hatte Geschäftssinn und verstand als Erste, worüber wir jetzt sprechen. Unser Vater ist ein Ehrenmann, aber ohne sie wäre er nicht zu sonderlichem Reichtum gekommen.«

»Damit hast du sicher recht«, erwiderte Arn und gab das Bier, das man ihm gereicht hatte, an Harald

weiter.

»Du willst also als Steuermann auf dem fremden Schiff in unsere Dienste treten, Harald? Und du hast vor, um die Südspitze von Norwegen herumzusegeln, um Dorsch zu holen?«, fragte Eskil ernst, nachdem er einen beachtlichen Teil seines Bierkrugs geleert hatte.

»Allerdings. Das habe ich mit Arn so vereinbart«, antwortete Harald.

»Ich sehe, dass du dir ein neues Waffenhemd zugelegt hast«, meinte Eskil.

»Unter den Männern deiner Garde auf Arnäs gibt es, wie du weißt,

einige Norweger. In deinen Diensten tragen sie alle die blauen Farben und haben kaum Verwendung für die Kleider, mit denen sie gekommen sind. Einem von ihnen habe ich dieses Waffenhemd der Birkebeiner abgekauft. Ich fühle mich darin wohler als in den Farben, die ich im Heiligen Land immer getragen habe«, sagte Harald nicht ohne Stolz.

»Zwei gekreuzte goldene Pfeile auf rotem Grund«, murmelte Eskil nachdenklich.

»Das Wappen passt mir umso besser, da der Bogen meine beste Waffe ist«, versicherte Harald. »Der Bogen war außerdem die wichtigste

Waffe der Birkebeiner, und in Norwegen schoss niemand besser als ich. Im Heiligen Land bin ich nicht schlechter geworden.«

»Nein, das ist wohl wahr«, erwiderte Eskil. »Die Birkebeiner verließen sich immer schon auf die Kraft des Bogens. Du bist in der dunkelsten Stunde eurer Sippe ins Heilige Land gezogen. Ein Jahr später kam Sverker Munnsen von den Färöern. Birger Brosa und König Knut haben ihn unterstützt, mit Waffen, Männern und Silber. Jetzt habt ihr gesiegt, und Sverre ist König. Aber all das weißt du vermutlich bereits?«

»Ja, und deswegen wollte ich mit euch nach Näs ziehen, um König Knut und dem Jarl Birger dafür zu danken, dass sie uns unterstützt haben.«

»Dieses Recht will dir gewiss niemand nehmen«, murmelte Eskil bekümmert. »Und du bist der Sohn von Østein Møyla?«

»Ja, das stimmt. Mein Vater fiel in der Schlacht von Tønsberg. Ich war auch dabei, damals aber noch ganz jung. Es gelang mir, vor den Rächern ins Heilige Land zu fliehen, und jetzt werde ich in unseren Farben zurückkehren.«

Eskil nickte, trank erneut und

dachte offenbar genauestens nach, ehe er entschied, wohin er das Gespräch jetzt lenken sollte. Die anderen beiden sahen, dass er sich nicht unterbrechen lassen wollte, und warteten.

»Wenn du Østein Møylas Sohn bist, kannst du Anspruch auf die norwegische Königskrone erheben«, sagte Eskil in dem Ton, in dem er sonst über Geschäfte sprach. »Du bist ebenso unser Freund wie Sverre, und das ist gut so. Aber du hast die Wahl. Du kannst dich dafür entscheiden, die Aufständischen zu unterstützen, dann wirst du entweder König werden oder aber sterben. Du kannst

allerdings auch mit einem Geleitbrief des Jarls und König Knuts zu König Sverre segeln und ihm den Treueid leisten. Diese beiden Möglichkeiten hast du, und dazwischen gibt es nichts.«

»Und in welchem der beiden Fälle werde ich euer Feind?«, fragte Harald, ehe er sich überlegt hatte, was diese neue Erkenntnis bedeutete.

»In keinem Fall wirst du unser Feind, hoffe ich«, antwortete Eskil. »Entweder stirbst du im Kampf gegen König Sverre, und dann hast du keine Zeit mehr, unser Feind zu werden, oder du siegst. Dann bist du immer noch unser Freund.«

Harald stand auf, ergriff seinen Bierkrug mit beiden Händen, leerte ihn und knallte ihn dann auf den Tisch, so dass der Kohlenstaub der Zeichnung von Eskils Handelsimperium in alle Richtungen auseinanderstob. Anschließend hob er abwehrend die Hände in Richtung der beiden Folkungerbrüder, deutete auf seinen Kopf und ging auf etwas unsicheren Beinen zur Tür, während er seinen roten Mantel enger um sich zog. Als er die Tür öffnete, fiel das Licht der hellen Sommernacht in den Raum, und man hörte draußen eine Nachtigall singen.

»Was hast du unserem Freund

Harald nur für Flausen in den Kopf gesetzt?«, fragte Arn stirnrunzelnd.

»Das habe ich in der kurzen Zeit mit dir gelernt, Bruder. Sprich lieber früher als später das aus, was ohnehin gesagt werden muss. Was ist deine Meinung in dieser Angelegenheit?«

»Das Klügste wäre, wenn Harald König Sverre bereits auf seiner ersten Reise den Treueid schwören würde«, sagte Arn. »Ein König sollte den Sohn eines gefallenen Helden, noch dazu von derselben Seite, nicht abweisen. Es wäre das Beste für Norwegen, das Westliche Götaland und uns Folkunger, wenn Harald sich

mit Sverre versöhnen würde.«

»Dieser Meinung bin ich auch«, sagte Eskil. »Aber Männer, die die Königskrone wittern, benehmen sich nicht immer sonderlich klug. Was ist, wenn Harald sich auf die Seite der Aufständischen schlägt?«

»Dann hat dieser Sverre einen Mann zum Feind, der gefährlicher ist als alle anderen Krieger in Norwegen«, sagte Arn ruhig. »Aber dasselbe gilt auch andersherum. Gesellt sich Harald zu Sverre, dann wird Sverre vielleicht so mächtig, dass der Krieg um die Krone unwichtig wird. Ich kenne Harald sehr gut. Er hat viele Jahre an meiner

Seite gekämpft. Wenn jetzt die Gedanken in seinem Kopf erst einmal durcheinanderwirbeln, weil er ohne Vorwarnung erfahren hat, dass er König werden kann, ist das kein Wunder. Das wäre dir oder mir nicht anders ergangen. Aber morgen, wenn er erst einmal nachgedacht hat, wird er lieber unser Steuermann, als durch Feuer und Pfeilregen der norwegischen Krone nachzujagen.«

Arn stand auf und hob abwehrend die Hand, als Eskil noch mehr Bier bestellen wollte. Er nahm ein paar Schafspelze, verbeugte sich und wünschte seinem älteren Bruder eine gute Nacht, ehe er in die

Sommernacht hinaustrat. Wieder hörte er die Nachtigall, und das kalte Morgenlicht blendete Eskil, ehe sich die Tür hinter seinem Bruder schloss.

Arn blinzelte und atmete tief durch. Diese Sommernächte kannte er noch aus seiner Kindheit. Es duftete durchdringend nach Erle und Birke, und dort unten lagen die Nebelschleier wie ein Elfentanz über dem Fluss. Weit und breit war kein Mensch zu sehen.

Er hüllte sich in seinen ungefütterten Sommermantel, ging quer über den Hofplatz und stieg über das Gatter der Kuhweide, um sich in die Einsamkeit zu begeben. Ein Stück

entfernt erhob sich plötzlich ein schwarzer Stier im Nebel. Man täuscht sich im Nebel leicht, was Abstände und Größenordnungen betrifft, dachte Arn.

Der Stier begann mit den Vorderhufen zu scharren und zu schnauben. Unschlüssig, was er tun sollte, zog Arn sein Schwert und ging langsam quer über die Weide. Er schielte über die Schulter zurück und sah, wie der Stier immer wilder ein Grasbüschel nach dem anderen beiseite trat. Es wäre wirklich ärgerlich, dachte Arn, wenn er seinem Bruder hinterher erklären müsste, dass er ein weiteres Bier

abgelehnt habe, um einem der Stiere des Hofes die Vorderbeine abzuhaueu.

Er erreichte jedoch den Zaun auf der gegenüberliegenden Seite, ohne dass der Stier ihn angegriffen hätte, und bald saß er unter einer hohen Weide, die ihre untersten Zweige in den Fluss hängen ließ. Die Nachtigallen klangen hier im Norden anders, als würde ihnen die klare, kühle Luft eine bessere Stimme verleihen.

Er betete für seinen Bruder Knut, den er nie gekannt hatte und der an seinem jugendlichen Leichtsinn gestorben war und am Willen eines

jungen dänischen Junkers zu töten, um sich endlich als Krieger fühlen zu können. Er betete darum, dass Gott dem dänischen Junker seine Sünden vergeben möge und dass die Brüder des Toten sie ihm ebenfalls vergeben und nicht von Rachegelüsten heimgesucht würden.

Er bat Gott, dass sein Vater seine Gesundheit zurückerhalten möge, er betete für Eskil und seine Töchter, für Eskils Sohn Torgils und für seine eigenen Schwestern, die er nicht kannte und die bereits erwachsene Frauen waren.

Er betete für Katarina, Cecilias heimtückische Schwester, dass sie in

ihrer Zeit in Gudhem um die Vergebung ihrer Sünden beten möge.

Schließlich bat er die Gottesmutter, ihm bei der Begegnung, die ihm bevorstand, klare Worte zu schenken. Er betete darum, dass Cecilia und ihren Sohn Magnus kein Übel treffen möge, ehe sie nicht alle mit dem Segen der Kirche vereinigt seien.

Als er mit seinen Gebeten fertig war, ging die Sonne leuchtend über den Nebelschleiern auf. Da dachte er an die große Gnade, die ihm widerfahren war. Sein Leben war geschont worden, obwohl seine Knochen eigentlich schon längst unter der unbarmherzigen Sonne des

Heiligen Landes hätten verbleichen sollen.

Die Gottesmutter hatte sich seiner mehr erbarmt, als er es verdiente. Aber dafür hatte sie ihm auch einen Auftrag gegeben, und er gelobte ihr, sie nicht zu enttäuschen. Mit all seiner Macht wollte er ihren Willen erfüllen, den er als sein größtes Geheimnis in sich trug, seit sie sich ihm in der Kirche von Forshem offenbart hatte.

Er zog die Schafspelze enger um sich, atmete tief durch und legte sich zwischen den Wurzeln der Weide nieder, die fächerförmig auseinanderliefen. So hatte er auf den

Feldzügen im Heiligen Land oft geschlafen, nachdem er seine Gebete gesprochen hatte: tief und gut, aber mit einem wachen Ohr, um nicht von Feinden überrascht zu werden.

Aus alter Gewohnheit wachte er plötzlich auf, ohne zu wissen, warum, und zog lautlos sein Schwert, stand leise auf, lockerte seine Hände und sah sich vorsichtig um.

Eine Wildsau mit acht kleinen, gestreiften Ferkeln lief raschelnd das Flussufer entlang. Leise setzte Arn sich wieder und betrachtete sie, wobei er darauf achtete, dass das Sonnenlicht nicht von seiner Schwertklinge reflektiert wurde.

Sie machten sich etwas später auf den Weg als ursprünglich geplant. Vermutlich lag es unter anderem an Eskils Übellaunigkeit und geröteten Augen. Sie ruderten einige Stunden geradewegs nach Süden, und die Ruderer mussten sich anstrengen, da der Fluss schmaler und die Strömung reißender wurde. Um die Mittagszeit, als sie nach Tidantäljet kamen, war die schlimmste Plackerei vorüber. Von hier aus musste ihr Kahn von Ochsen und von Treidlern zum See Braxenbolet gezogen werden. Sie mussten warten, da die Treidler

gerade mit einem Kahn aus der entgegengesetzten Richtung kamen und sich erst erholen und ihre Ochsen ausruhen lassen mussten, ehe sie sich erneut ins Geschirr warfen.

Auf ihrer Fahrt waren sie mehreren Kähnen begegnet, von denen zwei vor ihnen waren und darauf warteten, zum nächsten See gezogen zu werden. Als ihr Steuermann an Land ging und befahl, dass die beiden wartenden Kähne Platz zu machen hätten, erhob sich unter den Bootsleuten ein Murren. Die harten Worte verstummten jedoch, sobald Eskil sich selbst zeigte. Schließlich waren das alles seine Leute, da er sämtliche

Kähne besaß.

Eskil, Arn und Harald führten ihre Pferde an Land und ritten den Pfad für die Zugochsen entlang. Arn fragte Eskil, ob er sich schon einmal überlegt habe, einen Kanal graben zu lassen, anstatt ständig Ochsen und Treidler zum Ziehen der Schiffe bereithalten zu müssen. Eskil meinte, das würde dasselbe kosten, denn man müsse den Kanal weiter südlich graben, da hier die Fallhöhe zu groß sei. Mit einem Kanal weiter im Süden werde die Reisezeit länger, und das führe ebenso wie diese Anhöhe, über die die Schiffe gezogen werden müssten, zu zeitlichen

Verlusten. Im Winter, wenn alles auf Schlitten transportiert werde, komme man hier außerdem ebenso unbehindert weiter wie auf dem zugefrorenen Fluss. An den kleineren Kähnen könne man sogar Kufen anbringen, so dass sie wie Schlitten über die ganze Strecke gezogen werden könnten.

Zu Beginn des kurzen Ritts trafen sie auf die Treidler, die ein schwer beladenes Schiff zogen. Es transportierte Eisen aus Nordanskog, meinte Eskil. Da es auf dem höchsten Punkt der Strecke angelangt war, ritt Eskil voraus und rief den Treidlern zu, dass sie keinesfalls loslassen

sollten, um die Herrschaft zu begrüßen.

Sie zügelten ihre Pferde und ritten zur Seite, um die Ochsen und Treidler vorbeizulassen, die die Zugleine anführten. Arn sah, dass die Treidler ihre Arbeit sehr gut beherrschten. Alle trugen grobe, aber einwandfreie Lederschuhe, und niemand warf ihnen, den drei Herren zu Pferde, den heimtückischen Blick der Leibeigenen zu. Ganz im Gegenteil ließen mehrere der Männer die Zugleine mit der einen Hand los, um sie zu begrüßen, und wünschten Herrn Eskil den Segen der Heiligen Jungfrau.

»Es sind alles Freigelassene«, meinte Eskil auf Arns fragenden Blick hin. »Einige habe ich gekauft und ihnen unter der Bedingung die Freiheit gegeben, dass sie für mich arbeiten, andere bekommen Lohn für ihre Arbeit. Und fleißig sind sie, was die Treidelei und die Felder angeht, die sie von mir gepachtet haben. Das Ganze ist ein gutes Geschäft.«

»Für dich oder für sie?«, fragte Arn mit kaum hörbarem Spott in der Stimme.

»Für alle«, antwortete Eskil und tat, als habe er den Tonfall seines Bruders überhört. »Es ist wahr, dass mir dieser Handelsweg viel Silber

einbringt. Aber wahr ist auch, dass diese Männer und ihre Nachkommen ohne diese Arbeit viel schlechter leben würden. Vielleicht muss man als Leibeigener geboren sein, um ihre Freude an dieser Plackerei zu verstehen.«

»Vielleicht«, meinte Arn. »Hast du in deinem Gebiet noch mehr solche Strecken wie diese hier?«

»Noch eine jenseits des Vättersees hinter dem Boren. Aber das ist nicht viel, wenn man bedenkt, dass wir den ganzen Weg von Lödöse nach Linköping rudern oder segeln«, erwiderte Eskil und schien hochzufrieden darüber, wie gut er das

alles eingerichtet hatte.

Die morgendliche Verspätung holten sie auf, als sie auf den See Braxenbolet hinaus kamen und gen Norden steuerten. Der Wind kam von Südwest, und sie konnten das Segel setzen. Auf dem Verbindungsfluss zum See Viken folgten sie der Strömung, was das Rudern erleichterte. Am frühen Abend erreichten sie Forsvik und hatten durch den guten Wind die gesamte Verspätung aufgeholt.

Forsvik lag wie eine Insel zwischen Viken und Bottensjön, wobei letzterer genaugenommen zum Vättersee gehörte. Auf der einen Seite

von Forsvik war der Fluss voller kräftiger Stromschnellen, auf der anderen Seite war das Gewässer schmaler und tiefer. Hier drehten sich zwei Mühlräder. Der große rechteckige Hofplatz war von Häusern umgeben, die mit Ausnahme des Langhauses am Ufer des Bottensjön überwiegend klein und niedrig waren. Alles war aus Holz errichtet, das über die Jahre grau geworden war, und die Dächer waren mit Torf und Gras gedeckt. Im Norden flankierten eine Reihe Ställe das Ufer.

Sie legten mit ihrem Flusskahn an der Brücke auf der Vikenseite an.

Dort lag bereits ein ähnliches Boot, das gerade einige Träger Karren beluden, die von der anderen Seeseite kamen. Eskil erklärte kurz, dass die Schiffe auf dem Vättersee größer seien und nur zwischen Forsvik und Vadstena oder dem Hafen in Mo hin und her segelten, wo dann wieder auf Flusskähne nach Linköping umgeladen würde. Außerdem gebe es zwei kleinere und schnellere Schiffe, die zwischen Forsvik und Visingsö, der Insel des Königs, verkehrten.

Arn wollte sofort sein Pferd satteln, um sich umzusehen, aber Eskil meinte, es sei ungehörig, die

Pächter des Hofes so zu übergehen. Sie seien immerhin Folkunger. Arn hatte nichts dagegen einzuwenden, führte die Pferde auf den Hofplatz und band sie neben einem Wassertrog fest. Die beiden Brüder hatten bereits für ziemliche Unruhe gesorgt, sobald man entdeckt hatte, dass es sich bei ihnen nicht um irgendwelche Gäste handelte.

Die Frau des Hauses strauchelte beinahe, als sie voller Eifer mit dem Willkommensbier herbeieilte, und Eskil scherzte, er hätte das Bier lieber im Bauch als überm Hemd. Er und Harald tranken sofort sehr mannhaft, während Arn wie schon so

oft das angebotene Bier verschmähete.

Die Hausfrau, der die Haube in die Stirn gerutscht war, versuchte mit ängstlicher, sich überschlagender Stimme zu erklären, dass ihr Mann auf dem Vättersee sei, um bei den Saiblingfischern vorbeizuschauen, und dass sie keine Gäste erwartet und daher eine Menge Wäsche im Kochhaus herumliegen habe. Es würde jedenfalls noch etwas dauern, bis sie mit den Gästen zu Abend essen könnten.

Eskils Miene verdüsterte sich, aber Arn erklärte schnell, dass es ihnen umso besser passe, da sie ohnehin vorgehabt hätten, über die

Ländereien von Forsvik zu reiten. In ein paar Stunden seien sie zurück.

Erleichtert verneigte sich die Hausfrau und übersah Eskils Missmut. Widerwillig ging dieser auf sein Pferd zu, spannte keuchend den Sattelgurt und führte es dann zum Wassertrog, wo er sich mit dem einen Fuß abstützte und dann schwer in den Sattel fallen ließ.

Arn und Harald waren mit dem Satteln ihrer Pferde längst fertig, und Arn warf Harald einen vielsagenden Blick zu. Dann gab er ihren beiden Pferden einen Klaps, so dass sie langsam an Eskil vorbeitrabten. Als dieser besorgt zu den reiterlosen

Pferden hochsah, kamen Arn und Harald schnell von hinten angelaufen, sprangen mit einem Satz in die Luft, landeten mit beiden Händen auf den Lenden ihrer Pferde, saßen schon im nächsten Augenblick im Sattel und galoppierten los. So pflegten Tempelritter bei Alarm aufzusitzen.

Eskil fand das nicht im mindesten amüsant.

Zunächst ritten sie nach Süden. Vor dem Hof lag ein Garten, in dem Hopfen angebaut wurde. Die hellgrünen Pflanzen hatten an den Stangen bereits Mannshöhe erreicht. Anschließend ritten sie auf den Wasserfall und die Brücke zu, wo

einige Apfelbäume standen, deren herabgefallene Blüten die Erde aussehen ließen, als sei sie von Schnee bedeckt.

Hinter der Brücke breitete sich das Ackerland von Forsvik vor ihnen aus. Zu ihrer Verwunderung sahen sie, wie vier junge Burschen zu Pferd auf einem brachliegenden Acker mit Schild und Lanze aufeinander losgingen. Die Jungen waren so in ihr Spiel vertieft, dass sie die drei fremden Herren nicht sahen, die langsam herankamen und am Rand des Ackers stehen blieben.

»Alle vier sind Folkunger«, erklärte Eskil, als er die Hand hob

und die vier jungen Reiter heranwinkte, die sofort angaloppiert kamen, von ihren Pferden sprangen, diese an den Zügeln nahmen und vor Herrn Eskil das Knie beugten.

»Was sind denn das für fremdländische Sitten? Ich dachte, ihr wolltet in die königliche Garde, in die von Birger Brosa oder in meine eintreten«, begrüßte sie Eskil gönnerhaft.

»Das ist die neue Art zu kämpfen, so üben alle am Hof von König Waldemar in Dänemark. Das habe ich mit eigenen Augen gesehen«, antwortete der älteste der Knaben und blickte Eskil fest an.

»Wir möchten gern Ritter werden!«, erklärte einer der jüngeren mutig, da es den Anschein hatte, als habe Eskil sie nicht verstanden.

»So? Die Garde ist wohl nicht mehr gut genug?«, fragte Arn, lehnte sich im Sattel vor und musterte mit strengem Blick den Knaben, der eben zu Eskil gesprochen hatte wie zu einem älteren Verwandten, der nichts begriff. »Dann sag mir, was ein Ritter tut!«

»Ein Ritter ...«, begann der Knabe, war aber schnell verunsichert, da der Norweger seine Heiterkeit nicht bezähmen konnte, obwohl er eine Hand über Stirn und Augen legte.

»Kümmer dich nicht um diesen Norweger, mein junger Freund, er hat keine Ahnung«, sagte Arn freundlich und ohne sich auch nur im mindesten lustig zu machen. »Erklär es mir lieber! Was tut ein Ritter?«

»Ein Ritter reitet mit Lanze und Schild, beschützt Jungfrauen in Not, bekämpft die Mächte der Finsternis oder erschlägt Drachen wie der heilige Georg und ist in Kriegszeiten einer der ersten Verteidiger seines Landes«, antwortete der Junge und war sich seiner Sache sehr sicher. Er sah Arn unverwandt in die Augen. »Die besten Ritter der Welt sind die Tempelritter im Heiligen Land«,

meinte er noch mit Nachdruck, wie um zu beweisen, dass er wirklich wusste, wovon er sprach.

»Ich verstehe«, sagte Arn. »Möge die Heilige Jungfrau ihre schützende Hand über euch halten. Ihr übt für eine gute Sache, wir wollen euch deswegen nicht länger aufhalten.«

»Die Heilige Jungfrau? Wir beten zum heiligen Georg, dem Schutzpatron der Ritter«, antwortete der Junge keck, der sich jetzt noch sicherer war, dass er am meisten über dieses Thema wusste.

»Es ist wahr, viele verehren den heiligen Georg«, sagte Arn und

wendete sein Pferd, um die Inspektion von Forsvik fortzusetzen. »Ich habe die Heilige Jungfrau auch nur erwähnt, weil sie die hohe Patronin der Tempelritter ist.«

Als die drei Männer ein Stück weitergeritten waren, mussten sie sehr lachen. Die Jungen hörten ihr lautes Gelächter jedoch nicht, da sie voller Ernst und Eifer mit ihren kurzen Holzlanzen aufeinander losritten, die sie mit ausgestrecktem Arm vor sich hielten, als seien es sarazenische Schwerter.

Gegen Abend, als sie wieder nach Forsvik zurückkehrten, hatten sie alles Nötige gesehen. Im Norden

begann der Wald Tiveden, der nach altem Glauben endlos war. Hier gab es Brenn- und Bauholz in unerschöpflichen Mengen, und zwar ganz in der Nähe. Im Süden erstreckten sich am Ufer des Vättersees Wiesen, die sich als Weideland für fünfmal so viel Vieh wie bisher nutzen lassen würden. Aber die Getreide- und Rübenäcker waren mager und sandig und die Wohnhäuser morsch und feucht.

Eskil sagte nun ganz offen, er habe einfach gewollt, dass Arn sich Forsvik näher ansehe, ehe er sich für das Anwesen entscheide. Ein Sohn von der Burg Arnäs solle eigentlich

einen besseren Hof als Forsvik besitzen, meinte Eskil und schlug stattdessen entweder den Hof Hönsäter oder aber Hällekis an den Hängen des Kinnekulle am Vänensee vor. Dann wären sie zu ihrer gegenseitigen Erbauung außerdem Nachbarn.

Arn beharrte jedoch stur auf Forsvik. Er gab zu, dass weitaus mehr gebaut und verbessert werden müsse, als er erwartet habe, aber das sei nur eine Frage von Zeit und Schweiß. Was an Forsvik besser sei als woanders, sei die Wasserkraft, die man dort zum Antreiben von Hammerschmieden, Blasebälgen und

Mühlen nutzen könne. Außerdem liege Forsvik im Herzen von Eskils Handelsimperium, deswegen habe er hier auch Folkunger als Pächter und nicht niederes Volk. Wer über Forsvik herrsche, habe Zugriff auf den ganzen Handelsweg, und dafür sei niemand besser geeignet als einer der Söhne aus Arnäs.

Ein weiterer Vorteil sei der unablässige Strom von Schiffen aus Lödöse nach Linköping und zurück. Wenn Arn bestimmen dürfe, dann würden bald große Schmieden in Forsvik dröhnen. Das Eisen aus Nordanskog solle hier zu Stahl und geschmiedeten Waffen für Arnäs

verarbeitet werden und zu Pflugscharen für Lödöse. Mit denselben Kähnen könne dann nicht nur Kalkstein von Arnäs und dem Kinnekulle nach Linköping gebracht werden, sondern auch Mörtel nach Arnäs. Das Getreide, das in Fässern aus Linköping komme, könne auf Forsvik gemahlen werden.

In seinem Gefolge seien viele ausländische Handwerker, meinte Arn, und nicht nur Burgenbauer. Hier auf Forsvik könne bald eine große Menge neuartiger Dinge hergestellt werden, an denen sie dann alle ihre Freude hätten. Außerdem könnten sie sie mit Gewinn verkaufen, fügte Arn

mit so großem Nachdruck hinzu, dass Eskil lachen musste.

Beim Abendessen saßen, wie es die Sitte forderte, der Herr und die Frau des Hauses zusammen mit den vornehmen Gästen Eskil, Harald und Arn auf den Ehrenplätzen. Die vier Knaben mit blauen Flecken im Gesicht und an den Handgelenken hatten weiter unten an der Tafel Platz genommen. Sie sahen jetzt, dass der Krieger, der die kindisch ahnungslosen Fragen nach den Rittern gestellt hatte, kein gewöhnlicher grober Gardist war, da er neben ihrem Vater auf einem der Ehrenplätze saß. Sie erinnerten sich

jetzt auch, dass er wie Herr Eskil den Folkungerlöwen auf dem Rücken seines Mantels getragen hatte, und das durfte niemand von der Garde. Wer war nur dieser hohe Herr aus ihrer Sippe, der Herrn Eskil wie einen engen Freund behandelte?

Der Hausherr Erling und seine Frau Ellen bemühten sich sehr um ihre Gäste. Bereits zweimal hatte Erling seinen Krug gehoben, damit alle auf das Wohl von Herrn Eskil trinken konnten. Beim dritten Mal wurde er etwas rot im Gesicht und stotterte, was hin und wieder vorkam. Er bat jetzt alle, auf das Wohl von Herrn Arn Magnusson zu trinken.

Da befiel einen der vier Jungen am Tisch eine böse Ahnung: Sune Folkesson, der nur Pflegesohn auf Forsvik und derjenige war, der vorher am kühnsten über die Ritter und ihre Schutzpatrone gesprochen hatte.

Und als der Hausherr Erling fortfuhr, man müsse der Heiligen Jungfrau danken, denn ein Tempelritter des Herrn sei nach vielen Jahren aus dem Heiligen Land zurückgekehrt, wurde es vollkommen still im Saal. Der junge Sune Folkesson wünschte sich, die Erde möge ihn verschlucken. Herr Eskil bemerkte die allgemeine

Verlegenheit, winkte auffordernd mit beiden Händen, nahm seinen Krug und hob ihn in Richtung seines Bruders Arn. Alle tranken schweigend.

Nach diesem Trinkspruch war jede weitere Unterhaltung verstummt, und alle Blicke waren auf Arn gerichtet. Dieser wusste nicht, was er tun sollte, und starrte auf die Tischplatte.

Da nutzte Eskil die Gelegenheit zu sprechen, denn er hatte sich bereits Arns Regel zu eigen gemacht, alles Unbehagliche oder Wichtige lieber früher als später zu sagen.

»Arn, mein Bruder, ist der neue

Herr von Forsvik und aller zugehörigen Höfe, Fischgewässer und Wälder sowie von allem Gesinde. Ihr sollt jedoch nicht leer ausgehen, meine Verwandten Erling und Ellen, denn euch biete ich an, nach Hönsäter auf dem Kinnekulle zu ziehen, was nicht schlechter ist, sondern eher noch besser. Eure Pacht wird dieselbe sein wie auf Forsvik, obwohl die Böden von Hönsäter ertragreicher sind. Im Beisein von Zeugen biete ich euch nun diesen Beutel Erde von Hönsäter dar.«

Mit diesen Worten zog er zwei Lederbeutel hervor, steckte den einen etwas umständlich wieder weg und

legte den anderen dann in die Hände von Erling und Ellen, wobei er ihnen zeigen musste, wie man mit vier Händen eine Gabe entgegennimmt, die für zwei Menschen gleichermaßen bestimmt ist.

Erling und Ellen saßen eine Weile mit geröteten Wangen da, als sei ein Wunder geschehen. Bald besann sich Erling jedoch und rief nach Bier.

Jetzt fand der junge Sune Folkesson, dass er lange genug mit unmännlich gesenktem Blick dagesessen hatte. War man in Kuhmist getreten, wurde nichts besser davon, dass man so tat, als sei nichts geschehen, überlegte er, stand auf und

ging entschlossen zu den Ehrenplätzen der Tafel. Dort ließ er sich vor Herrn Arn auf die Knie sinken.

Sein Pflegevater Erling war schon halb aufgestanden, um ihn wegzuscheuchen, hielt aber inne, da Arn warnend die Hand hob.

»Und?«, sagte Arn freundlich zu dem Jungen. »Was hast du mir diesmal zu sagen?«

»Dass ich meine einfältigen Worte bereue, die ich an Euch gerichtet habe, Herr. Aber ich wusste nicht, wer Ihr seid, und dachte, Ihr gehört zur Gar...«

Der junge Sune biss sich fast die

Zunge ab, als er einsah, dass er, statt die Wellen zu glätten, alles nur noch schlimmer gemacht hatte. Er hatte Arn Magnusson als Gardesoldat bezeichnet!

»Du hast nichts Einfältiges gesagt, mein Freund«, erwiderte Arn ernst. »Was du über die Ritter behauptet hast, war nicht falsch, möglicherweise war es etwas verkürzt. Denk lieber daran, dass du ein Folkunger bist, der mit einem Folkunger spricht. Steh also auf, und schau mir in die Augen!«

Sune tat sofort, wie ihm geheißen war, und als er das narbenübersäte Kriegerantlitz aus der Nähe sah, kam

es ihm merkwürdig vor, dass die Augen von Herrn Arn so milde waren.

»Du hast gesagt, dass du Ritter werden willst. Stehst du noch zu diesen Worten?«, fragte Arn.

»Ja, Herr Arn, dieser Traum ist mir teurer als das Leben!«, antwortete Sune Folkesson mit so viel Inbrunst, dass Arn Mühe hatte, ernst zu bleiben.

»Nun«, meinte Arn und bedeckte seine Augen mit der einen Hand, »in diesem Fall fürchte ich, dass dein Leben als Ritter nicht lange währen wird, und solche Ritter nützen uns

nichts. Aber ich biete dir Folgendes an: Bleib bei mir als deinem neuen Pflegevater und Lehrer hier auf Forsvik. Dann werde ich aus dir einen Ritter machen. Dieses Angebot gilt auch für deinen Pflegebruder Sigfrid. Ich werde mit eurem Vater darüber sprechen. Schlaft eine Nacht darüber. Bitte die Heilige Jungfrau um Rat oder den heiligen Georg, und gib mir morgen Antwort.«

»Ich kann Euch meine Antwort bereits jetzt geben, Herr Arn!«, rief der junge Sune Folkesson.

Doch Arn hob warnend den Zeigefinger.

»Ich habe gesagt, dass du mir morgen nach einer Nacht des Gebets antworten sollst. Da hast du mir nicht zu widersprechen. Gehorchen und beten ist das Erste, was ein künftiger Ritter lernen muss.«

Mit gespielter Strenge sah Arn auf den Knaben, der sich sofort verbeugte, einen Schritt zurücktrat, sich ein weiteres Mal verbeugte, kehrtmachte und dann pfeilschnell zu seinen Brüdern am unteren Tischende verschwand. Lächelnd sah Arn aus den Augenwinkeln, wie sie sich eifrig unterhielten.

Die Heilige Jungfrau stand ihm bei allem bei, was er sich vorgenommen

hatte, dachte er. Jetzt hatte er bereits seine ersten beiden Lehrjungen geworben.

Die Heilige Jungfrau mochte ihm auch bei dem beistehen, was jetzt unfassbar nahe lag, weniger als eine Nacht und einen Tag entfernt.



Mitten auf Visingsö, der Insel des Königs, nur einen Steinwurf vom Reitweg entfernt, der von der Burg Näs im Süden zu den Häfen im Norden führte, wuchsen die schönsten Lilien in Gelb und Blau, den Farben

des Erikschen Geschlechts. Nur Königin Cecilia Blanka durfte diese göttlichen Blumen pflücken. Prügel oder Schlimmeres erwarteten den, der sich erdreistete, dieses Verbot zu brechen.

Dorthin ritt die Königin jetzt mit ihrer liebsten Freundin Cecilia Rosa, wie diese in der Königsburg statt mit ihrem eigentlichen Namen Cecilia Algotsdotter genannt wurde. Hinter ihnen ritten in gebührendem Abstand zwei Zofen. Auf eine Garde konnten sie mittlerweile verzichten: Im Reich herrschte jetzt schon fast seit Menschengedenken Frieden, und auf der Insel befanden sich ohnehin nur

die Männer des Königs.

Keine der beiden Freundinnen war an diesem Sommertag jedoch an den Lilien interessiert. Da sie mehr vom Kampf um die Macht wussten als die meisten Männer im Reich, hatten sie wichtige Fragen zu erörtern. Von dem, was die beiden miteinander aushandelten, konnte es abhängen, ob es Krieg geben oder ob der Frieden im Reich andauern werde. Über diese Macht verfügten sie, und das wussten sie. Am nächsten Tag wurde der Erzbischof mit seinen Bischöfen zur Ratsversammlung beim König erwartet, und bis dahin mussten sie sich entschieden haben.

Sie saßen in der Nähe der Lilienwiese neben dem Weg ab, banden ihre Pferde fest und setzten sich auf einige große Steine mit einer gotteslästerlichen Runeninschrift, die man herbeigeschleppt hatte, damit die Königin sich dort ausruhen konnte. Die beiden Zofen scheuchte Cecilia Blanka weg, indem sie streng auf die Lilienwiese deutete.

Cecilia Rosa hatte sich so lange wie möglich den beharrlichen und in den letzten Jahren immer brüskeren Aufforderungen des Jarls entzogen. Birger Brosa forderte sie auf, das Klostersgelübde abzulegen und in sein Kloster Riseberga einzutreten, um

dort Äbtissin zu werden. In dem Moment, in dem sie das Gelübde ablegte, das hatte er ihr versichert, würde sie in Riseberga in allen Angelegenheiten das Sagen haben, in geistlichen wie in geschäftlichen Belangen.

Die Bischöfe würden zustimmen, und vor allen Dingen würde der neue Abt von Varnhem, Pater Guillaume, der das letzte Wort hatte, was Riseberga anging, schnell klein begeben. Pater Guillaume war ein Mann, der den Willen Gottes überall dort sah, wo ihm Gold und grüne Wälder winkten.

So war die Lage. Aber damit

verfolgte der Jarl wahrhaftig keine frommen Absichten. Es ging um die Macht, und es ging um Krieg und Frieden. Mit immer größerer Beharrlichkeit hatte Birger Brosa in den letzten Jahren die Überlegung wiederholt, dass der Eid einer Äbtissin mindestens ebenso viel wert sei wie die Beichte und das Testament einer Äbtissin.

Die bösertige Mutter Rikissa, die sowohl Cecilia Blanka als auch Cecilia Rosa lange Jahre in Gudhem gequält hatte, hatte auf dem Sterbebett einen Meineid geschworen. Bei der Beichte hatte sie versichert, Cecilia Blanka habe in ihren letzten Jahren in

Gudhem das Klostergelübde
abgelegt.

Damit wären alle Kinder von
König Knut Eriksson unehelich zur
Welt gekommen. Der älteste Sohn
Erik würde die Krone nicht erben
können, wenn man dieser Lüge
Glauben schenkte.

Wenn Cecilia Rosa nun Äbtissin
würde und unter Eid aussagte, dass
die Königin nie das Gelübde
abgelegt, sondern lediglich unter den
Familiaren in Gudhem gelebt habe,
könnte das den Knoten lösen. Das
war der Gedanke Birger Brosas.

Dem Jarl fehlte es nicht an guten

Gründen für seinen Wunsch. Obwohl Cecilia Rosa das Brautbett nicht mit Arn Magnusson hatte teilen können, wie es geplant und versprochen gewesen war, und sie beide zu einer Buße von zwanzig Jahren verurteilt worden waren, hatte der Jarl ihr nie den Rücken gekehrt. Ihren Sohn Magnus, unehelich in Gudhem zur Welt gekommen, hatte er zu sich genommen, anfangs wie einen eigenen Sohn und später wie einen jüngeren Bruder. Er hatte ihm nicht nur auf Bjälbo eine gute Erziehung angedeihen lassen, sondern hatte ihn auch auf dem Thing offiziell in die Familie aufgenommen. Außerdem

hatte er viel getan, um Cecilia Rosa die Plagen unter Rikissa zu erleichtern. Er hatte sie unterstützt, als sei sie wie ihr Sohn bereits in die Sippe der Folkunger aufgenommen, obwohl sie nur eine arme Büsserin war. Jetzt war die Zeit gekommen, diese Rechnung zu begleichen.

Es war nicht leicht, sich diesen klugen Gedanken zu widersetzen, darin waren sich die beiden Cecilien immer einig gewesen. Cecilia Rosa hatte dem Jarl gegenüber nur einen triftigen Einwand vorbringen können. Sie meinte, dass Arn und sie sich gegenseitig die Treue geschworen hätten und dass sie nach der langen

Bußzeit dieses Klostergelübde nicht ablegen könne. Das käme einem Wortbruch gleich und hieße, Arn Magnussons Schwur mit den Füßen zu treten.

In den ersten Jahren nach Ablauf der Bußzeit hatte sich Birger Brosa, wenn auch murrend, mit diesem Einwand abgefunden. Viele Male hatte er versichert, dass er sich ebenfalls wünsche und darum betete, dass Arn Magnusson unverletzt heimkehre, denn an einem solchen Krieger würde jedes Reich großen Nutzen haben. Ein solcher Mann solle vom königlichen Rat zum Marschall ernannt werden, besonders dann,

wenn er Folkunger sei.

Aber jetzt waren mehr als vier Jahre vergangen, seit die Zeit der Buße beendet war, und von Arn war seit seinen großen Siegen im Heiligen Land nichts mehr bekannt geworden, was der selige Pater Henri hätte erzählen können. Inzwischen hatten die Christen Jerusalem verloren, und Tausende und Abertausende von Kriegern waren gefallen, ohne dass man überhaupt ihre Namen erfahren hätte.

Cecilia Rosa hatte die Hoffnung aber nie aufgegeben. Jeden Abend hatte sie dieselben Gebete an die Heilige Jungfrau gerichtet, dass Arn

bald nach Hause kommen möge.

Aber sowohl für die Geduld als auch für die Hoffnung gab es gewisse Grenzen. Konnte sie am nächsten Tag vor den Rat, vor den König, den Jarl, den Marschall, den Schatzmeister, den Erzbischof und die anderen Bischöfe treten und sagen, dass sie die hohe Berufung, Äbtissin zu werden, leider nicht annehmen werde, da die weltliche Liebe zu einem Mann größer sei? Nein, einen solchen Auftritt konnte man sich kaum vorstellen. Es war schon leichter, sich auszumalen, welch einen Aufschrei er auslösen musste. Die Liebe war vermutlich doch nicht am

wichtigsten. Wichtiger waren der Kampf um die Macht und die Frage, ob es Krieg oder Frieden im Reich geben würde.

Cecilia Rosa hatte diesen Gedanken nie zuvor so deutlich und so missvergnügt ausgesprochen wie jetzt. Tröstend nahm Cecilia Blanka ihre Hand, und die beiden saßen niedergeschlagen und schweigend da.

»Mir wäre das leichter gefallen«, sagte die Königin schließlich. »Ich bin nicht wie du, ich habe nie einen Mann mehr geliebt als mich selbst oder dich. Darum beneide ich dich. Ich hätte gerne gewusst, wie das ist. Ich beneide dich aber nicht um die

Entscheidung, die du jetzt treffen musst.«

»Liebst du nicht einmal König Knut?«, fragte Cecilia Rosa, obwohl sie die Antwort wusste.

»Wir haben zumeist ein gutes Leben gehabt. Ich habe ihm eine Tochter und vier Söhne geboren und außerdem zwei Söhne, die früh gestorben sind. Es war nicht alles reine Freude, und zwei der Entbindungen waren, wie du weißt, fürchterlich. Aber ich habe kein Recht zu klagen. Denk daran, dass du die Liebe erleben durftest und dass du in Magnus außerdem einen prächtigen Sohn hast. Dein Leben

hätte viel schlimmer verlaufen können.«

»Ja«, sagte Cecilia Rosa. »Stell dir vor, der Krieg gegen die Sverkersippe hätte anders geendet, dann wären wir beide für immer in Gudhem geblieben. Du hast Recht, es ist undankbar, sich über seine Not zu beklagen, wenn sie nicht größer ist als unsere. Und unsere Freundschaft bleibt uns, auch wenn ich bald den Schleier nehme und ein Kreuz um den Hals trage.«

»Willst du, dass wir ein letztes Mal die Heilige Jungfrau um eine wunderbare Rettung anflehen?«, fragte Königin Cecilia Blanka. Aber

Cecilia Rosa sah nur zu Boden und schüttelte sachte den Kopf, als hätten ihre Gebete schließlich versagt.

Von den Landungsbrücken im Norden her näherten sich drei Reiter, aber die beiden Cecilien maßen dem keine Bedeutung bei, da zur Ratsversammlung viele Reiter erwartet wurden.

Die beiden Zofen kamen just in diesem Augenblick mit den Armen voller wunderschöner Lilien von der Wiese zurück, die sie der Königin und ihrer Freundin lachend überreichten. Königin Blanka befahl ihnen, schnell einige Körbe für die Blumen zu holen. Die Lilien

verwelkten leicht durch die Körperwärme, als scheuten sie die Gefangenschaft bei den Menschen. Während sie diesen Befehl gab, warf sie einen eher beiläufigen Blick auf die drei Reiter, die inzwischen ganz nahe herangekommen waren. Es waren der Schatzmeister Herr Eskil, ein Norweger und ein weiterer Folkunger.

Plötzlich brachte sie ein seltsames Gefühl, das sie später nicht näher erklären konnte, zum Verstummen. Wie ein Wind oder ein Fingerzeig der Heiligen Jungfrau. Sie stieß Cecilia Rosa, die den dreien den Rücken zuwandte, vorsichtig mit dem

Ellbogen an.

Als Cecilia Rosa sich umdrehte, sah sie zunächst Eskil, den sie gut kannte. Im nächsten Augenblick erblickte sie Arn Magnusson.

Er stieg von seinem Pferd und ging langsam auf sie zu. Sie ließ all ihre Lilien auf die Erde fallen und trat verwirrt zur Seite, um nicht auf sie zu treten.

Da ergriff sie seine Hände, die er ihr reichte, brachte aber kein Wort heraus. Er schien ebenfalls vollkommen verstummt zu sein. Er versuchte den Mund zu bewegen, aber kein Laut kam über seine

Lippen.

Sie ließen sich auf die Knie sinken und hielten sich an den Händen.

»Um diesen Augenblick habe ich all die Jahre zur Heiligen Jungfrau gebetet«, sagte er schließlich mit unsicherer Stimme. »Hast du das auch getan, meine geliebte Cecilia?«

Sie nickte und blickte auf sein verwüstetes Gesicht, und es überkam sie ein großes Mitleid mit dem unfassbaren Leiden, das sich an all diesen weißen Narben ablesen ließ.

»Wir wollen der Heiligen Jungfrau danken, dass sie uns nie im Stich gelassen hat, und dafür, dass wir

unsere Hoffnung nie aufgegeben haben«, flüsterte Arn.

Sie senkten die Köpfe und beteten zur Heiligen Jungfrau, die ihnen so deutlich gezeigt hatte, dass man die Hoffnung nicht aufgeben darf und dass die Liebe wahrlich stärker ist als der Kampf um die Macht, stärker als alles andere.

III

JENER TAG AUF DER KÖNIGLICHEN BURG Näs sollte als der große Streit in die Geschichte eingehen. Selten hatte man den Jarl Birger so zornig gesehen. Er, der bekannt dafür war, auch bei den schwierigsten Verhandlungen mit leiser Stimme zu sprechen, verursachte jetzt einen Lärm, der auf der ganzen Burg zu hören war.

So hatte es keineswegs angefangen, als Arn Magnusson in Gesellschaft

seines Bruders Eskil, der Königin Blanka und Cecilia Rosas auf die Burg Näs geritten war. Erst hatten sich alle umarmt und sich tief gerührt begrüßt. Sowohl der Jarl als auch der König hatten Tränen in den Augen gehabt und der Heiligen Jungfrau gedankt. Eilig wurde Rheinwein gebracht, und man redete aufgeregt durcheinander. Alles deutete auf einen Freudentag hin.

Aber mit einem Schlag veränderte sich alles. Arn hatte unbedacht ein paar Worte über das bevorstehende Hochzeitsfest mit Cecilia Rosa Algotsdotter gesagt.

Zunächst trat der Jarl so auf, wie er

es immer zu tun pflegte. Er wurde ganz ruhig und schlug mit freundlichen Worten, die aber dennoch den Charakter eines Befehls hatten, vor, dass sich der König in einer wichtigen Angelegenheit in die kleinere Ratskammer zurückziehen solle und dass sowohl er selbst als auch Arn und der Schatzmeister Eskil ihm folgen sollten.

Die kleinere Ratskammer befand sich im östlichen Turm der Burg. Dort standen nur der geschnittene Sessel des Königs mit den drei Kronen, der Stuhl des Jarls mit seinem Folkungerlöwen, der Stuhl des Erzbischofs mit dem Kreuz, einige

ledergepolsterte Hocker und ein großer Eichentisch mit Siegel, Wachs, Pergament und Schreibutensilien. Die weiß gekalkten Wände waren vollkommen kahl.

Der König saß ruhig in seinem großen Sessel unter einer der offenen Schießscharten, so dass das Licht sein Haupt umflutete. Der Jarl lief aufgebracht im Zimmer umher. Arn und Eskil hatten sich jeder auf einen Hocker gesetzt.

Der Jarl trug ausländische Kleider, die grau und schwarz glänzten, und an den Füßen Schnabelschuhe aus rotem und goldenem Leder. Der hermelinverbräunte Folkungermantel

stand hinter ihm fast senkrecht in die Luft, während er auf und ab ging, um sich zu beruhigen. Der König, der ebenso wie der Jarl ziemlich zugenommen hatte, seit Arn die beiden zuletzt gesehen hatte, saß scheinbar ruhig da und wartete ab. Er war mittlerweile fast vollkommen kahl.

»Liebe!«, schrie der Jarl plötzlich mit einer Lautstärke, die bewies, dass es ihm ganz und gar nicht gelungen war, sich zu beruhigen. »Liebe ist etwas für Langweiler, Pfeifen, Kindsköpfe, Jungfern und Leibeigene! Für richtige Männer dagegen ist die Liebe des Teufels, ein törichter

Traum, der zu größerem Unglück führt als jeder andere Traum, eine heimtückische Untiefe im Meer, ein Baum, der beim Ausreiten auf den Waldweg stürzt, die Mutter von Mord und Ränken und der Vater von Verrat und Lügen! Und damit, Arn Magnusson, kehrst du nach all diesen Jahren nach Hause zurück! Liebe! Wo doch das Wohl und Wehe des Reiches auf dem Spiel steht! Jetzt, da deine Familie und dein König deinen Beistand brauchen, weist du uns zurück. Und diese Schande erklärst du damit, dass du wie ein Kindskopf von dieser Krankheit der Kinder und Unverständigen heimgesucht worden

seist!«

Der Jarl verstummte und drehte mit knirschenden Zähnen eine Runde nach der anderen um den Tisch. Arn saß zurückgelehnt mit verschränkten Armen und regloser Miene da. Eskil sah durch die Schießscharten in den hellen, friedlichen Sommertag hinaus, und König Knut schien interessiert seine Hände zu betrachten.

»Du würdigst mich nicht einmal einer Antwort!«, brüllte der Jarl. »Bald ist der Erzbischof mit seinen Bischöfen hier. Er ist ein hinterhältiger Mann, der zur Sverkersippe hält, und die Schlappschwänze von Bischöfen um

ihn herum wagen nicht, den Mund aufzumachen. Er will den Sverkern die Krone wieder verschaffen, und seine wichtigste Waffe dabei sind Briefe: vom Heiligen Vater in Rom und vom Ränkeschmied Absalon in Lund. Dieses Rinnsal müssen wir eindämmen, ehe es sich zu einer Flutwelle auswächst. Dabei könntest du uns helfen, aber du sträubst dich und faselst stattdessen etwas von Liebe! Als wolltest du uns alle verhöhnen. Wie viel Krieg und wie viele tote Bundesgenossen, wie viele brennende Höfe soll unser Land deinetwegen hinnehmen müssen? Ich verlange eine Antwort.«

Zornig riss sich der Jarl seinen Mantel von den Schultern und warf ihn über den Stuhl, ehe er sich wieder setzte. Es hatte den Anschein, als sei ihm bei seiner Rede zu warm geworden. Vielleicht hatte er das jetzt eingesehen und versuchte sich wieder zu beruhigen.

»Ich habe einen Eid geschworen«, sagte Arn mit absichtlich leiser Stimme, so wie Birger Brosa früher immer gesprochen hatte, daran erinnerte er sich. »Ich habe auf meine Ehre geschworen und auf mein Schwert, das Schwert eines Tempelritters, das der Heiligen Jungfrau geweiht ist. Ich habe gelobt,

die Zeit meiner Buße zu überleben, zu Cecilia zurückzukehren und das einzulösen, was wir uns bereits versprochen hatten. Ein solcher Eid kann nicht zurückgenommen werden, da mögt Ihr noch so wütend sein, mein lieber Oheim. Wie unpassend Euch das für Eure Intrige auch erscheinen mag: Ein Eid ist und bleibt ein Eid, und ein heiliger Eid ist stärker als ein gewöhnlicher Eid.«

»Ein Eid ist kein Eid!«, brüllte Birger Brosa, der blitzschnell wieder zornig schien. »Ein Kind schwört beispielsweise, die Mondscheibe vom Himmel zu holen. Und? So spricht der Kindermund, dem das

wirkliche Leben unbekannt ist. Damals warst du jung, jetzt bist du ein Mann und außerdem ein Krieger. So wie die Zeit Wunden heilt, schenkt sie uns auch Vernunft und verändert uns, und das ist ein Glück. Gibt es jemanden hier im Zimmer, der noch zu all dem steht, was er als unverständiger Jüngling geschworen hat? Ein Eid ist kein Eid, wenn ihm das wirkliche Leben Hindernisse in den Weg legt. Und bei dir kann man bei Gott davon reden!«

»Ich war kein Kind, als ich diesen Eid geschworen habe«, erwiderte Arn. »Und an jedem Tag des Krieges, der so lang war, dass Ihr es Euch

vermutlich gar nicht vorstellen könnte, habe ich diesen Eid in meinen Gebeten an die Heilige Jungfrau wiederholt. Und sie hat meine Gebete erhört, denn hier stehe ich vor Euch.«

»Und doch trägst du einen Folkungermantel!«, schrie der Jarl, hochrot im Gesicht. »Ein Folkungermantel ist eine Verpflichtung! Außerdem, wenn ich genauer über diese Sache nachdenke, wie kann das sein? Mit welchem Recht trägst du, jemand, der zwanzig Jahre Buße getan hat, der sein Erbe und die Zugehörigkeit zu seiner Familie verloren hat, einen Folkungermantel?«

»Das ist meine Schuld«, wandte Eskil ängstlich ein, als es den Anschein hatte, als wolle Arn auf diese Demütigung nicht antworten. »Anstelle meines Vaters bin ich das Haupt der Familie im Westlichen Götaland. Ich und kein anderer habe Arns Tempelrittermantel durch unseren ersetzt. Ich habe ihn in unser Haus wieder aufgenommen und ihn wieder in alle seine Rechte eingesetzt.«

»Das können wir also nicht ungeschehen machen«, murmelte Birger Brosa und schien sich wieder zu beruhigen. Aber dann stand er auf und begann erneut seinen wütenden

Rundgang durchs Zimmer. Die anderen schauten sich vorsichtig an, und der König zuckte mit den Achseln. Auch er hatte Birger Brosa noch niemals so außer sich gesehen.

»Umso besser, dass du jetzt unseren Mantel trägst!«, brüllte Birger Brosa plötzlich und deutete anklagend auf Arn. »Umso besser! Denn dieser Mantel garantiert nicht nur Schutz vor Feinden und das Recht, überall ein Schwert zu tragen und mit einer Garde zu reiten. Dieser Mantel führt auch Pflichten mit sich, nämlich die verdamnte Pflicht und Schuldigkeit, das Beste für unser Geschlecht zu tun.«

»Sofern das nicht Gottes Willen oder einem heiligen Eid zuwiderläuft«, antwortete Arn ruhig. »In allem anderen werde ich mein Bestes tun, die Farben der Folkunger zu ehren.«

»Dann gehorche uns, sonst kannst du ebenso gut wieder deinen weißen Mantel umlegen!«

»Ich habe noch immer das Recht, einen Tempelrittermantel zu tragen«, erwiderte Arn und machte eine kleine Pause, so wie es Birger Brosa früher zu tun pflegte, ehe er fortfuhr: »Aber das wäre wenig ratsam. Als Tempelritter gehorche ich keinem Jarl und keinem König der Welt, auch

keinem Bischof oder Patriarchen, sondern nur dem Heiligen Vater in Rom.«

Birger Brosa unterbrach seinen wütenden Rundgang und warf Arn einen forschenden Blick zu, als suche er nach Spott oder Verachtung, ehe er sich setzte und ein paar Male tief durchatmete.

»Wir fangen noch einmal von vorn an«, sagte er leise, als sei es ihm jetzt endlich gelungen, seinen Zorn zu zügeln. »Wir fangen noch einmal an und betrachten ganz ruhig die Lage. Ingrid Ylva, die Tochter von Sune Sik, ist bald im heiratsfähigen Alter. Ich habe mit Sune gesprochen, und er

hielt es ebenso wie ich für klug, wenn Ingrid Ylva ein weiteres Glied in der Kette wird, die wir schmieden, um den Krieg in Schach zu halten. Du, Arn, bist der zweitälteste Sohn des Oberhauptes deiner Familie und außerdem ein Mann, über den Lieder gesungen und Sagas erzählt werden. Kurz: Du bist eine gute Partie. Auf zweierlei Weise werden wir die Sverkersippe und das Bischofspark daran hindern, einen Grund für einen neuen Krieg zu finden. Zum einen wird Cecilia Algotsdotter, die uns bei Gott noch einiges schuldig ist, die hohe Berufung annehmen und Äbtissin meines Klosters Riseberga werden.

Cecilia weiß, wie es sich mit der Beichte und dem Testament der heimtückischen Mutter Rikissa verhält: Nach Rikissas Aussage soll Königin Blanka während ihrer schweren Zeit in Gudhem das Klostersgelübde abgelegt haben. Cecilia ist bereit, das Gegenteil zu beschwören, und wir alle glauben ihr. Verstehst du das?«

»Ja, all das verstehe ich«, antwortete Arn. »Ich habe zwar Einwände, aber da warte ich lieber, bis ich das andere auch noch gehört habe.«

»Das andere?«, sagte Birger Brosa, der es nicht gewohnt war, dass

jemand Einwände hatte, wenn er seine Worte schon so sorgfältig wählte.

»Ja«, sagte Arn. »Auf zweierlei Weise können wir die Sverkersippe mit unserem listigen Plan ins Garn des Friedens locken. Zum einen, indem wir Cecilia zur Äbtissin machen, aber das ist eher eine Sache der Kirche als unsere. Und zum anderen?«

»Zum anderen, indem ein bedeutender Folkunger Ingrid Ylva heiratet«, antwortete Birger Brosa und sah aus, als habe er erneut große Mühe, seinen Zorn im Zaum zu halten.

»Nun will ich sagen, was ich denke«, entgegnete Arn.
»Angenommen, es gelingt Euch, Cecilia zur Äbtissin von Riseberga zu machen, obwohl das von Rechts wegen die Sache der Kirche und der Zisterzienser ist. Dann legt Mutter Cecilia, die gerade Äbtissin geworden ist, einen Eid vor dem Erzbischof ab, denn nach den gültigen Regeln kann sie das nur vor ihm tun. Der Erzbischof hat jetzt eine harte Nuss zu knacken. Das kann er auf zweierlei Weise tun. Zum einen kann er fordern, dass Cecilia die Feuerprobe mit dem rotglühenden Eisen macht, also einen Gottesbeweis

erbringt, dass ihre Worte wahr sind, da das Eisen ihr in dem Fall nichts anhaben wird. Zum anderen kann er die Sache nach Rom tragen. Wenn er nun der heimtückische Ränkeschmied ist, für den Ihr ihn haltet, dann wird er sich für Letzteres entscheiden, denn bei glühenden Eisen weiß man nie so genau, wie die Sache ausgeht. Und wenn er die Sache in Rom bekanntmacht, dann wird er seine Worte so wählen, dass es den Anschein hat, als hätte die neue Äbtissin falsch geschworen. Der Heilige Vater wird Cecilia sofort mit dem Kirchenbann belegen, und so haben wir nichts gewonnen, aber viel

verloren.«

»Du kannst nicht im Voraus wissen, ob die Sache so schlecht ausgeht«, sagte Birger Brosa mit seiner gewöhnlichen, ruhigen Stimme.

»Nein«, sagte Arn. »Das kann niemand. Ich glaube nur, dass ich die Wege zum Heiligen Vater besser kenne als Ihr, mein Oheim, und dass meine Vermutung deswegen zutreffender ist. Aber sicher wissen kann ich das nicht, genauso wenig wie Ihr.«

»Nun, keiner von uns kann sich da sicher sein. Doch wenn wir diese List nicht ausprobieren, werden wir es

auch nie erfahren, wie es ausgeht. Wer nicht wagt, den Bogen zu spannen, trifft nie.«

»Das ist wahr. Aber die Gefahr, alles noch schlimmer zu machen, ist groß und nicht zu übersehen. Was Ingrid Ylva betrifft, so wünsche ich Euch viel Glück bei Euren Plänen, sie zu verheiraten. Aber ich habe mein Wort darauf gegeben, mit Cecilia Algotsdotter Hochzeit zu feiern.«

»Nimm Ingrid Ylva zur Frau, und amüsier dich dann so viel du willst mit deiner Cecilia!«, brüllte Birger Brosa. »Das tun wir alle! Mit welcher Frau man unter einem Dach

lebt und Kinder bekommt, das ist die eine Sache. Aber was man darüber hinaus tut, um sich zu amüsieren, das, was du töricht und stur Liebe nennst, das ist etwas ganz anderes. Glaubst du, dass Brigida und ich uns geliebt hätten, als wir uns beim Verlobungsfest einig wurden? Brigida war älter als ich und außerdem hässlich wie die Nacht, fand ich jedenfalls damals. Sie war kein eben erst aufgeblühtes Heideröslein, sondern die Witwe des verstorbenen Königs Magnus. Und doch haben wir ein gutes Leben geführt und viele Söhne großgezogen. Das, was du Liebe nennst, kommt mit der Zeit. Du

musst es machen wie wir alle! Du magst ein großer Krieger sein, von dem man Lieder singt, obwohl du in Wirklichkeit nur einer von denen bist, die das Heilige Land verloren haben! Aber jetzt bist du zu Hause, und hier hast du dich zu fügen und dich anständig aufzuführen! Mehr als das, du musst ein Folkunger werden!«

»Und doch müsste ich mich, wenn ich mich dem Rat meines Oheims fügte, mit einer Äbtissin versündigen«, erwiderte Arn etwas angewidert. »Für Sünden des Fleisches sind Cecilia und ich bereits genug bestraft worden, und die Sünde, es heimlich mit einer Äbtissin

zu treiben, halte ich für unverzeihlich und für einen selten schlechten Rat.«

Birger Brosa sah in diesem Augenblick ein, dass sein Zorn ihm einen bösen Streich gespielt hatte, dass zum ersten Mal seit seiner Jugend sein Temperament mit ihm durchgegangen war. Den Rat, sich die Äbtissin als Mätresse zu halten, war vermutlich das Einfältigste, was er je bei einer Verhandlung vorgebracht hatte.

»Und du, Knut, mein König und Freund seit Kindertagen?«, warf Arn sehr passend ein, um Birger Brosa aus seiner Zwickmühle zu befreien. »Welcher Meinung bist du? Ich meine

mich zu erinnern, dass du mir einst Cecilia zur Frau versprochen hast, weil ich dir auf eine Reise gefolgt bin, die mit dem Tod von König Karl Sverkersson endete. Ich sehe, dass du immer noch das Kreuz um den Hals trägst, das du dem Erschlagenen damals abgenommen hast. Nun, was meinst du?«

»Ich finde nicht, dass es Sache des Königs ist, sich in diese Angelegenheit einzumischen«, antwortete Knut unsicher. »Worüber du und Birger so hitzig spricht, das geht nur eure Familie etwas an, und es wäre schlimm, wenn sich der König in die Hochzeiten anderer

Familien einmischte.«

»Aber du hast mir dein Wort gegeben«, erwiderte Arn kalt.

»Wirklich? Daran erinnere ich mich nicht«, sagte der König erstaunt.

»Weißt du nicht mehr, wie du mich dazu überredet hast, dich nach Näs zu begleiten? Als wir mit dem kleinen schwarzen Schiff zwischen Eisschollen über den See segeln wollten?«

»Ja, und du warst mein Freund. Du hast mir in der Stunde der Gefahr beigestanden, das vergesse ich nie.«

»Dann Erinnerst du dich bestimmt

auch daran, wie wir vorher mit dem Bogen um die Wette geschossen haben. Im Fall eines Sieges sollte ich Cecilia gewinnen. Und ich habe dich besiegt. Ich habe das Wort eines Königs.«

König Knut seufzte und zupfte an seinem dünnen, schon ein wenig ergrauten Bart, während er nachdachte.

»Das ist lange her, und es ist nicht ganz leicht, sich an den genauen Wortlaut zu erinnern«, begann er zögernd. »Aber da ich damals nicht König war, sondern es erst viele Jahre später geworden bin, kannst du nicht das Wort eines Königs haben

...«

»Dann habe ich aber trotzdem das Wort des Königssohns Knut Eriksson, das Wort meines Freundes«, wandte Arn ein.

»Ich war ein junger Mann, genau wie du«, fuhr der König fort, und seine Stimme klang jetzt sicherer. »Und da könnte man mit unserem Jarl sagen, dass ich wie ein Kind war, das verspricht, die Mondscheibe vom Himmel zu holen. Aber das ist nicht das Entscheidende. Denn wie ich schon gesagt habe, soll sich der König hüten, sich in die Angelegenheiten anderer Familien einzumischen. Dies ist eine Sache

von euch Folkungern. Aber du sollst noch etwas wissen. Heute bin ich dein König, und das war ich damals nicht. Daher solltest du nicht fragen, was der König für dich tun kann, sondern lieber, was du für den König tun kannst.«

»Was kann ich für den König tun?«, fragte Arn sofort.

»Heirate Ingrid Ylva, und löse Cecilia Algotsdotter von ihrem Eid und ihrem Versprechen, damit sie Äbtissin von Riseberga werden kann«, antwortete der König ebenso schnell.

»Das ist unmöglich. Wir haben den

Eid vor der Heiligen Jungfrau abgelegt. Was kann ich sonst tun?«

Der König zögerte und sah zu Birger Brosa hinüber, aber der verdrehte nur die Augen. Sie waren wieder dort, wo sie angefangen hatten, der Ring hatte sich geschlossen.

»Kannst du mir deine Treue schwören?«, fragte der König, als hätte er das Thema gewechselt.

»Das habe ich bereits, als wir beide jung waren. Zu meinem Wort stehe ich, auch wenn du das nicht tust«, antwortete Arn.

Da lächelte der König zum ersten

Mal während des Streites und nickte, als fände er, dass Arn ihn mit dieser Spitze getroffen habe.

»Als ich noch nicht König war, konntest du mir nicht als deinem König die Treue schwören, das ist der Unterschied. Aber inzwischen bin ich dein König«, antwortete er langsam und nachdrücklich.

»Haben mein Oheim und mein Bruder dir die Treue geschworen?«, fragte Arn, und die anderen drei im Zimmer nickten.

Arn stand wortlos auf, zog sein Schwert und fiel vor König Knut auf die Knie. Das Schwert stellte er vor

sich mit der Spitze auf den Steinfußboden und fasste es mit beiden Händen, nachdem er sich zuvor bekreuzigt hatte.

»Ich, Arn Magnusson, schwöre, dass ich dir, Knut Eriksson, solange du mein und der Folkunger König bist, treu ergeben sein werde in ... *auxilium et consilium*«, sagte er. Dann stand er auf, schob das Schwert in die Scheide, ging zurück zu seinem Hocker und setzte sich.

»Was hast du mit den letzten ausländischen Worten gemeint?«, fragte der König.

»Das sind die Worte, mit denen ein

Ritter antworten muss. Ich weiß nicht, wie sie in unserer Sprache lauten, aber in der Kirchensprache sind sie nicht weniger wert«, antwortete Arn und zuckte leicht mit den Achseln. »Auxilium ist das eine, was ich dir versprochen habe, es bedeutet Hilfe ... oder Unterstützung ... oder mein Schwert, könnte man vielleicht sagen.«

»Im Augenblick braucht der König nicht dein Schwert, er braucht deinen Schwanz«, murmelte Birger Brosa. »Jedenfalls solange du nicht mit ihm denkst!«, fügte er wütend hinzu.

Arn tat so, als habe er diese Worte überhört.

»Consilium ist das andere, was ein Ritter seinem König gelobt«, fuhr er fort. »Das bedeutet, dass ich dir immer mit aufrichtigem Rat nach bestem Vermögen beistehen will.«

»Gut«, sagte König Knut. »Dann gib mir bitte gleich einen Rat. Erzbischof Petrus spricht oft davon, wie ich meine Sünde büßen könnte, dass ich Karl Sverkersson erschlagen habe. Ich weiß nicht, ob echter Gottesglaube in seiner Rede ist oder ob er nicht einfach nur für Ärger sorgen will. Jedenfalls will er nun, dass ich als Buße einen Kreuzzug ins Heilige Land entsende. In dieser Angelegenheit müsstest du doch eine

Meinung haben, da du dort über zwanzig Jahre lang Krieg geführt hast?«

»Das habe ich wahrhaftig«, sagte Arn. »Bau ein Kloster oder eine Kirche, stifte Gold, und schenk der Kirche Ländereien, kauf für den Dom des Erzbischofs Reliquien aus Rom. Was auch immer du davon tust, so ist doch alles besser als ein Kreuzzug. Wenn du Folkunger und Männer aus dem Erikschen Geschlecht ins Heilige Land schickst, werden sie alle wie Vieh abgeschlachtet, und das hat keinen Sinn, sondern führt nur zu großem Elend.«

»Und das weißt du sicher?«, fragte

der König. »Ist der Mut in unserer Brust nicht groß und unser Glaube nicht stark genug, und sind unsere Schwerter nicht ausreichend scharf?«

»Nein!«, sagte Arn.

Ein bedrücktes Schweigen senkte sich über die Ratskammer.



Als der Lärm aus dem östlichen Turm am lautesten war, stiegen Königin Blanka und Cecilia Rosa auf den westlichen Turm, wo sie niemand beobachten konnte. Da die Stimme

Birger Brosas durch die Schießscharten dröhnte, war allen auf Näs klar, dass am Abend eher Streit und Uneinigkeit als Freude zu erwarten waren, obwohl nur wenige begriffen, worum es bei der Auseinandersetzung eigentlich ging.

Den beiden Cecilien war klar, worüber gestritten wurde. Birger Brosas ungewöhnlicher Wutausbruch rührte daher, dass Arn Magnusson sich ihm widersetzte. Arn meinte, dass er seinen Eid nicht brechen dürfe, während Birger Brosa der Ansicht war, dass Arn sich seinem Eid entziehen solle, damit Cecilia Rosa nach Riseberga zurückkehren

und dort zur Äbtissin erhöht werden könne.

Die beiden Frauen versuchten zu lauschen, konnten aber nur etwas verstehen, wenn Birger Brosa das Wort führte, beispielsweise, als er sich einmal lautstark und sehr verächtlich über die Liebe ausließ.

Cecilia Rosa war wie gelähmt und konnte keinen klaren Gedanken fassen. Was ihr viele Jahre lang wie ein unmöglicher Traum vorgekommen war, das war nun Wirklichkeit geworden. Arn war jetzt weniger als einen Pfeilschuss weit von ihr entfernt. Das war die Wahrheit und dennoch nicht zu fassen. Ihre

Gedanken drehten sich immer nur im Kreis, und es gelang ihr nicht, diesen Kreis zu durchbrechen.

Königin Blanka dachte umso schärfer nach. Dass es höchste Zeit für eine Entscheidung war, wusste sie.

»Komm!«, sagte sie zu Cecilia Rosa und nahm sie bei der Hand. »Komm, wir gehen nach unten, trinken Weißwein und entscheiden, was zu tun ist. Es nützt nichts, hier zu stehen und den Kerlen bei ihrem Gebrüll zuzuhören.«

»Schau!«, sagte Cecilia Rosa und deutete etwas benommen über die

Brustwehr. »Da kommt der Erzbischof mit seinem Gefolge.«

Auf dem Weg vom Hafen im Norden der Insel funkelte das Kreuz des Erzbischofs mit seinen Silberstrahlen, das ein Vorreiter an der Spitze der Prozession trug. Dahinter leuchteten die vielfarbigen Bischofsornate und die bunten Kleider der bischöflichen Garde. Die meisten trugen rote Mäntel, da der Erzbischof zur Sverkersippe gehörte.

»Richtig!«, sagte Cecilia Blanka. »Als ich sie kommen sah, wusste ich mit einem Mal, wie wir die Sache regeln können, ehe die Männer überhaupt begriffen haben, was

eigentlich geschieht. Komm jetzt!«

Sie zog Cecilia Rosa mit sich in das Gemach des Königs, rief nach Wein und drückte ihre Freundin in einen Berg von Kissen und Federbetten. Sie setzten sich, ohne etwas zu sagen. Cecilia Rosa schien immer noch in ihre Träume und Gedanken versunken.

»Jetzt musst du dich zusammennehmen, meine Freundin, das müssen wir beide«, sagte die Königin entschlossen. »Wir müssen nachdenken, uns entscheiden und vor allen Dingen handeln.«

»Wie kann sich der Jarl nur dem

Willen der Heiligen Jungfrau widersetzen«, sagte Cecilia Rosa leise, als habe sie die Worte ihrer liebsten Freundin überhaupt nicht gehört.

»Männer sehen das eben so!«, sagte die Königin wutschnaubend. »Wenn Gottes Pläne und die seiner Heiligen mit ihren eigenen übereinstimmen, ist das gut so. Wenn ihr eigenes Machtstreben in eine andere Richtung geht, dann meinen sie, Gott müsse sich nach ihnen richten. So sind sie eben. Aber wir haben nur wenig Zeit. Nimm dich zusammen, wir müssen nachdenken!«

»Ich will es versuchen«, sagte

Cecilia Rosa, holte tief Luft und schloss die Augen. »Aber du musst verstehen, dass mir das nicht leichtfällt. Genau in dem Augenblick, als ich zum ersten Mal nach all den Jahren gezweifelt habe, hat mir die Heilige Jungfrau Arn zurückgegeben. Was will sie mir damit sagen? Ist das nicht merkwürdig?«

»Doch, das ist mehr als nur merkwürdig«, gab Cecilia Blanka eilig zu. »Als wir dort an der Wiese saßen, ging es um dein Unglück und mein Glück. Du wolltest meinetwegen und um unserer Freundschaft willen deinen Traum aufgeben.«

»Du hättest dasselbe für mich getan«, sagte Cecilia Rosa geistesabwesend.

»Wach auf, liebste Freundin!«, sagte die Königin bestimmt. »Denn jetzt werde ich das, was uns die Heilige Jungfrau gezeigt hat, auch für dich tun. Du sollst nicht den Schleier und das Kreuz nehmen, du wirst Arn Magnusson heiraten, und je schneller, desto besser!«

»Aber was können wir schon tun, wenn sich die Männer darüber streiten?«, fragte Cecilia Rosa resigniert.

»Sei nicht so mutlos, das sieht dir

gar nicht ähnlich, liebste Cecilia«, sagte die Königin ungeduldig. »Jetzt müssen wir handeln. Erinnerst du dich, wie wir damals in Gudhem die Beichte als Waffe benutzt haben?«

»Doch ...«, sagte Cecilia Rosa zögernd. »Wir versteckten eine Botschaft in unserer Beichte, indem wir uns zu unseren angeblichen schlimmen Rachedgedanken bekannten und behaupteten, wir wollten uns bei den Folkungern, dem Jarl und dem König beklagen, wenn man uns nicht milder behandelte. Diese Pfeile trafen besser, als wir zu hoffen gewagt hatten!«

»Genau!«, sagte die Königin

erfreut über Cecilia Rosas plötzliche Aufmerksamkeit. »Und heute werden wir es wieder so machen. Der Erzbischof sitzt bald da draußen in seinem Zelt, um sich vor der Ratsversammlung mit dem Volk gemein zu machen. Alle dürfen seinen Bischofsring küssen und bei ihm beichten. Das gilt auch für die Königin und die Oeconoma von Riseberga ...«

»Was für eine Botschaft sollen wir dieses Mal in unserer Beichte verstecken?«, fragte Cecilia Rosa eifrig. Ihre Augen glänzten, und ihre Wangen hatten Farbe bekommen.

»Ich erzähle von meinen

Gewissensbissen, die ich dabei empfinde, wenn ich aus selbstsüchtigen Gründen meine liebste Freundin ins Kloster schicke, nur damit meine Kinder die Krone erben können. Außerdem ist das die Wahrheit. Würdest du etwa aus anderen Gründen als aus der hohen Berufung heraus Äbtissin werden? Das hat mir Gewissensbisse verursacht, und das würde ich gerne beichten. Danach bist du an der Reihe, und du ...«

»Nein, sag nichts! Lass mich erst selbst nachdenken. Jetzt hab ich's! Ich sage in der Beichte, dass die Heilige Jungfrau mir ein Wunder gesandt hat,

indem sie über zwanzig Jahre lang
Arns und meine Gebete erhört und ihn
mir jetzt unversehrt zurückgegeben
hat. Ich sage, dass Arns heiliger Eid
nun in Erfüllung gehen kann ... dass
uns die Heilige Jungfrau damit zeigen
will, wie groß die Liebe sein kann,
und dass man die Hoffnung nie
aufgeben darf ... und dann erzähle
ich, wie ich mich bei dem Gedanken
ängstige, dass man mich bittet,
meinen weltlichen Pflichten
nachzukommen und ins Kloster
einzutreten, statt das Geschenk der
Heiligen Jungfrau anzunehmen. Das
ist alles wahr, und ich würde die
Beichte genauso wenig entweihen

wie du, wenn ich das sage. Glaubst du, dass diese Worte reichen?«

»Ganz sicher«, sagte die Königin.
»Ich glaube, dass unser ehrwürdiger Erzbischof sich dann rasch an die Worte Gottes vom Wunder der Liebe erinnern wird. Er wird entschieden für eure Liebe eintreten, die schließlich nicht entweiht werden darf, da ...« »... da wir uns alle einer großen Sünde schuldig machen würden, indem wir den Willen der Heiligen Jungfrau missachteten!«, sagte Cecilia Rosa lachend.

Sie waren jetzt bester Laune und redeten durcheinander. Cecilia Blanka spann weitere Pläne, wie man

das abendliche Gastmahl gestalten könne, so dass der Weg ins Kloster endgültig abgeschnitten werde. Cecilia Rosa war verblüfft und errötete, als sie davon hörte. Doch dann fiel ihnen ein, dass sie keine Zeit zu verlieren hatten, und sie nahmen sich bei der Hand und rannten wie junge Mädchen die Treppe des Turms hinunter, um eine ehrliche Beichte abzulegen, die die Pläne der Männer zunichte machen würde. Als sie auf den Burghof kamen, zwangen sie sich jedoch sofort zur Selbstbeherrschung und gingen mit sittsam gesenktem Kopf zum Zelt des Erzbischofs.

Der große Streit in der Ratskammer des östlichen Turms war vorüber. Inzwischen unterhielten sich die Männer über die Möglichkeit, einen Kreuzzug aus Götaland und Svealand zu entsenden. Sowohl der König als auch der Jarl waren beleidigt gewesen, als Arn die Frage, ob nordische Männer zu so etwas taugten, verneint hatte. Sie hatten Arn gezwungen, das näher zu erklären, und was er erzählte, erfüllte die anderen mit großen Bedenken und mit Schrecken. Um nach dem Fall von

Jerusalem das Heilige Land von den Sarazenen zurückzuerobern, bräuchte man ein Heer von nicht weniger als sechzigtausend Mann, hatte Arn seine Erklärungen begonnen. Ein so großes Heer ließe sich kaum mit Proviant und Wasser versorgen. Daher sei es auf Plünderungen angewiesen. Man könne ohne eine starke Reiterei nicht überleben, dafür kämen allerdings die nordischen Krieger nicht infrage. Sechzigtausend Mann war eine so unglaubliche Menge, dass das bedeutet hätte, sämtliche waffenfähigen Männer in Götaland und Svealand einzuziehen. Wenn man jetzt nur tue, was die Kirche fordere,

nämlich seine Pflicht Gott gegenüber, und nach bestem Vermögen zu einem Kreuzzug beitrüge - wie viele Männer müsse man dann zusammenziehen, wollten der König und der Jarl wissen. Zehntausend Fußsoldaten, meinte Arn. Und wenn es König Knut mit viel Überredungskunst und Drohungen gelänge, das ganze Land davon zu überzeugen, dass es Gottes Wille sei, alle nordischen Männer, die ein Schwert oder zumindest eine Heugabel schwingen könnten, nach Jerusalem zu schicken - wie sollten sie dann dorthin kommen? Natürlich segeln, antwortete Arn. Auf dem Weg

von England sei er mit seinem Schiff kurz vor der Küste Jütlands einem dänischen Kreuzfahrerheer begegnet, das aus etwa fünfzig Schiffen mit drei- oder viertausend Mann an Bord bestand, allerdings keine Pferde mitführte. Arn und Harald seien sich einig gewesen, dass all diese Männer im Heiligen Land abgeschlachtet werden würden und dort wohl eher für Unruhe sorgen, als eine Hilfe sein würden, falls sie überhaupt jemals ankämen.

Angenommen, König Knut würde ebenfalls mit einem solchen Heer lossegeln, fuhr Arn fort. Was würde dann bei seiner Ankunft im Heiligen

Land geschehen? Nun, der einzige Ort, an den sich neu eintreffende Kreuzfahrer begeben könnten, sei die Stadt Saint Jean d'Acre, die letzte christliche Festung des Königreichs, in der schon jetzt große Enge herrsche. Würde man dort einige Tausend nordische Männer ohne Reiterei dankbar aufnehmen? Nein, denn dann wären dort nur zusätzliche Mäuler zu stopfen.

Und wie könne man das christliche Heer überhaupt unterstützen? Die nordischen Soldaten könnten vielleicht mit den Schilden neben der Reiterei herrennen, um die Pferde der Ritter zu schützen, aber ein

bedeutsamer Teil der kämpfenden Truppe würden die nordischen Männer niemals werden, da sie zu wenige seien, um ein eigenes Heer zu bilden. Außerdem verstünden sie kein Fränkisch, so dass sie in dem christlichen Heer nicht vernünftig einzusetzen seien.

Das alles bedeute nicht nur den sicheren, sondern auch einen unnützen und unehrenhaften Tod. Und wer so sterbe, der sterbe nicht in der seligen Gewissheit, dass der Tod im Heiligen Land zur Vergebung aller Sünden und ins Paradies führe.

Birger Brosa versuchte noch einige Einwände zu machen, aber sein Zorn

war wie weggeblasen. Er sprach jetzt mit ruhiger Stimme, lächelte oft und balancierte seinen Bierkrug mühelos auf dem angezogenen Knie, wie er es von jeher zu tun pflegte.

»Knut und ich sind es nicht gewohnt, uns als Lämmer auf dem Weg zur Schlachtbank zu betrachten«, sagte er. »Zu Beginn des Kampfes um die Königskrone, in den Jahren nach deinem Fortgang, haben wir die Sverkersippe in beinahe allen Gefechten geschlagen. Bei Bjälbo stand schließlich die entscheidende Schlacht, und wir errangen einen großen Sieg, obwohl der Feind fast doppelt so stark war wie wir. Seither

herrscht Frieden im Reich. Über dreitausend Folkunger, Leute aus dem Erikschen Geschlecht und Verbündete, stehen im Kriegsfall Seite an Seite im Kampfgetümmel. Das ist ein gewaltiges Heer. Dennoch meinst du, dass wir Lämmer auf dem Weg zur Schlachtbank seien. Diese Armee, die sich bei Bjälbo wacker geschlagen hat, könnte doch auch im Heiligen Land stehen?«

»Dort würden wir wohl kaum irgendwo stehen«, sagte Arn. »Der Feind kommt zu Pferde, deswegen können wir Zeit und Ort der Schlacht nicht bestimmen. Die Sonne kostet im Sommer so viele Opfer wie ein

Pfeilregen, und der Regen und die lehmige rote Erde führen im Winter zu Hoffnungslosigkeit und Krankheit. Der Feind kommt plötzlich und aus dem Hinterhalt auf schnellen Pferden, hundert Männer sterben, und ebenso viele werden verwundet, dann ist er wieder fort. Und wir stehen da. Am nächsten Tag das Gleiche. Keiner von uns könnte auch nur ein einziges Mal mit dem Schwert zuschlagen, ehe wir alle tot sind.« »Aber wenn sie zu Pferde angreifen?«, meinte Birger Brosa nachdenklich. »Dann können wir ihnen doch wohl mit Pfeilen und Lanzen begegnen. Ein Mann zu Pferde hat alle Hände voll zu tun: Falls er

stürzt, ist er geschlagen, falls er in die Lanzen reitet, wird er aufgespießt.«

Arn holte tief Luft, erhob sich und ging zu dem schweren Eichentisch in der Mitte des Raumes. Er schob die Schreibutensilien, das Siegel und das Pergament beiseite, zeichnete mit dem Zeigefinger in den Staub und erklärte: »Wenn ein Heer wie unseres auf einer Ebene mit guter Rundumsicht stillsteht, dann reitet der Feind nur kleine Angriffe, denn die Sonne und der Durst machen die Hauptarbeit. Wenn es sich jedoch in Bewegung setzt, dann zieht es sich in die Länge, und in dem Fall erfolgen

die feindlichen Angriffe rasch - entweder auf die Vor- oder auf die Nachhut. Die sarazenischen Reiter nähern sich, feuern einen, zwei oder auch drei Pfeile ab, die fast alle treffen, und verschwinden wieder. Zusätzlich verfügen auch die Sarazenen über eine schwere, mit langen Lanzen bewaffnete Reiterei, genau wie die Christen. Ein ungeübtes nordisches Heer würde die Sarazenen gewiss dazu bringen, auch diese Waffe anzuwenden.«

Arn beschrieb, wie der Himmel plötzlich von einer großen Staubwolke verdunkelt wurde, wie man die Erde beben hörte und vor

lauter Staub nichts mehr sehen konnte, ehe einen die Reitertruppe mit voller Kraft traf. Sie überrannte die Fußsoldaten und teilte das Heer ohne jeden Widerstand in zwei Teile, dann wendete sie, formierte sich und griff erneut an. Dreitausend Krieger verlören im Heiligen Land in kürzerer Zeit ihr Leben, als ihr Streitgespräch in diesem Raum gedauert habe, schloss Arn und kehrte an seinen Platz zurück.

»Das, was du uns erzählst, halte ich für wahr«, sagte Birger Brosa. »Durch deine Ehrlichkeit ersparst du uns eine große Torheit.«

»Das ist meine Hoffnung«, sagte

Arn. »Ich habe geschworen, dem König ein Auxilium zu sein, und das nehme ich ernst.«

»Richtig«, sagte Birger Brosa mit einem spöttischen Lächeln. »Du nimmst dein Versprechen ernst. Und das bringt uns nicht nur Ärger ein, sondern hat gerade jetzt auch Vorteile. Morgen bei der Ratssitzung werden wir daher unseren Erzbischof und seinen Anhang mit dem Beschluss beglücken, ein neues Kloster zu gründen in ... tja, was meinst du, Knut?«

»Julita«, sagte der König. »Es muss in Svealand liegen, wo die Stimme Gottes am schwächsten zu

hören ist, und das findet der Bischofshaufen vermutlich auch am besten.«

»Dann sagen wir Julita, so bleibt uns vielleicht für eine Weile das Gerede über den Kreuzzug erspart«, sagte Birger Brosa. »Aber das alles sind nur Entscheidungen, die die Gegenwart betreffen. Für die Zukunft stellt sich eine andere und wichtigere Frage. Wenn uns ein sarazenisches Heer so leicht schlagen kann - könnte das ein fränkisches Heer wohl auch? Und wie sieht es mit einem englischen oder einem sächsischen Heer aus?«

»Das könnte uns ebenso schlagen.

Das gilt auch für die Dänen«, meinte Arn. »Allerdings nur, wenn wir einem von diesen Heeren auf ihrem eigenen Territorium begegnen würden. Aber unser Land liegt im entlegensten Winkel der Welt, und es ist nicht leicht, mit einem großen Kriegsheer bis hierher zu gelangen. Die Sarazenen werden nie kommen, ebenso wenig wie die Franken, Engländer und Normannen. Bei den Sachsen und Dänen dagegen ist das weniger sicher.«

»Wir müssen umdenken«, sagte Birger Brosa und sah prüfend zu König Knut hinüber, der zustimmend und nachdenklich nickte. »Draußen in

der Welt ändern sich die Zeiten. Wir haben daraus gelernt, was den Handel angeht, und das hat uns sehr genützt. Aber wenn wir als Reich in dieser neuen Zeit bestehen wollen, und wenn dieses Reich blühen soll ...«

»... dann müssen wir viel Neues lernen!«, vollendete der König Birger Brosas Satz.

»Arn, mein Jugendfreund, der du mir einmal zur Krone verholfen hast«, fuhr der König eifrig fort. »Willst du einen Platz in unserem Rat einnehmen und unser Marschall werden?«

Arn erhob sich und verbeugte sich erst vor dem König und dann vor dem

Jarl zum Zeichen, dass er sich dem Befehl des Königs füge, wie er es ihm geschworen hatte. Birger Brosa trat vor, umarmte Arn und klopfte ihm kräftig auf die Schulter.

»Dass du wieder bei uns bist, mein lieber Neffe, ist ein Segen. Ich bin ein Mann, der sich nur selten erklärt oder entschuldigt. Deswegen fällt mir das auch nicht leicht. Aber was ich heute zu dir gesagt habe, bereue ich teilweise.«

»Ja«, sagte Arn. »Ihr habt mich in Erstaunen versetzt. So hatte ich den Klügsten unseres Geschlechts nicht in Erinnerung, denjenigen, von dem wir immer lernen wollten.«

»Umso besser, dass es heute kaum Zeugen gab«, erwiderte Birger Brosa lächelnd, »und dass diese Zeugen diejenigen aus meinem Geschlecht waren, die mir neben meinen Söhnen am nächsten stehen, und darüber hinaus nur mein Freund, der König. Sonst hätte es schlecht für meinen Ruf ausgesehen. Was Cecilia Algotsdotter angeht ...«

Er lächelte und sprach langsam, um Arn zum Widerspruch zu ermuntern, aber dieser wartete ab, statt sofort Einwände vorzubringen.

»Was Cecilia angeht, bewegt mich ein Gedanke, der klüger ist als mein erster«, fuhr er fort. »Triff sie, sprich

mit ihr, versünde dich mit ihr, wenn dir der Sinn danach steht. Aber lass einige Zeit verstreichen, prüfe deine Liebe, und lass sie die ihre prüfen. Danach sprechen wir wieder über diese Sache. Nimmst du meinen Vorschlag an?«

Arn verbeugte sich erneut vor seinem Oheim und seinem König, und sein Antlitz zeigte weder Schmerz noch Ungeduld.

»Gut!«, sagte der König. »Auf der Ratsversammlung morgen sagen wir also nichts davon, wer Äbtissin von Riseberga werden soll, als hätten wir diese Frage vollkommen vergessen. Stattdessen werfen wir den Bischöfen

ein neues Kloster in Julita in den Rachen, um sie ruhig zu halten. Wir freuen uns, dass der Sturm vorbei ist, Arn. Und wir freuen uns, dich als unseren neuen Marschall im Rat zu sehen. So, und nun lasst mich noch etwas unter vier Augen mit meinem Jarl besprechen, der von seinem König in die Schranken gewiesen werden muss. Ohne Zeugen.«

Arn und Eskil erhoben sich, verbeugten sich vor König und Jarl und traten hinaus auf die dunkle Turmtreppe.

Unten auf dem Burghof waren Zelte und Tische aufgestellt, und es wurden Bier und Wein ausgeschenkt. Eskil

hakte Arn unter und ging entschlossenen Schrittes auf eines der Schankzelte zu. Arn stöhnte und brummte etwas über diese ewigen Besäufnisse, aber seine schlechte Laune war so offensichtlich gespielt, dass Eskil lächeln musste.

»Es ist gut, dass du nach einem solchen Sturm noch Witze machen kannst«, sagte er. »Was das Bier betrifft, so änderst du vielleicht noch deine Meinung, denn hier auf Näs wird Bier aus Lübeck getrunken.«

Als sie sich einem der Bierzelte näherten, wichen alle flüsternd beiseite wie vor der Bugwelle eines Schiffes. Eskil schien das nicht zu

merken.

Als Arn das sächsische Bier probiert hatte, gab er sofort zu, dass es sich dabei um ein ganz anderes Getränk handele als das, was er sich bis jetzt mehr oder minder über die Lippen gezwungen habe. Dieses Bier war dunkler, schäumte und schmeckte mehr nach Hopfen als nach Wacholderbeeren. Eskil warnte ihn, dass es einem auch schneller zu Kopf steige, und riet ihm aufzupassen, damit er nicht die Selbstbeherrschung verliere, anfangs herumzupöbeln und sein Schwert zu ziehen. Erst lachten sie nur ein wenig über diesen Scherz, aber dann immer mehr, und

schließlich umarmten sie einander, so erleichtert waren sie, dass der Sturm anscheinend wirklich vorüber war.

Eskil machte anschließend noch einige Bemerkungen über Birger Brosas Äußerungen zu Beginn ihrer Sitzung in der Ratskammer. Sie überlegten sich eingehend, was hinter einem so unerwarteten Mangel an Selbstbeherrschung stecken könne. Eskil meinte, es seien zu viele widerstreitende Gefühle auf einmal gewesen, mehr als selbst ein Mann wie Birger Brosa ertragen könne. Denn der Jarl sei aufrichtig glücklich darüber, Arn wieder zu Hause und am Leben zu sehen. Aber gleichzeitig

habe er jahrelang darüber nachgegrübelt, wie Cecilia Rosa ein Gegengewicht zu den Lügen der heimtückischen Mutter Rikissa werden könne. Freude und Enttäuschung zur gleichen Zeit seien keine gute Kombination, als würde man Wein und Bier in einem Becher mischen, meinte Eskil.

Arn sagte, ein Kompromiss sei viel besser als eine Niederlage. Es würde zwar schwer werden, das Warten auf Cecilia und die Sehnsucht nach ihr noch zu verlängern, doch es wäre unerträglich gewesen, hätten nicht Arn und Birger Brosa jeder einen halben Sieg davongetragen.

Sie wurden unterbrochen, als einer der Kapläne des Erzbischofs sich zwischen den festlich gekleideten, sich munter unterhaltenden und trinkenden Männern und Frauen zu ihnen durchdrängte.

Der Kaplan hielt die Nase so hoch erhoben, dass Eskil und Arn sich nicht beherrschen konnten und sich belustigte Blicke zuwarfen, und brachte sein Anliegen auf Latein vor: Seine Eminenz der Erzbischof wolle sofort mit Herrn Arnus Magnusonius sprechen.

Arn musste über die lustige Entstellung seines Namens lächeln und antwortete in derselben Sprache,

dass er sich unverzüglich einfinden wolle, wenn seine Eminenz ihn rufe, aber dass er aus zwingenden Gründen einen Umweg über seine Satteltasche machen müsse. Seinem Bruder flüsterte er zu, nun rieche es nach einem unsauberen Spiel, und Eskil nickte zustimmend, klopfte ihm aber aufmunternd auf die Schulter und blinzelte ihm zu.

»Mit Kirchenleuten hast du dich vermutlich schon häufiger herumgeschlagen, lieber Bruder«, flüsterte er.

Arn nickte und blinzelte ihm ebenfalls zu, nahm den Kaplan in höfischer Manier beim Arm und ging

auf die königlichen Stallungen zu.

Als er den Freibrief vom Großmeister des Templerordens holte, um den es bei den Ränken des Erzbischofs vermutlich ging, stellte er einige Vermutungen an, weshalb man ihn wohl sprechen wolle. Aber der Kaplan verstand nicht recht, was er meinte, da er in der Kirchensprache nicht so gewandt war, wie er mit hoch erhobener Nase vor dem Bierzelt vorgegeben hatte.

Arn musste eine Weile vor dem Zelt warten, bis sie dort drinnen mit einer anderen Angelegenheit fertig waren. Nachdem ein Mann mit düsterer Miene, der einen Mantel der

Sverkersippe trug, ins Freie getreten war, wurde Arn von einem weiteren Kaplan hereingerufen.

Dort drinnen thronte Erzbischof Petrus auf einem Stuhl mit hohen Armlehnen und geschnitzten Kreuzen, und vor ihm stand das goldene Erzbischofskreuz mit seinen silbernen Strahlen. Neben ihm saß ein weiterer Bischof.

Arn trat vor, beugte das eine Knie und küsste dem Erzbischof den Ring, wartete auf den Segen und erhob sich anschließend wieder. Vor dem anderen Bischof verneigte er sich.

Der Erzbischof beugte sich

lächelnd zu seinem Hilfsbischof hinüber und sagte laut auf Latein, da er sich wie immer sicher war, dass nur sie als Kirchenmänner diese Sprache beherrschten, dass das eine ebenso lustige wie erbauliche Unterhaltung werden könne.

»Die Liebe ist etwas Wunderbares«, scherzte der andere Bischof. »Insbesondere, wenn sie Hand in Hand mit der Heiligen Jungfrau der guten Sache nützen kann!«

Über diesen Scherz amüsierten sich die beiden Hochwürden außerordentlich. Um Arn kümmerten sie sich nicht weiter, sondern taten

so, als hätten sie ihn noch nicht gesehen.

Dieses Verhalten hatte Arn schon zu oft bei Machtmenschen beobachtet, um sich daran zu stören. Dagegen bekümmerte es ihn, dass die beiden, die ein sehr fehlerhaftes Latein mit einem eigentümlichen nordischen Akzent sprachen, es für selbstverständlich hielten, dass er nicht verstand, was sie sagten. Er musste sich rasch entscheiden, wie er damit umgehen sollte - mit List oder mit Ehrlichkeit. Hörte er zu viel, konnte es zu spät sein. Er bekreuzigte sich und dachte nach, und als sich der Erzbischof mit einem Lächeln, als sei

ihm ein weiterer Scherz eingefallen, wiederum an seinen Bischof wandte, räusperte sich Arn und sagte ein paar Worte, die mehr als Warnung gemeint waren.

»Eure Eminenzen müssen entschuldigen, dass ich mich in Euren sicherlich höchst interessanten Diskurs einmische«, sagte er und hatte sofort ihre Aufmerksamkeit gewonnen. »Aber es ist wirklich Balsam für die Seele, wieder eine Sprache zu hören, die ich vollkommen beherrsche und in der jedes Wort seine exakte Bedeutung hat.«

»Du sprichst die Kirchensprache

wie ein Mann der Kirche«, sagte der Erzbischof und riss erstaunt die Augen auf. Seine Verachtung für den, wie er geglaubt hatte, niedrigen Besuch war vollkommen verschwunden.

»Ja, das liegt daran, dass ich ein Mann der Kirche bin, Eure Eminenz«, entgegnete Arn mit einer Verbeugung und überreichte den Brief, von dem er glaubte, dass ihm das Interesse des Erzbischofs galt, der Frage nämlich, ob er ein Deserteur war oder nicht, ob er kirchlichem oder weltlichem Recht gehorchen musste.

Die beiden Bischöfe steckten die Köpfe zusammen und suchten, bis sie

die lateinische Übersetzung aus dem Fränkischen und dem Arabischen gefunden hatten, durch die sie sich langsam und etwas feierlich hindurchbuchstabierten.

Anschließend befühlten sie mit so etwas wie Ehrfurcht das Siegel vom Großmeister des Templerordens, das zwei Tempelritter auf einem Pferd zeigte. Als der Erzbischof endlich wieder zu Arn aufschaute und ihm klar wurde, dass dieser immer noch vor ihnen stand, rief er eilig nach einem Hocker, den ein Kaplan mit erstaunter Miene herbeitrug.

»Es freut mich wirklich, Burggraf Arn de Gothia, dich wieder in

unserem Land zu sehen«, sagte der Erzbischof freundlich, fast als würde er mit seinesgleichen sprechen.

»Es ist ein Segen für mich, wieder daheim zu sein«, entgegnete Arn. »Ebenso ist es wie eine Befreiung, die Sprache der Kirche zu sprechen, die Leichtigkeit der Gedanken zurückzuerhalten, die Assoziationen, die sich wie Vögel durch die Luft schwingen und nicht wie Schildkröten über die Erde kriechen. Wenn ich versuche, die Sprache meiner Kindheit zu sprechen, dann kommt es mir vor, als hätte ich statt einer Zunge ein Stück Holz im Mund. Das macht meine Freude, zu dieser Audienz

gerufen worden zu sein, natürlich umso größer. Gerne genieße ich das Privilegium, Euch beide kennenzulernen.«

Der Erzbischof stellte sofort Bischof Stenar aus Växjö vor, worauf Arn erneut vortrat und auch Stenar den Ring küsste, ehe er wieder Platz nahm.

»Was bedeutet es nun eigentlich, dass du ein Tempelritter des Herrn bist, aber trotzdem den Mantel eines Folkungers mit dem Folkungerlöwen trägst?«, fragte der Erzbischof interessiert. Es hatte den Anschein, als würde das Gespräch jetzt eine ganz andere Wendung nehmen, als es

sich die beiden Bischöfe zu Beginn gedacht hatten.

»Das ist eine intrikate Frage, Eure Eminenz, zumindest auf den ersten Blick«, sagte Arn. »Wie aus dem Dokument hervorgeht, das ich vorgelegt habe, bin ich für alle Ewigkeiten ein Mitglied unseres Ordens, auch wenn meine Dienstzeit bei den kämpfenden Verbänden zeitlich auf die zwanzig Jahre begrenzt war, die mir als Buße auferlegt waren. Aber ich habe das Recht, wann immer ich möchte, meinen Mantel zu tragen, was aus den geschriebenen Worten des Großmeisters eindeutig hervorgeht.«

»Als Tempelritter ... legt man da nicht ein Klostergeübde ab?«, wollte der Erzbischof wissen und hatte plötzlich eine besorgte Falte auf der Stirn.

»Natürlich, alle Tempelritter geloben Armut, Gehorsam und Keuschheit«, antwortete Arn. »Aber wie aus Zeile vier am Übergang zu Zeile fünf des Dokuments hervorgeht, wurde ich von diesem Gelöbnis in dem Augenblick entbunden, als mein zeitlich begrenzter Dienst endete.«

Die beiden Bischöfe vertieften sich erneut in das Pergament, suchten die Stelle, die Arn genannt hatte, buchstabierten sich aufs Neue durch

sie hindurch und nickten. Sie sahen sehr erleichtert aus, was Arn unbegreiflich war.

»Dir steht jetzt also frei, Eigentum zu erwerben und eine Ehe zu schließen«, konstatierte der Erzbischof mit einem zufriedenen Seufzer, rollte das Pergament vorsichtig zusammen und überreichte es Arn, der sich verbeugte, es in Empfang nahm und wieder in sein rundes Lederfutteral steckte.

»Aber sag mir, wenn du deinen weißen Mantel nimmst, ein Recht, das du unbestreitbar besitzt, wem gehorchst du dann?«, fragte der Erzbischof. »Ich habe gehört, dass ihr

Tempelritter niemandem gehorcht, entspricht das wirklich der Wahrheit?«

»Nein, aber in dieser Annahme liegt ein Körnchen Wahrheit, Eure Eminenz«, erwiderte Arn genüsslich in der Sprache, die dem kleinsten Wink der Gedanken gehorchte. »Als Tempelritter gehorche ich, da ich den Rang eines Burggrafen bekleide, dem Meister von Jerusalem und dem Großmeister unseres Ordens, und wir alle gehorchen dem Heiligen Vater in Rom. Aber in Abwesenheit ranghöherer Brüder und des Heiligen Vaters gehorche ich niemandem, insoweit ist Eure Vermutung richtig.

Im Folkungermantel, den ich jetzt trage, gehorche ich natürlich dem König Götalands und Svealands sowie meiner Familie, wie es die Sitte hier oben bei uns verlangt.«

»Und in dem Augenblick, in dem du dir wieder deinen weißen Mantel überwirfst, bist du für alle unsere Befehle hier im Norden unerreichbar«, fasste der Erzbischof die Sache zusammen. »Das ist wirklich außerordentlich.«

»Ein faszinierender Gedanke, Eure Eminenz. Aber als wahrer Christ, der wieder in seiner Heimat weilt, wäre es mir vollkommen fremd, mich Eurer Gerichtsbarkeit zu entziehen, indem

ich mich durch meinen weißen Mantel unsichtbar mache, wie das in den griechischen Mythen bisweilen geschieht.«

»Deine Treue gilt also zuallererst dem Reich Gottes und erst dann deiner Familie?«, fragte der Erzbischof in mildem Tonfall, aber mit listiger Miene.

»Ein solcher Dualismus wäre ein vollkommen falsches Konzept der Differenz zwischen Geistlichem und Weltlichem, nichts kann jemals die Gesetze unseres himmlischen Vaters dominieren«, erwiderte Arn ausweichend. Die einfältige Frage machte ihn verlegen.

»Du bist von bewundernswerter Eloquenz, Arn de Gothia«, rühmte ihn der Erzbischof, versuchte dabei aber Stenar von Väckjö zu folgen, der ihm etwas zuflüsterte, was er nickend quittierte.

»Dieses Gespräch hat jetzt wegen des angenehmen Tons und des unerwarteten Inhalts länger gedauert«, fuhr der Erzbischof fort. »Aber die Zeit eilt davon, draußen gibt es zahlreiche wartende Seelen, und deswegen sollten wir zur Sache kommen. Deine Buße wurde dir auferlegt, weil du dich mit deiner Verlobten, Cecilia Algotsdotter, im Fleische versündigt hattest. So war es

doch?«

»So war es«, antwortete Arn. »Und diese Bußzeit habe ich aufrichtig und ehrlich bis zum letzten Tag in der Armee des Herrn im Heiligen Land abgeleistet. Das heißt natürlich nicht andeutungsweise, dass ich ein Mann frei von Sünde wäre, sondern nur, dass die Sünde, die meine Buße veranlasst hat, inzwischen die Purifikation durchlaufen hat.«

»Dieser Meinung sind wir auch«, sagte der Erzbischof etwas gezwungen. »Aber die Liebe zu dieser Cecilia hat in der ganzen langen Zeit weitergelebt, und ihre Liebe zu dir hat mit der gleichen

reinen Flamme gebrannt?«

»In meinen täglichen Gebeten an die Heilige Jungfrau war das jedenfalls so, Eure Eminenz«, antwortete Arn vorsichtig und verlegen darüber, dass der ländliche und ungehobelte Erzbischof seine innersten Geheimnisse kannte.

»Und jeden Tag hast du darum gebetet, dass die Heilige Jungfrau dich, deine geliebte Cecilia und das Kind, das als Folge eurer sündigen Verbindung zur Welt gekommen war, beschützen möge?«, fuhr der Erzbischof fort.

»Das ist wahr«, antwortete Arn.

»Wie ich die Sache mit meinem geringen Verstand begreife, hat die Heilige Jungfrau meine Gebete erhört und mich unversehrt von den Schlachtfeldern zu meiner Geliebten zurückgebracht, so wie ich es gelobt hatte, falls es mir nicht vergönnt sein würde, als Tempelritter für meine Seligkeit zu sterben.«

»Genau diese Sache muss man mit einem gewissen Scharfsinn überdenken«, sagte der Erzbischof. »Zwanzig Jahre lang hättest du jeden Tag sterben und in das Paradies eingehen können, aber trotzdem wurdest du unversehrt wieder in deine Heimat entlassen. Sollte man

das nicht als einen Gottesbeweis für die große Gnade betrachten, die dir und Cecilia Algotsdotter zuteil geworden ist?«, fragte der Erzbischof langsam und freundlich.

»Die weltliche Liebe zwischen Mann und Frau hat ganz sicher ihren Platz bei den Menschen im Erdenleben, so wie die Heilige Schrift das mehrfach betont, und sie steht nicht notwendigerweise im Konflikt mit der Liebe zu Gott«, erwiderte Arn ausweichend, da er nicht wusste, wohin das Gespräch führen sollte.

»Das ist wahrlich auch meine Meinung«, sagte der Erzbischof

zufrieden. »In diesem barbarischen Teil von Gottes Reich auf Erden, in diesem Ultima Thule, neigen die Menschen schließlich dazu, von diesem Wunder des Herrn abzusehen. Hier werden heilige und von Gott gestiftete Ehen aus ganz anderen Gründen als der Liebe eingegangen, nicht wahr?«

»Es lässt sich nicht leugnen, dass dies bei uns üblich ist«, gab Arn zu. »Ich bin jedoch sicher, dass Cecilia Algotsdotter und ich die Gnade eines Liebeswunders empfangen haben. Es ist außerdem meine Überzeugung, dass die Heilige Jungfrau uns damit etwas zeigen will.«

»Glaube, Hoffnung und Liebe«, murmelte der Erzbischof nachdenklich. »Wer seinen Glauben und die Hoffnung auf die Gnade der Heiligen Jungfrau ebenfalls nie aufgibt, soll belohnt werden. Das will die Heilige Jungfrau meiner Meinung nach uns allen zeigen. Bist du nicht auch dieser Meinung, Arn de Gothia?«

»Es läge mir fern, das Wunderbare, was uns beiden geschehen ist, anders verstehen zu wollen als Eure Eminenz«, gab Arn zu, den die heimlichen Kenntnisse des Erzbischofs und das Wohlwollen, das er ausstrahlte, immer verlegener

machten.

»Da wäre es nach unserer hohen Meinung ...«, sagte der Erzbischof zögernd und blickte zu Bischof Stenar hinüber, der zustimmend und nachdenklich nickte, »... nach unserer hohen Meinung also wäre es eine schwere Sünde, sich dem höchsten Willen zu widersetzen, den uns die Gottesmutter und damit Gott in dieser Sache kundgetan hat. Komm, mein Sohn, damit ich dich segnen kann!«

Arn trat erneut vor und ließ sich vor dem Erzbischof, der sich von einem seiner Kapläne eine Silberschale mit Weihwasser bringen ließ, auf das eine Knie sinken.

»Im Namen des Vaters, des Sohnes und der Heiligen Jungfrau segne ich dich, Arn de Gothia, der die Gnade empfangen und ein Wunder der Liebe geschaut hat zur Erbauung aller im irdischen Leben. Möge das Antlitz des Herrn über dir leuchten, möge dich die Heilige Jungfrau auch fürderhin begleiten, und mögest du mit deiner geliebten Cecilia bald den Lohn für die Gnade ernten, nach der ihr so lange gedürstet habt. Amen!«

Segnend hatte der Erzbischof Arns Stirn, seine Schultern und sein Herz mit dem heiligen Wasser berührt.

Fassungslos und verwirrt trat Arn wieder hinaus ins Licht, das ihm jetzt

blendend in die Augen fiel, da die Sonne im Westen schon tief am Himmel stand.

Auf dem Weg zum Burghof, wo er seinen Bruder vermutlich immer noch vor dem Bierzelt finden würde, dachte er, so scharf er nur konnte, über das soeben Erlebte nach.

Hinter dem, was gerade geschehen war, sah er nicht die milde Hand der Heiligen Jungfrau, obwohl alles durchaus mit ihrem Willen übereinstimmte. Er sah stattdessen den Willen und die Absichten von Menschen, aber er verstand nicht, wie alles zusammenhing, genauso wenig wie er begriff, wie ein

schlichter nordischer Bischof ein so großes Wissen über die innersten Geheimnisse von ihm, Cecilia und der Heiligen Jungfrau besitzen konnte.

* * *

Er traf Cecilia erst wieder beim Festmahl zur großen Ratsversammlung im Saal der Burg, zu dem sich hundert Gäste unmittelbar nach Sonnenuntergang versammelt hatten. Diese Feste waren nach den Weihnachtsfeiern das beste, was die Burg zu bieten hatte.

Auf Befehl von Königin Blanka war an dem einen Ende der großen Tafel des Königs eine Laubhütte errichtet worden, und die Frauen, die den Saal betraten, deuteten dorthin, flüsterten und kicherten entzückt.

Der Saal füllte sich nach einer festgelegten Ordnung: Die weniger wichtigen Gäste kamen zuerst und setzten sich an die kleineren Tische. Der Zeremonienmeister des Königs kontrollierte alles genauestens, so dass sich niemand einen höheren Rang zusprechen konnte, als er besaß.

Anschließend kamen die Gäste, die mit dem König zu Tisch saßen und immer die buntesten Kleider trugen,

so dass alle anderen die Hälse reckten, um die Pracht besser bewundern zu können. Oder um darüber zu klagen, dass ein Nachbar oder Widersacher unverdientermaßen mit einem Platz an der Tafel des Königs geehrt worden sei.

Arn befand sich unter den Ehrengästen, ebenso Harald, der sich bei seinem Freund darüber beschwerte, dass er bisher weder beim Jarl noch beim König Vortritt erhalten habe, als seien die norwegischen Bundesgenossen nicht gut genug. Arn flüsterte ihm zu, dass es dafür Gründe gebe, die nichts mit Haralds Ehre zu tun hätten; die

schweren Verhandlungen hätten sich nämlich in die Länge gezogen.

Als Nächstes traten die Mitglieder der Königsfamilie und der Jarl ein, und sie alle trugen eine Goldkrone auf dem Haupt. Der König und die Königin waren in die prächtigsten ausländischen Kleider gehüllt, die in allen Farben des Regenbogens glänzten. Darüber trugen beide hermelinverbräunte blaue Mäntel, ebenso wie die drei jungen Königssöhne, die sich munter miteinander unterhielten, während sie an die Tafel traten, als sei dies eine alltägliche Mahlzeit.

Nachdem die Königsfamilie sich

gesetzt hatte, kam das Gefolge des Erzbischofs, dessen Kleiderpracht sich beinahe mit der der königlichen Familie messen konnte. Der Erzbischof segnete erst die Königsfamilie und nahm dann zusammen mit den übrigen Bischöfen Platz.

Von weitem sah Arn Cecilia und versuchte, ihren Blick auf sich zu ziehen, aber es hatte den Anschein, als würde sie sich zwischen den Zofen verstecken und nicht wagen, in seine Richtung zu sehen.

Als alle Plätze außer dem laubgeschmückten am einen Ende der königlichen Tafel besetzt waren,

stand die Königin plötzlich auf und hielt zwei Zweige hoch über den Kopf. Das eine war der Zweig einer Birke, das andere der einer Eberesche. Ein erwartungsvolles und zustimmendes Gemurmel breitete sich im Saal aus, und die Königin begann mit den beiden Zweigen um den Tisch zu gehen und sie scherzhaft dem einen oder anderen hinzuhalten, nur um sie sofort wegzuziehen, sobald sich eine Hand nach ihnen ausstreckte. Über dieses Schauspiel freuten sich alle und begannen mit wilden Spekulationen, wie dieses Spektakel wohl enden würde.

Als die Königin bei Cecilia Rosa

stehen blieb, die errötend auf die Tischplatte blickte, verstanden alle zumindest die halbe Wahrheit, und frohe Rufe und Glückwünsche strömten Cecilia entgegen, als sie mit gesenktem Blick den Birkenzweig entgegennahm und der Königin zu dem laubgeschmückten Platz folgte.

Aufs Neue erhob sich erwartungsvolles Gemurmel, als die Königin den Ebereschenzweig hoch über den Kopf hielt und langsam die königliche Tafel entlangging. Als sie neben Arns Platz stehen blieb, brauste Beifall auf und hallte von den Steinwänden wider, die nur von den Fahnen des Erikschen Geschlechts

mit den drei goldenen Kronen auf blauem Grund geschmückt waren.

Arn wusste nicht, wie er sich verhalten sollte. Aber Königin Blanka zischte ihm zu, nur schnell den Zweig in Empfang zu nehmen und ihr zu folgen, ehe es zu spät sei. Er stand auf, und Königin Blanka führte ihn zu seiner geliebten Cecilia.

Als sich Arn neben sie setzte, war sein Lächeln unsicher, und sein Herz klopfte wie vor einer Schlacht. Die Gäste schlugen mit den Händen auf den Tisch, und es brach ein solcher Lärm los, dass weder König noch Jarl etwas hätten unternehmen können. Als der Jubel langsam in

Gemurmel überging, hatte sich das Interesse der Gäste bereits der kommenden Mahlzeit zugewandt und galt schon nicht mehr der Überraschung, die sie gerade erlebt hatten.

Der Jarl saß mit geballten Fäusten da und sah aus, als wolle er sich gleich erheben, aber der Erzbischof kam ihm zuvor. Als Stille eingetreten war, nahm er seinen weißen Bischofsmantel, das heilige Zeichen seiner Würde, legte ihn über Rücken und Brust und ging die Tafel entlang, bis er bei Cecilia und Arn war. Dort blieb er stehen und legte seine rechte Hand auf Cecilians Schulter und seine

linke auf die von Arn.

»Schaut das Wunder des Herrn und das Wunder der Liebe!«, rief er laut, und dabei wurde es vollkommen still, denn das, was jetzt geschah, war etwas ganz Neues. »Diese Liebenden haben wahrhaftig die Gnade der Heiligen Jungfrau empfangen, sie waren füreinander bestimmt, das hat die Heilige Jungfrau uns ganz deutlich gezeigt. Ihr Verlobungsfest fand vor vielen Jahren statt, und das, was hier heute Abend geschieht, ist nur seine Bekräftigung. Aber wenn Hochzeit ist, dann verspreche ich, dass euch kein Geringerer als der Erzbischof segnen wird. Amen!«

Der Erzbischof ging würdig, langsam und zufrieden zurück an seinen Platz. Auf dem Weg lächelte er die Königin in vollem Einvernehmen an, vermied es jedoch, dem König oder dem Jarl in die Augen zu schauen. Dann legte er seinen Mantel ab, setzte sich und begann eine Unterhaltung mit dem Bischof, der neben ihm saß. Er trat auf, als sei alles bereits entschieden.

Und das war es. Äbtissin konnte nämlich niemand werden, den der Bischof bereits für den von Gott gestifteten Bund der Ehe gesegnet hatte. Denn was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden.

Der Jarl saß bleich vor Wut unter seinem Wappen mit dem Folkungerlöwen, dem einzigen Wappen, das es im Burgsaal neben den drei Kronen geben durfte.

Plötzlich erhob er sich zornig, stieß das Bier um, das man ihm bereits hingestellt hatte, und ging mit großen Schritten aus dem Saal.

IV

**EIN HARTER UND FORDERNDER
NEUER HAUSHERR** kam nach Forsvik, und das bereits am Tage, nachdem er zur königlichen Burg Näs gesegelt war. Niemand hatte Arn so früh zurückerwartet.

Bei seiner Rückkehr sprach er kaum mit Erling und Ellen. Er sagte nichts darüber, was auf Näs vorgefallen war oder warum er sich nur eine Nacht dort aufgehalten hatte. Umso mehr trat er als neuer Herr auf

Forsvik auf.

Die schöne Sommerruhe, die im Westlichen Götaland herrschte, wenn es nur noch wenige Wochen bis zum Einbringen des Heus waren, wurde sofort von harter Winterarbeit abgelöst. Wenn Baumstämme aus dem Wald geholt werden sollten, dann tat man das vorzugsweise im Winter, wenn man Schlitten benutzen konnte und wenn die Axt klingend ins trockene Holz fuhr. Doch sobald Arn nach seiner unerwarteten Ankunft etwas gegessen hatte, kleidete er sich vom Herrn zum Knecht um: Er legte seinen Ringpanzer ab und all das blaue Tuch und zog die Lederkleider

eines Leibeigenen über, obwohl er immer noch das Schwert als Zeichen seiner Macht trug. Alles Gesinde, das nicht benötigt wurde, um die Vätterseeschiffe zu ent- und die Flusskähne zu beladen, setzte er in Arbeit, ebenso die fünf Männer der Garde und die Jungen Sune und Sigfrid.

Das war alles sehr erstaunlich, nicht nur die Tatsache, dass Herr Arn selbst mit Hand anlegte - mit der Axt und mit den Zugochsen, und das mehr als alle anderen -, sondern auch, dass er den fünf Männern der Garde von Forsvik befahl, so wie die Leibeigenen zu schuften. Die

Anweisungen galten sogar für Sune und Sigfrid, die nicht nur zu jung für so harte Arbeit waren, sondern außerdem noch Folkunger, die mit dem Schwert umzugehen und höfisches Benehmen und nicht die Arbeit von Leibeigenen lernen sollten.

Am zweiten Tag, als sich die Verwunderung über diese fremdartigen Sitten etwas gelegt hatte und von Schweiß und Blasen an den Händen abgelöst worden war, begannen einige Männer zu meutern. Torben, der Anführer der Garde, erdreistete sich, das auszusprechen, was alle dachten, nämlich dass es für

die Männer der Garde eine Schmach sei, wie die Leibeigenen arbeiten zu müssen.

Als Arn das hörte, richtete er sich mit seiner Axt auf, wischte sich mit dem Zeigefinger den Schweiß aus der Stirn und stand lange schweigend da.

»Gut«, sagte er schließlich.
»Binnen einer halben Stunde will ich alle Männer der Garde in Waffen und zu Pferde auf dem Hofplatz sehen. Und dass mir keiner zu spät kommt!«

Sie ließen erstaunt alles Werkzeug fallen und gingen murmelnd auf den Hof zu, während Arn seine Arbeit beendete und dafür sorgte, dass ein

Ochsenkarren mit zwei schweren Kiefernstämmen beladen wurde, die er dann zum Hof fuhr, nachdem er dem Gesinde und Sune und Sigfrid noch eingeschärft hatte, welche beiden Bäume als Nächstes gefällt und entrindet werden müssten.

Sune und Sigfrid gehörten somit zu denen, die weiter Bäume fällen sollten, aber ihre Neugier war größer als ihre Bereitschaft, Herrn Arn zu gehorchen. Sie warteten, bis die halbe Stunde beinahe um war, schlichen sich dann zum Hof hinunter und stiegen in eine der Scheunen. Von hier aus konnten sie durch eine Lüftungsklappe den Hofplatz

überblicken. Was sie zu sehen und zu hören bekamen, sollten sie nie vergessen.

Die fünf Männer der Garde hatten sich an der Spitze aufgestellt. Sie waren griesgrämig und schweigsam, wirkten aber gleichzeitig, als seien sie unruhiger, als sie sich gegenseitig eingestehen wollten. Niemand sprach ein Wort.

Da kam Herr Arn auf einem seiner kleinen fremdländischen Pferde aus dem Stall. Er ritt sehr schnell zwei Runden um den Hofplatz und betrachtete streng die Männer der Garde, ehe er vor Torben wendete und anhielt. Er hatte sich einen

Ringpanzer übergezogen, aber trug keinen Helm. In der einen Hand hielt er einen weißen Schild mit rotem Kreuz, bei dessen Anblick es den beiden heimlichen Zuschauern kalt den Rücken herunterlief, denn sie wussten sehr gut, dass es sich dabei um das Wappen der Tempelritter handelte.

Anstelle eines Schwerts hielt Herr Arn einen kräftigen Kiefernast in der Hand, den er prüfend gegen seine nackte Wade schlug, während er die Männer der Garde musterte.

»Ihr habt das Bäumefällen für euer unwürdig befunden«, sagte Arn schließlich. »Stattdessen wollt ihr die

Arbeit von Männern der Garde tun, die ihr würdiger findet. Ihr sollt euren Willen haben. Wer von euch mich vom Pferd schlägt, ist frei, doch wen ich vom Pferd schlage, kehrt zum Holzfällen zurück!«

Mehr sagte er nicht, aber sein Pferd begann, sich seitlich zu bewegen, und zwar fast so schnell wie ein gewöhnliches Pferd, das vorwärts läuft. Als es sich einer der Scheunen näherte, änderte es die Richtung, tänzelte etwas schräg rückwärts und dann plötzlich nach vorne. Für Sune und Sigfrid sah das aus wie Zauberei. So konnte niemand ein Pferd reiten, und doch geschah es

gerade hier vor ihren Augen.

Plötzlich griff Arn mit zwei Sprüngen an, und zwar mit einer solchen Geschwindigkeit, dass der Mann, der ihm am nächsten war, nicht einmal mehr seinen Schild hochreißen konnte, ehe er so hart von dem Ast in der Seite getroffen wurde, dass er stöhnend nach vorne sank. Arn war sofort neben ihm und stieß ihn aus dem Sattel.

Im nächsten Augenblick war Arn bereits Torben ausgewichen, der sich von hinten mit gezogenem Schwert genähert hatte und nun ins Leere hieb.

Ehe sich Torben aber noch

umdrehen konnte, hatte Arn ihn bereits von hinten eingeholt und hob ihn einfach aus dem Sattel. Anschließend warf er sein Pferd in zwei Sprüngen vorwärts und befand sich dann zwischen zwei der jüngeren Männer, die beide zum Schutz ihren Schild hoben.

Aber statt weiter vorzupreschen, wendete Arn sein Pferd, das nach hinten ausschlug, so dass die Pferde der übrigen Männer scheuten, sich aufbäumten und nicht eher zur Ruhe kamen, bis Arn dem einen der Männer mit seinem Ast einen Schlag über den Helm und dem anderen einen Hieb auf den Schwertarm

versetzt hatte, so dass sich beide stöhnend im Sattel vorbeugten.

Statt sich um die beiden weiter zu kümmern, warf sich Arn mit zwei großen Sprüngen dem fünften Mann der Garde entgegen und hielt seinen Ast in die Höhe, als wolle er einen gewaltigen Schlag austeilen. Sein Widersacher hob den Schild, um zu parieren, musste jedoch feststellen, dass der Angriff von der anderen Seite kam, und zwar mit solcher Kraft, dass er aus dem Sattel gerissen wurde und auf dem Rücken landete.

Sune und Sigfrid dachten nicht länger daran, sich noch weiter zu verstecken. Mit weit aufgerissenen

Augen lehnten sie sich aus der Lüftungsklappe und wären fast herabgefallen. Die Ereignisse auf dem Hofplatz geschahen so schnell, dass die Jungen kaum Einzelheiten sehen konnten und eifrig flüsternd versuchten, sich das eine oder andere gegenseitig zu erklären. Herr Arn behandelte die mächtigsten Männer der Garde von Forsvik wie ein paar Katzenjunge, das stand außer Zweifel.

»Das ist die Arbeit der Garde von Forsvik«, sagte Arn, als er schließlich auf dem Hofplatz allein zu Pferde saß, während die anderen auf der Erde lagen oder

schmerzgekrümmt dastanden.

»Wenn ihr eure Arbeit als Männer der Garde fortsetzen wollt, dann sammelt eure Waffen und schwingt euch wieder in die Sättel, dann beginnen wir das Spiel von neuem«, fuhr Arn fort.

Er betrachtete sie eine Weile schweigend. Keiner machte Anstalten, wieder in den Sattel steigen zu wollen. Arn nickte, als habe er genau das vermutet.

»Dann kehren wir alle zum Bäumefällen in den Wald zurück«, sagte er. »Zwei oder drei Tage, bis Herr Eskil und mein Freund Harald

kommen, arbeiten wir mit den Kiefernstämmen. Wer von euch gute Arbeit leistet, kann es sich dann aussuchen, ob er in der Garde auf Arnäs dienen oder hier auf Forsvik bleiben will. Wer hierbleiben will, soll dann auch wirklich als Mann der Garde arbeiten, aber er wird dann nicht mehr so leicht zu schlagen sein wie heute.«

Ohne weitere Erklärungen wendete Arn sein Pferd und ritt direkt in den Stall. Sune und Sigfrid nutzten die Gelegenheit, um ungesehen ihren Beobachtungsposten zu verlassen und sich wieder in den Wald zu den Holzfällern zu begeben. Ganz atemlos

erzählten sie ohne Punkt und Komma, was sie gesehen hatten. Sie begriffen nur, dass Herr Arn soeben die Tür, die in die Welt der Ritter führte, einen Spaltbreit geöffnet hatte. Es hatte ihre wunderbarsten Träume bestätigt, denn welcher junge Folkunger hätte nicht gern mehrere Jahre seines Lebens dafür gegeben, um nur die Hälfte von dem zu beherrschen, was, wie sie jetzt gesehen hatten, ein richtiger Tempelritter konnte!

Sie taten so, als sei nichts gewesen, als Arn und die fünf blau geschlagenen Männer der Garde schweigend und in Arbeitskleidung

zum Holzfällen zurückkehrten. Sowohl Sune als auch Sigfrid strengten sich an, ihre Arbeit so gut wie möglich zu machen, und sie zwangen sich, nicht zu fragen, was unten auf dem Hofplatz vorgefallen war.

Als sich die beiden jungen Folkunger später in ihrem eigenen Baumhaus, das sich in einer der großen Eschen am Rand des Hofplatzes befand, zur Ruhe begaben, fiel es ihnen trotz ihrer Müdigkeit und ihrer schmerzenden Glieder schwer, einzuschlafen. Immer wieder versuchten sie einander zu beschreiben, was sie am Nachmittag

gesehen hatten. Ein Pferd, das wie ein Vogel dahinschwebte, ebenso schnell und unberechenbar, und das seinem Reiter so gehorchte, dass dieser es einfach nur mit seinen Gedanken und nicht mit Knien, Zügeln und Sporen beherrschte. Ein Reiter, der mit seinem Pferd wie zusammengewachsen erschien, so dass sie einem Wesen aus den Sagas ähnelten. Hätte Herr Arn statt eines Astes ein Schwert in der Hand gehalten, dann hätte er fünf Männer der Garde mit ebenso großer Leichtigkeit erschlagen wie einen eben aus dem See gefischten Saibling. Das war ein fürchterlicher

Gedanke. Zumindest wenn man sich vorstellte, dass man selbst bloß ein einfacher Mann der Garde war.

Ein wunderbarer Gedanke war es jedoch, bei Herrn Arn in die Lehre gehen und Ritter werden zu dürfen. Sune und Sigfrid hatten genug Stoff für Träume, als ihre Müdigkeit schließlich ihre Aufregung besiegte.



In drei Tagen harter Arbeit sammelte sich eine ansehnliche Menge Kiefernholz vor dem Hofplatz von

Forsvik. Was damit gebaut werden sollte, wusste niemand, und es hatte sich auch niemand getraut, den einsilbigen Herrn Arn zu fragen, der sich mehr abrackerte als alle anderen.

Am dritten Tag kehrten Herr Eskil und der Norweger Harald von der Königsburg Näs zurück, und den fünf Männern der Garde blieb endlich die harte Arbeit erspart. Arn teilte ihnen mit, dass alle, die einen neuen Dienst auf Arnäs antreten wollten, sich im Laufe des Tages für die Reise fertig machen sollten. Wer lieber auf Forsvik bleiben und die Kunst des Krieges lernen wolle, solle das kundtun. Keiner der Männer der

Garde verzog auch nur eine Miene, als sie diese Worte hörten, und keiner von ihnen entschied sich dafür, auf Forsvik zu bleiben.

Nun gab es viel Lauferei, da viele Menschen umziehen und mit den Flusskähnen entweder nach Arnäs oder zum Kinnekulle fahren wollten. Erling und Ellen, die mit ihren Söhnen und einigen Dienern Forsvik verlassen mussten, um einen viel besseren Hof zu beziehen, fragten Sigfrid und ihren Pflegesohn Sune ein letztes Mal eindringlich, ob sie sich wirklich in so jungen Jahren von ihrer Mutter und ihrem Vater trennen wollten. Erling war bekümmert, und

seine Miene verdüsterte sich, als er hörte, dass die beiden schon wie Leibeigene hatten arbeiten müssen. Es erstaunte ihn, dass diese Schmach ihre Entschlossenheit nur hatte wachsen lassen, Herrn Arn auch wirklich zu dienen. Sie hatten jedoch noch etwas Zeit, es sich anders zu überlegen, denn es war beschlossen worden, dass Sigfrid und Sune ihre Brüder und ihre Eltern auf der Flussreise begleiten sollten, da offenbar eine ganze Reihe von Pferden von Arnäs nach Forsvik geritten werden musste. Selbst auf diese Arbeit schienen Sune und Sigfrid sich zu freuen, denn sie

vermuteten, dass es sich dabei um eine ganz bestimmte Sorte Pferde handelte.

Nachdem sie ihr Willkommensbier getrunken hatten, waren Herr Eskil, sein Bruder und der Norweger indessen zum Seeufer hinuntergegangen. Da sie ganz offenbar nicht gestört werden wollten, war niemand in ihre Nähe gekommen, außer wenn Eskil nach mehr Bier rief.

Eskil hatte erst halb im Scherz darüber geklagt, dass er gezwungen sei, mit einem Bruder Bier zu trinken, der so gekleidet sei und so rieche wie ein Leibeigener. Arn entgegnete

darauf, dass es sehr wohl ein Unterschied sei, ob der Schweiß von Müßiggang und Völlerei stamme oder seinen Ursprung in gesegneter harter Arbeit habe. Und was die Kleider der Leibeigenen angehe, so gebe es nur wenige Leibeigene, die das Schwert eines Tempelritters trügen. Indessen müssten sie nun über viel wichtigere Dinge sprechen, und je schneller, desto besser. Arn sagte, er habe so hart gearbeitet, um nicht nachdenken zu müssen, denn es gebe eine Menge Dinge, die er nicht begriffen habe.

Das war nur zu wahr, denn es ließ sich nicht so ohne weiteres ausrechnen, was für ein Spiel auf der

Königsburg Näs gespielt worden war. So viel war jedoch sicher, dass Königin Blanka bei der Angelegenheit eine Hand im Spiel gehabt hatte.

Sofort nach dem Festmahl hatte sie nach Arn schicken lassen, und er hatte sie bei Sonnenaufgang auf dem Wehrgang getroffen, der auf Näs den östlichen und den westlichen Turm miteinander verband. Sie hatten sich nur kurz unterhalten, da sie erklärt hatte, es sei nicht gut, wenn die Königin allein mit einem unverheirateten Mann gesehen werde, wobei es noch schlimmer gewesen wäre, wenn sie sich an einem

verschwiegeneren Ort getroffen hätten.

Sie riet ihm, Näs sofort mit einem Boot zu verlassen und nach Forsvik zu segeln. Dort solle er warten, bis die Ratsversammlung vorüber sei. Im Augenblick gebe es viele Feinde und viele böse Zungen auf Näs, vor allen Dingen aber dürfe niemand auch nur auf den Gedanken kommen, Arn und Cecilia Rosa hätten sich heimlich getroffen. Solcher Klatsch könne nämlich alles zerstören.

Es solle jedoch eine Hochzeit geben, hatte Königin Blanka versichert, sobald die drei Wochen vor Mittsommer vorüber seien, in

denen nicht geheiratet werden dürfe. Bis dahin dürften Arn und Cecilia Rosa sich nicht sehen, außer möglicherweise in Cecilia Rosas Elternhaus Husaby, und nur im Beisein von vielen Zeugen, hatte sie eilig erklärt. Nach Auffassung zahlreicher Leute könne diese Heirat zu Krieg und Unfrieden führen und müsse deswegen mit allen Mitteln verhindert werden.

Arn erzählte Eskil und Harald, dass ihn diese Worte der Königin geängstigt hätten. Ihr Ernst sei nicht misszuverstehen gewesen, genauso wenig wie ihre Klugheit. Und doch sei es ihm nicht leichtgefallen,

einfach zu verschwinden.

Arn hatte sogar noch versucht, einzuwenden, er sei zum Marschall im Rat des Königs ernannt worden und könne deswegen Näs nicht verlassen. Darüber hatte Königin Blanka nur sehr gelacht und gemeint, dass er sich darüber nicht weiter zu bekümmern brauche, da der Jarl Birger Brosa in seinem Zorn geschworen habe, nicht im selben Rat sitzen zu wollen wie der wortbrüchige Arn Magnusson.

Das mit dem Wortbruch hatte Arn der Königin erklären müssen. Er hatte ihr von der Übereinkunft in der Ratskammer erzählt, dass sie bis zu

einer Entscheidung etwas Zeit hatten verstreichen lassen wollen, was schließlich etwas anderes gewesen sei, als bereits am selben Abend beim Gastmahl mit der Verlobten in der Laubhütte zu sitzen. Aber er hatte auch beteuert, dass er keinesfalls ein Mann sei, der sein Wort breche, und dass er keine Schuld an dem Vorgefallenen habe und nicht einmal wisse, wie alles zugegangen sei.

Doch die Königin hatte seine Erklärungen einfach mit der Bemerkung abgetan, dass allen schon rechtzeitig klarwerden würde, wie alles zusammenhinge, aber dass keine Zeit zu verlieren sei und sie jetzt

nicht länger für alle sichtbar auf den Mauern stehen könnten. Sie werde Eskil alles Wichtige erklären, meinte sie noch und eilte davon. Arn habe sich jedoch auf ihre Worte verlassen.

Eskil nickte ernst. Er habe sich ebenfalls auf die Worte der Königin verlassen. Zu ihm war sie später gekommen, um ihm zu erzählen, dass sein Bruder auf ihr inständiges Bitten hin Näs bereits verlassen habe. Er warte auf Forsvik, bis die Ratsversammlung beendet sei. Auch Eskil hatte eingewendet, dass Arn als Marschall doch unentbehrlich sei, er hatte jedoch ebenfalls die Erklärung erhalten, dass die Marschallwürde in

dem Augenblick verwirkt gewesen sei, in dem der Jarl geschworen habe, dass Arn sie nur über seine Leiche erhalten würde.

Die Ratsversammlung sei im Übrigen gut verlaufen, und die Bischofsmeute sei nicht im Geringsten darüber erstaunt gewesen, dass von einer neuen Äbtissin für das Kloster Riseberga nicht mehr die Rede gewesen sei. Desto zufriedener seien sie alle über die Worte des Königs gewesen, dass er Höfe und Wälder im Wert von sechs Goldmark für ein neues Kloster bei Julita in Svealand stiften wolle.

Denke man über all das nach,

meinte Arn, dann sei vollkommen klar, dass die Königin die Sache mit dem Erzbischof eingefädelt habe. So konnte er sich auch erklären, dass die beiden Bischöfe, die er getroffen hatte, über ihn und Cecilia gewusst hatten, was eigentlich nur sie selbst hätten wissen können. Die Königin und sonst niemand habe zu dieser Hochzeit eingeladen, glaubte Arn, doch er selbst habe davon nichts gewusst. Außerdem hätte er sich nicht auf solch ein Spiel hinter dem Rücken des Königs, des Jarls und seines Bruders eingelassen, da er Birger Brosa versprochen habe, eine Weile über die Sache nachzudenken.

Eskil zweifelte nicht daran, dass Arn genauso wenig wie er selbst gewusst hatte, was da hinter ihrem Rücken vorging. Dagegen war ihm unklar, wie die Königin etwas hatte tun können, was so eindeutig gegen ihre eigenen Interessen verstieß. Denn wenn Cecilia Rosa, wie Eskil sie nannte, jetzt wirklich das Hochzeitsbett mit Arn teilen würde, dann war nicht mehr daran zu denken, dass sie als Zeugin gegen den Meineid von Mutter Rikissa auftreten könne. In diesem Fall war es zweifelhaft, ob Erik, der Sohn der Königin, die Krone würde erben können. König Knut könne das

vielleicht sogar für Verrat halten.

Arn meinte, diese Worte seien zu hart, solange sie nicht wüssten, wie die Pläne der beiden Cecilien eigentlich aussähen. Er selbst hatte beim Gastmahl in dieser Angelegenheit nichts in Erfahrung bringen können. Zu viele Ohren hatten nur zu begierig den Worten gelauscht, die zwischen Arn und Cecilia gefallen waren, außerdem war im Saal großer Lärm gewesen. Er wusste jetzt zwar im Detail, was der Oeconomus, nein, die Oeconoma eines Klosters für Aufgaben hatte, und er hatte viel über die herzliche Freundschaft erfahren, die die beiden

Cecilien seit ihrer langen Leidenszeit in Gudhem verband, aber nichts über irgendwelche weiblichen Intrigen gehört.

Vielleicht sei die Sache ganz einfach und unschuldig, überlegte Harald, der lange geschwiegen hatte. Männer vermuteten immer gleich Intrigen und falsches Spiel, wenn etwas Unerwartetes passiere, und deswegen wolle man vielleicht glauben, die Königin habe sich eines Verrats schuldig gemacht, und es bestünden geheime Bande zwischen ihr und dem Erzbischof. Schließlich sei der Erzbischof daran beteiligt gewesen, den Weg zu Cecilias

Hochzeitsbett zu ebnen. Aber wenn es dabei nur um Freundschaft ginge? Diese beiden Frauen, die sich seit ihrer Jugend gut gekannt und vieles zusammen durchgemacht hätten, stünden sich vermutlich sehr nahe. Er selbst hätte wahrscheinlich für Arn das Gleiche getan und Arn wohl auch für ihn. Was tue man nicht alles, wenn man wisse, dass das Glück eines Freundes auf dem Spiel stehe?

Eskil meinte, es sei sicherlich klug, so zu denken, nur könne man eine solche Klugheit von Frauen nicht erwarten.

Doch da wandte Arn ein, dass Klugheit nicht das richtige Wort sei.

Denn was die *Klugheit* der zwei Cecilien angehe, könne man sich nicht beklagen. Sie hätten spielend leicht und in weniger als einem Tag alle Männer hinters Licht geführt, den König, den Jarl, Eskil und Arn eingeschlossen. Die Frage müsse also anders lauten, nämlich, ob Frauen zur gleichen *Freundestreue* fähig seien wie Männer und allein aus dieser Freundschaft heraus selbstlos handelten.

Doch es gab eine weitaus wichtigere Frage, die Eskil umtrieb. Er trug nämlich die Verantwortung dafür, dass es demnächst eine Hochzeit auf Arnäs geben würde,

denn dort und nirgendwo anders sollte sie stattfinden. Wenn er jedoch diese Hochzeit ausrichtete, dann machte er sich Birger Brosa zum Feind, anderenfalls seinen eigenen Bruder.

»Da ich deine Zwickmühle verstehe, kannst du nie mein Feind werden, wie du dich auch entscheidest«, sagte Arn nach einer Weile. »Die Brautfahrt von Cecilias Husaby nach Forsvik statt bloß nach Arnäs wäre zwar lang und gefährlich, aber so könnten wir die Sache regeln.«

»Nein!«, sagte Eskil entrüstet. »Du wirst statt Cecilia ohnehin nie und

nimmer Ingrid Ylva wählen, wie unser Onkel es gewünscht hätte. Nichts soll dich und Cecilia Rosa daran hindern, zu heiraten. Und wenn ihr heiratet, dann soll die Hochzeit nicht heimlich und in aller Stille stattfinden, sondern auf Arnäs gefeiert werden, mit Pfeifern und Trommlern und vielen Hochzeitsgästen!«

Als sie über diese Schwierigkeit gesprochen hatten, wurde ihr Gespräch viel einfacher, und bald unterhielten sie sich unbeschwert darüber, was in der nächsten Zeit zu tun sei. Harald hatte einen Brief mit den Siegeln von Birger Brosa und König Knut bei sich, mit dem er zu

König Sverre in Norwegen reisen sollte. Das Schiff sollte in Lödöse ausgerüstet und bemannt werden, denn Harald musste bald seine erste Reise beginnen, um Trockenfisch zu kaufen, wenn er noch zwei Reisen auf die Lofoten schaffen wollte, ehe die Herbststürme mit den nördlichen Winden eine Segelreise dorthin erschweren würden. Bereits zwei Reisen würden einen guten Gewinn abwerfen, und auch Harald sollte nicht leer ausgehen.

Umso besser, wenn Harald noch Mannschaft bräuchte, meinte Arn, denn in der Garde von Arnäs gebe es fünf norwegische Männer, die ganz

sicher mit Harald mitsegeln würden, insbesondere wenn er mit einem königlichen Geleitbrief unterwegs sei. Und hier auf Forsvik gebe es fünf Männer der Garde, die keine Lust mehr hätten, in Arns Diensten zu stehen, und die fünf Norweger auf Arnäs ersetzen könnten.

Arn würde aus Arnäs außerdem noch ein paar Leibeigene benötigen, die sich auf Hausbau verstünden. Er versuchte sich auf die Namen der beiden zu besinnen, die das am besten gekonnt hatten, als er jung gewesen war. Eskil dachte nach und kam zum Ergebnis, dass der eine von ihnen schon tot sein müsse und der andere,

der Gur heiße, zwar am Leben, aber inzwischen zu alt sei, um noch zu arbeiten. Sein Sohn mit dem Namen Gure sei jedoch ebenso geschickt wie einst sein Vater, was das Aufführen von Mauern und was Holzkonstruktionen angehe. Eskil meinte, es gebe noch einige weitere gute Bauknechte, auch wenn er sich im Augenblick nicht auf ihre Namen besinnen könne.

Die eine Hälfte der Ausländer auf Arnäs solle ebenfalls nach Forsvik kommen, fuhr Arn fort. Denn nur die Hälfte von ihnen seien richtig gute Steinmetzen, die anderen hätten Fähigkeiten, die sich auf Forsvik

besser einsetzen ließen.

Nachdem diese Dinge geklärt waren, hatte Eskil eine schwierigere Frage an Arn. Sie galt seinem einzigen Sohn Torgils. Eskil hatte sich gewünscht, dass Torgils so werden würde wie er selbst, ein Handelsmann, dem Silber, Reichtum und Klugheit wichtig waren. Doch er musste jetzt einsehen, dass er Torgils nicht würde ändern können. Bereits mit siebzehn Jahren war er in der Garde des Königs, und ihm stand der Sinn mehr nach Bogen und Schwert als danach, dem Vorbild seines Vaters zu folgen. Torgils wollte nämlich werden wie der Bruder seines Vaters.

Eskils Sorge war nun, dass ein junger Mann, der Torgils' Lebensweg einschlug, schneller den Tod fand als einer, der Handel und Rechnungsbücher vorzog. In vielen durchwachten Nächten hatte Eskil vor seinem inneren Auge gesehen, wie sein geliebter Torgils unter Pferdehufen zermalmt und von Schwertern und Speießen verstümmelt wurde. Aber welcher junge Mann konnte mit solchen väterlichen Sorgen schon etwas anfangen?

»Und was willst du mir damit sagen?«, fragte Arn.

»Meine Frage kommt mir nur schwer über die Lippen«, erwiderte

Eskil. »Mein Sohn Torgils weiß noch nicht, dass du in unser Reich zurückgekehrt bist. Er kennt alle Lieder, die über dich gesungen werden, und es gibt Augenblicke, in denen ich glaube, dass er die Geschichten über dich mehr liebt als seinen eigenen Vater.«

»So ist das ganz sicher nicht«, sagte Arn. »Aber junge Männer träumen nun mal eher von Schwertern als von Rechnungsbüchern, und ihre Träume können wir ihnen nicht nehmen. Das sollten wir auch gar nicht. Jetzt aber zurück zu deiner Frage.«

»Torgils ist gerade mit dem

ältesten Sohn von König Erik und mit deinem Sohn Magnus in Bjälbo«, sagte Eskil leise. »Dort wollten sie feiern und sich im Bogenschießen üben. Deswegen waren sie alle drei nicht auf Näs ...«

»Das weiß ich bereits«, unterbrach ihn Arn ungeduldig. »Cecilia hat es mir erzählt ... Aber wie lautet jetzt deine Frage?«

»Darf Torgils bei dir in die Lehre gehen?«, fragte Eskil. »Ich denke, wenn er nun schon von seinem Schwert leben will, dann soll er auch den besten Lehrer haben und ...«

»Ja«, schnitt ihm Arn das Wort ab.

»Und du ahnst nicht, dass ich dir beinahe zuvorgekommen wäre, obwohl ich fürchtete, dass dich eine solche Frage nicht freuen würde. Schick mir Torgils, und ich werde ihm all das beibringen, was er in der Garde des Königs nicht lernen kann. Der junge Sigfrid Erlingsson und der junge Sune Folkesson sind bereits in meinen Diensten!«

Eskil senkte erleichtert den Kopf und schielte dann auf seinen schon seit geraumer Zeit leeren Bierkrug, überlegte es sich dann aber anders, denn ihm fiel plötzlich etwas ein.

»Du hast vor, eine Reitertruppe der Folkunger aufzubauen!«, sagte er, und

sein Gesicht leuchtete.

»Ja, genau das ist mein Gedanke«, gab Arn zu und blickte verstohlen zu Harald hinüber. »Und jetzt will ich dir etwas sagen, was eigentlich keine anderen Ohren hören dürfen. Harald ist eine Ausnahme, denn er ist mein engster Freund. Hier auf Forsvik will ich eine Reiterei aufbauen, die Franken und Sarazenen die Stirn bieten kann, wenn ich nur Männer bekomme, die jung genug sind, um das alles noch zu lernen. Aber es dürfen nur Folkunger sein, und dein Sohn Torgils ist besonders wichtig, da er der nächste Herr auf Arnäs wird. Eines Tages wird er dort auf

den Mauern stehen und auf das Heer der Sverkersippe hinunterblicken. Und an diesem Tag soll er all das wissen, was ein Sieger wissen muss. Nur Folkunger, denk daran, Eskil!«

»Aber was ist mit dem Erikschen Geschlecht?«, wandte Eskil zögernd ein. »Die Eriker sind schließlich unsere Waffenbrüder?«

»Im Augenblick sind sie das. Auch ich habe König Knut die Treue geschworen«, sagte Arn ruhig. »Aber über die Zukunft wissen wir nichts. Vielleicht machen die Erikschen und die sverker'schen Männer eines Tages gemeinsame Sache gegen uns - aus Gründen, die wir jetzt noch nicht

ahnen können. Aber eines ist sicher. Wenn Arnäs gut befestigt ist und wenn wir mit Gottes Hilfe eine Folkungerreiterei schaffen, dann sind wir unbesiegbar. Und falls wir nicht zu besiegen sind, können wir den Krieg vielleicht vermeiden oder zumindest verkürzen, und die Macht gehört uns. Harald hat jetzt Dinge gehört, die nur für die Ohren meiner nächsten Verwandten bestimmt waren. Aber er wird mir Recht geben!«

»Was Arn sagt, ist wahr«, meinte Harald auf Eskils fragenden Blick hin. »Arn hat mich zum Krieger gemacht, obwohl ich vielleicht schon

zu alt war, als ich in seine Dienste trat. Arn hat eine Schwadron nach der anderen ausgebildet, so nennen wir hier in unserer Sprache die Reiterscharen, und sie gelehrt, wie man den Hauptangriff reitet und den Rückzug anführt. Er und seinesgleichen haben auch die Bogenschützen ausgebildet, die Pioniere, die Fußsoldaten und die leichte Reiterei ebenso wie die schwere, die Rüstmeister und die Schwertschmiede. Wenn es einem Geschlecht hier im Norden gelingt, diese Kenntnisse zu erlangen - ganz gleich, ob es sich dabei um die Birkebeiner, die Folkunger, das

Eriksche Geschlecht oder die Sverkersippe handelt -, dann wird die gesamte Macht in den Händen dieses Geschlechts liegen. Glaub meinen Worten, Eskil, denn ich habe das alles mit eigenen Augen gesehen. Ich bin norwegischer Königssohn und stehe zu meinem Wort!«



Königin Cecilia Blanka hatte ihrem Mann und König keine ruhige Minute gelassen, bis sie ihren Willen durchgesetzt hatte. Er seufzte, dass der Friede, der sich nach einer

dreitägigen Ratsversammlung in Näs auszubreiten pflegte, diesmal nichts wert sei. Aber mit was für Einwänden er auch kam, so hatte sie meist mindestens zwei Entgegnungen parat. Er fand, für eine unverheiratete Frau wie Cecilia Rosa sei es zu viel der Ehre, mit über einem Dutzend Gardesoldaten als Schutz zu reiten. So reiste ein Jarl, doch keine ledige Frau.

Aber die Königin entgegnete, sie könne auch ihre eigene Garde mitschicken, da Cecilia Rosa ihre liebste Freundin sei und alle das wüssten. Wer würde bei dieser Ehrenbezeigung für die liebste

Freundin der Königin schon die Stirn runzeln oder ihr diese neiden?

König Knut beharrte jedoch darauf, dass eine solche Begleitung übertrieben sei. Damit zeige man nur, dass man einen Hinterhalt fürchte.

Die Königin entgegnete, dass keine Truppe zu groß sein könne, falls man wirklich einen Anschlag verhindern wolle. Ein schlimmeres Unglück könne dem Reich zum jetzigen Zeitpunkt nicht widerfahren, als wenn Cecilia Rosa auf der gefährlichen Reise in einen Hinterhalt gerate. König Knut erwiderte seufzend, dass Cecilia Rosa durch ihren Tod doch wohl kein größeres Unglück anrichten

könne, als wenn sie heiratete, anstatt
ins Kloster Riseberga
zurückzukehren.

Diese Worte bereute er sofort,
denn die Königin erklärte ihm ohne
die geringste weibliche Milde im
Tonfall, was es für das Reich
bedeute, wenn Cecilia Rosa getötet
oder auch nur verwundet würde. Das
würde nämlich die Folkunger sofort
spalten: Eskil und Arn Magnusson
stünden auf der einen und Birger
Brosa mit dem Bjälbozweig der
Familie auf der anderen Seite. Und
für wen würde sich Magnus
Månesköld, der Birger Brosas
Pflegesohn und zugleich Arn

Magnussons leiblicher Sohn sei, in dieser Auseinandersetzung entscheiden? Und wenn die Folkunger die Krone nicht mehr unterstützten, was solle dann aus der Macht im Reich werden?

Nachdenklich und ohne die Härte, mit der viele andere Männer auf eine solche Zurechtweisung durch ihre Frau reagiert hätten, gab König Knut ohne weiteres zu, dass ihm der Gedanke einer Spaltung der Folkunger Alpträume verursache. Da würden er selbst und das Eriksche Geschlecht in den Mittelpunkt eines Streits geraten, bei dem nicht nur in Zweifel gezogen würde, ob ihr Sohn

Erik die Krone erben könne, sondern bei dem, was noch schlimmer war, auch seine eigene Krone ins Wanken geriete. Er musste einräumen dass sie eher im Recht war als er. Allerdings meinte König Knut, dass die Spaltung bereits bestehe, da Birger Brosa völlig außer sich nach Bjälbo zurückgekehrt sei und harte Worte über Arn und Eskil geäußert habe.

Königin Blanka meinte, dass die Zeit auch diese Wunden bald heilen werde. Wichtig sei, dass Cecilia Rosa wohlbehalten den langen Weg zu Arn Magnusson zurücklege. Nach der Hochzeit würde sich die Aufregung bald legen. Aber wenn es

nicht dazu käme oder Cecilia Rosagar vor der Hochzeitsnacht ein Unglück widerführe, dann bekämen sie mit Arn Magnusson einen schrecklichen Feind.

König Knut musste ihr auch hier Recht geben. In einer Welt, in der so viel mit dem Schwert entschieden werde, gelte es, Männer wie Arn Magnusson auf seiner Seite zu haben. Deswegen sei es umso schlimmer, dass Birger Brosa im Zorn geschworen habe, lieber auf die eigene Jarlswürde zu verzichten, als Arn zum Marschall im königlichen Rat zu machen. Wie man diese Fragen auch drehte und wendete,

verschwanden sie ebenso wenig wie ein schmerzender Zahn.

Doch da entgegnete die Königin lediglich, dass die einzig sichere Kur gegen Zahnschmerzen sei, den Zahn möglichst schnell auszureißen.



Für Cecilia Rosa gestalteten sich die folgenden Wochen so, als habe man ihr nicht nur ihre Freiheit, sondern auch ihren freien Willen genommen, als triebe sie wie das Laub in einem Frühlingsbach, ohne auch nur das

mindeste selbst entscheiden zu können. Nicht einmal bei einer so einfachen Sache wie einer Reise von Näs zum Kloster Riseberga durfte sie selbst entscheiden, obwohl sie diese Reise schon oft gemacht hatte.

Da zwölf Männer der Garde sie begleiten sollten, dauerte die Reise zwei Tage länger als sonst. Hätte sie selbst entscheiden dürfen, wäre sie durch den Vättersee nach Norden bis Ämmeberg gesegelt und hätte von dort einen Flusskahn durch den Ämmelången und die folgenden Seen bis zum Östansjö genommen. Von dort aus wäre es bis nach Riseberga nur noch ein Tagesritt gewesen.

Aber mit den zwölf Gardesoldaten, deren Pferden und dem Gepäck konnten sie nicht den Wasserweg nehmen, sondern mussten bereits ab Ämmeberg reiten.

Normalerweise wäre sie mit einem oder höchstens zwei Männern geritten, über die sie selbst den Befehl geführt hätte. Jetzt war es umgekehrt, und die Männer der königlichen Garde sprachen von ihr wie von einem Gegenstand, obwohl sie direkt neben ihnen stand oder zu Pferde saß. Sie nannten sie ein Frauenzimmer, sie besprachen, was für die Sicherheit des Frauenzimmers das Beste sei, was das Frauenzimmer

wohl aushalten werde und wo das Frauenzimmer am besten die Nacht verbringen solle. Die Reise verzögerte sich ständig dadurch, dass der Anführer der Garde einigen Männern befahl, vorneweg zu reiten, um ein Waldstück zu erkunden, ehe sie selbst hindurchritten, oder die gegenüberliegende Seite einer Furt, ehe sie sie durchquerten. Mit all diesen Verzögerungen dauerte die Reise nach Riseberga mehr als vier Tage.

Anfänglich hatte sie versucht, nicht zuzuhören und sich ihren Träumen, all dem Wunderbaren und ihrer Dankbarkeit der Heiligen Jungfrau

gegenüber hinzugeben, der sie einmal pro Stunde ein Gebet widmete. Aber schon am zweiten Tag konnte sie die Augen nicht länger davor verschließen, dass man von ihr wie von einer Ladung Silber sprach und sie auch so behandelte.

Cecilia ritt zu Adalvard heran, dem Anführer der Garde, der aus dem Erikschen Geschlecht stammte, und erzählte, sie habe diese Reise oft gemacht und sei nur einmal Straßenräubern begegnet. Diese hätten sie unbehelligt passieren lassen, als sie erklärt habe, sie komme aus einem Kloster und führe nur Schriften und Kirchensilber mit.

Die Wegelagerer seien jung gewesen, hätten nur wenige Waffen besessen und sie nicht im Geringsten erschreckt. Wie könne es da sein, dass eine königliche Garde, die mit den drei Kronen an der Spitze einen Anblick böte, der die meisten Wegelagerer erzittern lasse, vor jeder Kurve ängstlich innehalten müsse?

Adalvard antwortete ihr mürrisch und kurz angebunden, dass er aus seiner Erfahrung und aus seinem Wissen heraus entscheide, ob diese Strecke sicher sei oder nicht. Eine Klosterfrau könne sicher das eine oder andere, was er nicht könne. Aber jetzt gelte es, lebend durch die

Wälder des Tiveden zu kommen, und damit kenne er sich aus.

Cecilia Rosa wollte sich nicht mit dieser Antwort begnügen und versuchte ihre Frage noch einige Male neu zu formulieren, ohne jedoch eine andere Antwort zu erhalten. Weiter kam sie an diesem zweiten Tag nicht, da ihr Gefolge gerade bei einem Hof anlangte, der ausreichend groß zu sein schien, um ein Dutzend Gardesoldaten, ihre Pferde und ein Frauenzimmer zu beherbergen.

Die Hofleute wurden aus ihrem eigenen Langhaus vertrieben, alle Waffen eingesammelt und in ein Backhaus gelegt, und das eine

Kochhaus wurde gefegt, damit Cecilia Rosa es ganz für sich haben konnte. Aufgeschrecktes Gesinde in Begleitung der Gardesoldaten brachte ihr ein Abendessen und Bier, und nachts bewachten zwei Männer der Garde ständig ihre Tür.

Am nächsten Morgen, als sie ein Stück weit gekommen waren, ritt Cecilia an Adalvard heran und beklagte sich, dass es wenig ehrenvoll sei, wie eine Gefangene behandelt zu werden, die sich auf dem Weg zum Thing befinde, wo sie gehängt werden solle. Diese Worte machten mehr Eindruck auf ihn als ihre Fragen vom Vortag. Er

entschuldigte sich, indem er ihr erklärte, dass sie alle für ihre Unversehrtheit mit ihrem Leben haften.

Zunächst konnte sie ihn nicht ernst nehmen, sondern glaubte, er würde angeben und übertreiben wie alle Männer. Sie betrachtete ihn verstohlen von der Seite. Sein Gesicht war wettergegerbt und vernarbt und seine Miene sehr ernst, doch er legte keine Eitelkeit oder Überheblichkeit an den Tag.

Nach einer Weile fragte sie noch einmal nach: Trugen die Gardesoldaten wirklich die volle Verantwortung für ihr Wohlergehen,

als sei sie ihr eigenes Gewicht in Silber wert?

»Noch schlimmer, edle Frau«, antwortete er schroff. »Wenn ich eine solche Menge an Silber verlöre, wäre das eine Schande, und ich hätte dann gewiss nichts mehr in den Diensten des Königs verloren. Aber was Euch angeht, edle Frau, so steht unser Leben auf dem Spiel. Das hat der König gesagt, und so ist es.«

Da ergriff Cecilia Rosa an diesem außerordentlich schönen Mittsommertag eine große Kälte. Das funkelnde Licht des kleinen Waldsees, an dem sie gerade vorbeiritten, wirkte auf einmal

bedrohlich, und das Rascheln des zarten Buchenlaubs in den Baumkronen kündete von den heimlichen Gefahren des Waldes. Die Tannen verwandelten sich in unheimliche Wesen, die ihre Zweige wie Arme erheben und auf sie zukommen konnten. Die Männer, die sie aufmerksam und mit finsternen Gesichtern umgaben, sahen weder den schönen Sommertag, noch hörten sie den jubelierenden Gesang der Vögel. Sie hörten ihr Todesurteil und sahen schon die Axt des Henkers vor sich.

Es verging eine Weile, ehe sie erneut mit Adalvard sprach. Sie

versuchte all die Vorgänge noch einmal zu durchdenken, auf die sie keinen Einfluss gehabt hatte. Sie war auf dem Weg zur Hochzeit mit Arn, weil die Heilige Jungfrau ihre Gebete erhört und sich hatte milde stimmen lassen. Sie hatte Arns Leben geschont, und er war nicht als Märtyrer ins Paradies eingegangen. Was brauchte sie auf ihrer Reise nach Riseberga eine andere Sicherheit als die milde und schützende Hand der Heiligen Jungfrau?

Cecilia Rosa verstand sehr gut, dass einen Mann wie Adalvard solche Kirchenlogik kaum beeindrucken würde. Er handelte auf

Befehl des Königs und sah vermutlich in erster Linie den Willen der Menschen und dann erst, wenn überhaupt, Gottes Willen.

Im Augenblick taten die Menschen um sie herum alles, was in ihrer Macht stand, um den Willen der Heiligen Jungfrau zu erfüllen. In welch einer guten Welt die Menschen doch leben würden, wenn alle stets dies Ziel vor Augen hätten! Daher fiel es Cecilia umso schwerer, zu verstehen, dass all diese Bemühungen für sie und Arn geschahen, für zwei arme Sünder, die nicht besser waren als andere.

Nein, irgendetwas an der ganzen

Sache war merkwürdig. Nicht die Güte des Menschen und sein ständiger Wille, den Weg des Herrn zu beschreiten, hatten dazu geführt, dass sie jetzt in der Begleitung von zwölf Kriegerern dahinritt, die sie kaum einmal eine Armeslänge von sich fortließen. Es musste eine Gefahr geben, die sie selbst nicht verstand, die die Männer um sie herum aber umso besser begriffen.

Sie löste sich aus dem Glied, ritt erneut zu Adalvard und tat so, als würde sie die Umstände nicht bemerken, die sie verursachte, weil die Männer nun die ganze Gruppe neu formieren mussten, damit sie wieder

Reiter vor, neben und hinter sich hatte. Aber sie wollte die Wahrheit wissen, und ihr war ein neues Verfahren eingefallen, mit dem sie Adalvard dazu bringen konnte, etwas mehr über die Geheimnisse zu verraten, von denen sie nicht einmal etwas ahnte.

»Ich habe viel über das nachgedacht, was du mir gesagt hast, Adalvard, nämlich, dass ihr alle für mich mit eurem Leben haftet«, begann sie. »Ich hätte dankbarer und weniger mürrisch sein sollen, und das bitte ich dich zu entschuldigen.«

»Es gibt nichts zu entschuldigen, edle Frau. Wir haben geschworen,

dem Befehl des Königs bis in den Tod zu folgen, und bis dahin leben wir nicht schlecht«, antwortete Adalvard.

»Für mich war es eine gewöhnliche Reise, bis du mir gesagt hast, wie ernst deine Aufgabe ist, und ich muss zugeben, dass ich mich geehrt fühle, in der Stunde der Gefahr solche Krieger bei mir zu haben«, fuhr Cecilia unschuldig fort.

»Wir sind die Garde des Königs«, erwiderte Adalvard. »Nun ja, einige von uns stammen aus der Garde der Königin, aber deswegen sind sie auch keine schlechteren Krieger«, fügte er mit einem feinen Lächeln hinzu. Das

erste übrigens, das er ihr auf dem ganzen bisherigen Ritt geschenkt hatte.

»Du siehst, dass ich wie ein Mann mit zwei Steigbügeln reite«, sprach Cecilia weiter. »Ist dir das noch nicht aufgefallen?«

»Doch, allerdings«, meinte Adalvard. »Ich verstehe jedoch nicht ganz, wie Ihr das macht und trotzdem wie eine Frau im Sattel aussieht. Und es gehört sich schließlich nicht, dass ich Euch genauer in Augenschein nehme, während Ihr aufsitzt oder vom Pferd steigt.«

»Ich bin im Auftrag von Riseberga

viel mit dem Pferd unterwegs, wahrscheinlich reite ich ebenso viel wie ein Mann der Garde«, fuhr Cecilia in unbekümmertem Ton fort, als wolle sie sich über harmlose Dinge unterhalten. »Deswegen habe ich mir ein besonderes Kleid genäht, das eigentlich aus zwei Röcken besteht, einem für jedes Bein. Darüber trage ich noch eine Schürze. Meine Kleidung sieht aus wie die einer Frau, dabei kann ich aber reiten wie ein Mann. Deswegen sollst du eins wissen: Wenn die Gefahr kommt, die Gefahr, von der du gesprochen hast, dann kann ich schneller fliehen als die meisten von euch mit euren

schweren Pferden.«

Endlich hatte Cecilia etwas gesagt, was sie in Adalvards Augen als Menschen mit eigenen Gedanken erscheinen ließ und nicht nur als eine Ladung Silber. Nachdem er sich höfisch entschuldigt hatte, ritt er beiseite und sprach wild gestikulierend mit einigen seiner Männer, die die neue Botschaft sogleich an die übrigen weitergaben.

Wieder neben Cecilia schien er zufriedener und gesprächiger zu sein als auf ihrer gesamten bisherigen Reise. Da hielt Cecilia die Zeit für gekommen, nach dem zu fragen, was sie eigentlich wissen wollte.

»Sag mir, Adalvard, mein treuer Verteidiger, du lebst auf der Königsburg Näs und weißt so viel mehr als eine einfache Frau aus dem Kloster - warum sollte ausgerechnet ich, die ich aus dem armen und schwachen Pålsgeschlecht stamme, einem Anschlag zum Opfer fallen?«

»Arm!«, lachte Adalvard und warf ihr einen forschenden Blick zu, als wolle er sehen, ob sie ihn vielleicht verspottet hatte. »Im Moment mag das noch der Fall sein«, brummte er. »Aber bald ist Hochzeit, und als Ehefrau eines Folkungers gehört Euch ein Drittel seines Besitzes. Bald seid Ihr reich, edle Frau. Wem ein solcher

Brautraub gelingt, der würde schon durch das Lösegeld reich werden. So etwas soll schon vorgekommen sein, obwohl ich nicht weiß, ob jemals jemand eine solche Missetat überlebt hat. Aber vorgekommen ist es.«

»Da kann ich wirklich froh sein, solche Krieger an meiner Seite zu haben«, antwortete Cecilia, der die Antwort nicht ganz genügte. »Aber das kann doch nicht alles sein? Um mich gegen armselige Wegelagerer und Frauenräuber mit miserablen Waffen zu schützen, hätte doch eine kleinere Truppe gereicht und vermutlich sogar schon unser Wappen mit den drei Kronen?«

»Ja, das ist wahr, edle Frau«, antwortete Adalvard. Und er fuhr, wie Cecilia gehofft hatte, gut gelaunt fort: »Ich gehöre zur Familie König Knuts und seines Vaters, des heiligen Erik. Aber meine älteren Brüder haben den Hof geerbt, und ich musste in die königliche Garde eintreten. Ich beklage mich nicht darüber, denn wenn man aus dem Erikschen Geschlecht stammt, dann weiß man, worum es im Reich geht, wenn um die Macht gekämpft wird. Und von Eurem Leben hängt vieles ab beim Kampf um die Macht im Reich.«

»Ich verstehe nicht so viel von der Welt der Männer«, erwiderte Cecilia

demütig. »Umso größer ist da meine Freude, dass ein Mann aus dem Erikschen Geschlecht mir etwas erklären kann, worauf wir Klosterfrauen uns nicht verstehen. Was hat mein Tod und was mein Leben mit dem Kampf um die Macht im Reich zu tun? Ich bitte dich, Adalvard, erklär es mir!«

»Nun, Ihr werdet das alles früher oder später ohnehin erfahren«, erwiderte Adalvard und freute sich, dass er derjenige war, der die Wahrheit kannte. »Ihr hättet Äbtissin werden sollen. Als Äbtissin hättet Ihr etwas schwören müssen, damit König Knuts Ältester die Krone erben kann.

Soweit wisst Ihr vermutlich
Bescheid?«

»Ja, all das weiß ich. Aber wenn es dazu nicht kommt, warum sollte einer aus der Sverkersippe mir da übelwollen?«

»Wenn man uns alle erschlägt, Euch, mich und alle meine Männer, dann wird jeder im Reich glauben, dass die Sverkersippe hinter diesem Verbrechen steckt, auch wenn das nicht der Fall sein sollte«, antwortete Adalvard mit plötzlichem Unwillen. Das Gespräch hatte eine Wendung genommen, die er ganz offenbar bereute.

»Wäre es in diesem Fall nicht das Klügste, Arn Magnusson zu erschlagen?«, fragte Cecilia mit fester Stimme.

»Das wäre es in der Tat. Alle wissen, dass wir aus dem Erikschen Geschlecht von einem solchen Mord profitieren würden, denn dann würde es nicht zur Hochzeit zwischen Euch und Arn kommen. Ihr würdet umso schneller Äbtissin werden, da Trauer und Einsamkeit Euch ins Kloster treiben würden. Aber ich schwöre Euch, dass wir nicht so denken, denn das hieße, den Bund zwischen Erikern und Folkungern zu lösen, der mit vielen Eiden besiegelt ist. Ließen

sich das Eriksche Geschlecht und die Folkunger auf eine Fehde ein, dann würden beide Geschlechter die gesamte Macht an die Sverkersippe verlieren.«

»Also würden die Leute vom sverker'schen Geschlecht im Moment am liebsten Arn Magnusson ermorden und es hinterher so aussehen lassen, als hättet ihr Eriker euch dieser Tat schuldig gemacht?«, meinte Cecilia und wirkte äußerlich völlig ruhig, obwohl sie in dem Augenblick, als sie diese Worte aussprach, ein Pfeil ins Herz zu treffen schien.

»Allerdings«, sagte Adalvard lächelnd. »Wenn es den Männern der

Sverkersippe gelänge, Arn
Magnusson zu töten und uns die
Schuld zuzuschieben, hätten sie viel
gewonnen. Aber wen sollten sie nach
Arnäs oder Forsvik schicken, um
dieses heimtückische Verbrechen zu
verüben? Odin, der sich unsichtbar
machen kann? Oder Thor, der mit
seinem Hammer die ganze Welt zum
Dröhnen bringt? Nein, zu Arn
Magnusson kommt kein
Meuchelmörder in dunkler Nacht, da
könnt Ihr gewiss sein, edle Frau.«
Adalvard lachte lange über seinen
Vorschlag mit Odin und Thor. Wie
gottlos Cecilia dieser Scherz auch
vorkam, so fand sie ihn doch recht

tröstlich.

Endlich zurück in Riseberga, ging Cecilia sofort in ihre Kammer und blieb eine ganze Weile dort stehen. Ihre Hand ruhte auf einem ihrer Rechenbretter, und sie atmete den Geruch von Pergament und Tinte ein. Ein Raum mit Schriftstücken hatte einen ganz besonderen Geruch, an den sie sich immer würde erinnern können.

Was sie noch nicht ganz begriffen hatte, war, dass nun der Moment des endgültigen Abschieds gekommen war. So lange hatte sie mit diesen Rechnungsbüchern gelebt, dass sie sich in ihrem Innersten schon

vorgestellt hatte, dass sie den Rest ihres Lebens so verbringen würde, während es Arn Magnusson nur in der Welt der Träume gegeben hatte.

Der Abschied war schwer und verlief nicht ohne Tränen. Die beiden Jungfern aus dem sverker'schen Geschlecht, die in Riseberga Schutz gesucht hatten, obwohl Birger Brosa das später beanstandet hatte, weinten mehr als alle anderen. Denn sie hatten Cecilia am nächsten gestanden, und ihnen hatte sie das Wichtigste über die Nähkunst, die Gärtnerei und die Buchführung beigebracht. Jetzt würden die beiden nicht mehr den Schutz der Oeconoma genießen. Ihre

Hoffnung, dass Cecilia als Äbtissin zurückkehren würde, erfüllte sich nicht.

Cecilia tröstete die beiden, so gut sie es vermochte, und versicherte ihnen, dass sie im Notfall immer nach ihr schicken könnten, nein, dass sie selbst sich auf dem Laufenden halten wolle über das, was in Riseberga vorginge, oder, noch besser, dass sie regelmäßig zu Besuch kommen werde, um auch sicher alles genau zu erfahren.

Doch ihre Worte trösteten nicht so nachhaltig, wie sie gehofft hatte. Die beiden Jungfern erwiderten, sie könnten nicht glauben, dass Cecilia

mit ihrer weltlichen Macht irgendetwas in Riseberga bestimmen könne. Cecilia musste deswegen einen Tag länger im Kloster bleiben als geplant.

Sie nahm die beiden, die Helena und Rikissa hießen, zu langen Gesprächen in ihre Buchführungskammer mit. Während sie immer wieder durchging, was getan werden musste, und ihnen zeigte, wo die Schuldscheine, Rechnungen und Forderungen an die Bischöfe und ihre Steuer- und Pachtzinseintreiber verwahrt wurden, erzählte sie ihnen ausführlicher als je zuvor, wie es gewesen war, unter den

Familiaren eines Klosters zu leben, in dem fast alle zur verfeindeten Familie gehörten. So hatte sie selbst viele Jahre lang zusammen mit Königin Blanka ausgehalten, bis bessere Zeiten angebrochen seien.

Und sie erzählte, wie eine kluge alte Frau namens Helena Stenkilsdotter, die aus einem mittlerweile ausgestorbenen Königsgeschlecht stammte, den Jungfern eingeschärft habe, wie wichtig es sei, sich in jungen Jahren keine Feinde zu schaffen.

Cecilia warnte die beiden davor, das Klostersgelübde abzulegen, ehe sie eine wahre Berufung empfunden

hätten, und riet ihnen, nie die Hoffnung aufzugeben. Sie deutete an, dass auch arme Sverkertöchter, die Schutz im Kloster des Feindes suchen müssten, schneller wieder in die Welt außerhalb der Mauern gerufen werden könnten, als sich ahnen ließe.

Schließlich musste Cecilia selbst Abschied nehmen. Das Rechenbrett, das sie verfertigt hatte und mit dem sie am besten rechnen konnte, betrachtete sie als ihr Eigentum und nahm es mit. Auch ein Pferd mit Zaumzeug besaß sie, ebenso wie einen mit Hundepelz gefütterten Wintermantel und ein Paar Winterstiefel, die sie von ihrem

eigenen Lohn bezahlt hatte. Darüber hinaus gehörten ihr die Kleider, die sie am Leib trug, und möglicherweise noch einige Festkleider, die sich auf Näs befanden.

In jungen Jahren hatten sie und Cecilia Blanka dieselbe Kleidergröße gehabt. Inzwischen trennten sie sieben Schwangerschaften, und nur Cecilia Rosa konnte noch dieselben Kleider tragen wie in der Jugend. Vielleicht hatte das nicht nur mit den Schwangerschaften zu tun. Auf Näs wurde stets nur Schweinefleisch gegessen, und zwar, was noch schlimmer war, meist in gepökelter

Form, und das bekam man nur mit viel Bier herunter. In den Klöstern, in denen Cecilia Rosa die letzten Jahre gelebt hatte, war eine solche Völlerei verboten gewesen.

Cecilia besaß außerdem anderthalb Mark Silber, ihren ehrlich verdienten Lohn aus der Zeit, in der sie als Freie und nicht mehr als Büßerin das Amt der Oeconoma in Riseberga versehen hatte. Sie nahm das Silber hervor, wog es und hielt im Rechnungsbuch fest, dass sie sich jetzt genommen hatte, was ihr zustand.

In diesem Augenblick sah sie ein, wie wenig sie eigentlich über ihre finanzielle Lage wusste. Als sei sie

schon seit langem auf dem Weg zum Klostergelübde, hätte sich immer schon als arm angesehen und wüsste deshalb unendlich viel mehr über jedes Öre, das dem Kloster gehörte, als über ihr eigenes Geld.

Als ihr Vater Algot gestorben war, hatte er nur zwei Töchter als Erbinnen zurückgelassen, Cecilia und Katarina. Sie selbst hätte also die Hälfte der Höfe erben sollen, die der Familie in der Gegend von Husaby und dem Kinnekulle gehörten. Katarina hätte die andere Hälfte zufallen sollen. Doch jetzt war Katarina ihrer Sünden wegen ins Kloster Gudhem eingetreten und hatte

damit allem weltlichen Besitz entsagt. Hatte sie damit auch auf ihr Erbe verzichtet? Und falls ja, an wen war es dann gegangen, an Cecilia oder an Gudhem? Und wie viele der Höfe bei Husaby gehörten demnach ihr?

All diese Fragen hatte Cecilia sich nie gestellt. Sie hatte sich stets nur als Verwalterin des kirchlichen Eigentums gesehen, nicht als Besitzerin weltlicher Güter.

Die anderthalb Mark Silber, die sie in der Hand hielt, würden für einen guten Mantel reichen. Doch es gab in Riseberga einen wunderschönen Folkungermantel, an dem sie drei Jahre lang gearbeitet

hatte. Er war mit einem Futter aus Marderpelz und einem Löwen versehen, der aus Gold- und Silberfäden aus Lübeck gestickt war und dessen Maul und Zunge aus einem roten Faden bestanden, der aus dem Frankenreich stammte. Dieser Mantel war das schönste Stück, das sie in ihrem gesamten Klosterleben je genäht hatte. Nie hatte sie vor ihrer Umgebung verbergen können, geschweige denn vor sich selbst, dass es ihr großer Traum war, diesen Mantel eines Tages auf den Schultern von Arn Magnusson zu sehen.

Ein solcher Mantel, das wusste sie sehr gut, war so viel wert wie ein

Hof einschließlich Vieh und Gesinde. Der Mantel gehörte dem Kloster Riseberga, auch wenn sie ihn mit eigenen Händen genäht hatte. Doch er konnte nur von einem Folkunger getragen werden, und zwar von keinem anderen als Arn.

Lange saß sie mit der Schreibfeder in der Hand da, bis sie ihre Zweifel überwunden hatte. Dann schrieb sie einen Schuldschein über fünfzehn Mark Silber, fächelte so lange, bis die Tinte trocken war, und legte das Pergament dann in das richtige Fach.

Anschließend ging sie in die Kühlkammer, suchte den Mantel hervor, schmiegte ihn gegen ihre

Wange und atmete den starken Duft ein, der einem nicht etwa verliebte Gedanken eingeben, sondern die Motten fernhalten sollte, faltete ihn zusammen und klemmte ihn unter den Arm.

Bei der Abschiedsmesse empfing sie die heilige Kommunion.



Für den jungen Sune Folkesson und seinen Pflegebruder Sigfrid glich der Ritt von Arnäs nach Forsvik der Erfüllung ihrer kühnsten Träume.

Sie ritten jetzt je eines der

fremdländischen Pferde: Sune einen Schimmel mit schwarzer Mähne und schwarzem Schweif und Sigfrid einen Fuchs mit heller, fast weißer Mähne und weißem Schweif. Herr Arn hatte die beiden jungen Hengste sorgfältig ausgesucht und erprobt, er hatte sie geritten und mit ihnen gespielt, ehe er entschieden hatte, welcher der beiden Jungen welches Pferd bekommen sollte. Er hatte ihnen erklärt, die beiden Pferde seien ebenso wie ihre neuen Besitzer noch jung, denn es sei wichtig, mit seinem Pferd gemeinsam zu altern. Dies sei der Beginn einer Freundschaft, die bis in den Tod dauern könne, denn nur durch den Tod

dürfe man sich von einem Pferd aus Outremer trennen.

Arn hatte nicht viel Zeit darauf verwendet, den Unterschied zwischen diesen Pferden und denen aus dem Norden zu erklären. Im Unterschied zu den erwachsenen Männern im Westlichen Götaland verstanden die beiden Jungen intuitiv, dass diese Pferde fast so etwas wie Fabelwesen waren, wenn man sie mit den Pferden aus Götaland verglich, die die Männer der Garde ritten.

Sune und Sigfrid hatten wie fast alle Gleichaltrigen, die aus einer adligen Familie stammten, gleichzeitig reiten und laufen gelernt,

und sie beherrschten es hervorragend.

Doch nun mussten sie umlernen. Der erste Unterschied war die Geschwindigkeit: Wenn sie diese Pferde so antrieben wie nordische Pferde, dann wurde das Tempo bereits nach zwei Sprüngen so schwindelerregend, dass ihnen die Augen tränten und der Wind ihr langes Knabenhaar nach hinten riss. Der zweite Unterschied war die Lebhaftigkeit: Wenn ein nordisches Pferd drei Schritte machte, um sich zur Seite zu bewegen, machten diese Pferde zehn. Das gab dem Reiter das Gefühl, sich auf Wasser zu bewegen, er spürte weniger die Bewegung als

die Veränderung der Lage. Während sich ein nordisches Pferd vorwärts bewegte und dabei immer der Richtung seines Kopfes folgte, schwebten diese Pferde seitlich oder schräg dahin. Es war, als würde man mit einem Boot in Stromschnellen geraten, ohne richtig steuern zu können, wo jede noch so kleine und unvorsichtige Bewegung ganz andere Auswirkungen hatte, als man beabsichtigte. Die beiden Jungen hatten das Gefühl, als müssten sie noch einmal reiten lernen, da es tausend neue Möglichkeiten gab, die sie erst in den Griff bekommen mussten.

Ab und zu betrachteten Sune und Sigfrid die fremden Männer in ihrer Umgebung. Sie sprachen eine Sprache mit Herrn Arn, die vollkommen unverständlich war. Ein Teil dieser dunkeläugigen Fremden schien mit der gleichen Sicherheit zu reiten wie Herr Arn, sie wirkten mit ihren Pferden wie zusammengewachsen. Selbst im dichtesten Wald kamen sie mühelos vorwärts, wo der Sturm des Frühsommers viele Bäume umgelegt und Wege versperrt hatte. Doch die übrigen Fremden sahen verbissen und konzentriert aus und mussten sich genauso wie Sune und Sigfrid sehr

anstrengen.

Dreizehn Mann ritten durch den Wald, wenn man Sune und Sigfrid mitzählte. Auf Arnäs hatte Herr Eskil den beiden Jungen je einen kleinen ausgebleichenen blauen Mantel geschenkt, die er und sein Bruder als Jungen getragen hatten und für die er keine Verwendung mehr hatte. Drei Männer ritten somit in blauen Folkungermänteln, Herr Arn an der Spitze.

Die Fremden hatten sich in mehrere Kleidungsstücke gehüllt und trugen Kopfbedeckungen: entweder dicke Stoffbündel oder spitz zulaufende, fremdartige Helme mit

einem Stoffbesatz an der Unterkante. Die Besitzer dieser Helme waren die besten Reiter und hatten auch ein seltsames Krummschwert, einen Bogen auf dem Rücken und einen Köcher.

Die Reiter bildeten einen lockeren Ring, in dem sich die Pferde befanden, die keinen Reiter hatten. Den Jungen war nicht klar, wie das eigentlich zuing, aber bereits nach einiger Zeit war deutlich zu erkennen, dass diese freilaufenden Pferde dem kleinsten Wink von Herrn Arn folgten.

Dieser Pferdetransport war auf direktem Wege durch den Wald nach

Forsvik. Wie Herr Arn sich in diesem weglosen Terrain der Richtung so sicher sein konnte, war schwer zu begreifen. Ab und zu warf er einen Blick auf die Sonne, das war alles. Und doch zeigte es sich am Ende des Tages, dass sie direkt zur Furt Uttervadet am Tidan geritten waren, oberhalb des Thingplatzes von Askeberga. Als der Buchenwald lichter und das Land offener wurde, sahen sie den Fluss wie eine funkelnde Schlange unter sich und kamen genau zu dem Platz, wo ihn die Pferde ohne Schwierigkeiten überqueren konnten.

Als sie sich gegen Abend

Askeberga näherten, überholten sie einen Flusskahn nach dem anderen, die vollbeladen von Arnäs kamen. Auch die Fremden, die nicht hatten reiten wollen, fuhren auf ihnen mit. Es hatte außerdem den Anschein, als seien die Güter dieser Fremden zu wertvoll, um sich von ihnen zu trennen. Misstrauisch saßen die Menschen auf ihren mit Lederriemen festgezurrt Holzboxen. Sune meinte, es müsse sich Gold oder Silber darin befinden, da sie so sorgfältig bewacht würden, aber Sigfrid war nicht seiner Meinung, da solche Schätze in der Turmkammer von Arnäs besser aufgehoben gewesen wären. Bei der

Ankunft in Forsvik würden sie es schon noch erfahren, trösteten sie sich.

In Askeberga wurden die Pferde abgesattelt, gestriegelt und getränkt. Herr Arn ging zu Sune und Sigfrid und zeigte ihnen, mit welcher Sorgfalt und Liebe sie sich ab jetzt um ihre Pferde zu kümmern hätten. Jede noch so kleine Klette musste aus Schweif und Mähne entfernt und jeder Daumenbreit des Pferdekörpers in Augenschein genommen werden. Außerdem sollte jeder Huf saubergekratzt und daraufhin untersucht werden, ob sich vielleicht ein Stein oder eine Wurzel verkeilt

hätte. Und währenddessen sollten sie sich mit ihren Pferden wie mit einem Freund unterhalten, denn je größer die Freundschaft zwischen Pferd und Reiter sei, desto besser würden sie miteinander auskommen. Wichtiger als die Kommandos, die man mit Schenkeln und Händen gebe, sei die Freundschaft als Grundlage jeder Reiterkunst.

Obwohl das, was Herr Arn gesagt hatte, in den Ohren anderer Menschen eher verrückt als klug klingen mochte, durchströmte Sune und Sigfrid eine große Gewissheit, dass er ihnen damit ein Geheimnis verraten hatte.

Im Laufe des Abends kam ein

Flusskahn nach dem anderen aus Arnäs, und der Pächter Gurmund hatte alle Hände voll zu tun, für Bier und Schlafplätze zu sorgen.

Eine Stunde, bevor es Zeit zum Beten war, holte Arn seinen Bogen hervor, legte eine Sehne auf und nahm einen Köcher Pfeile mit, um schießen zu üben. Er lebte nicht mehr nach der strengen Ordensregel der Templer, die so viele Jahre lang seine Richtlinie gewesen war, hatte aber auch gewisse Mühe, sich an sein Leben vor der Templerzeit zu erinnern. Bald würde er die von Gott gesegnete fleischliche Vereinigung von Mann und Frau eingehen. Doch

die Ordensregel verurteilte den Müßiggang ebenso wie den Hochmut: Wenn man sich nicht in der Waffenkunst übte, konnte man Gott in der Stunde der Gefahr nicht angemessen dienen, und es zeugte von Hochmut, sich einzubilden, auch ohne Übung ausreichend treffsicher zu sein.

Arn suchte den Strohballen hervor, den Harald und er schon beim letzten Mal in Askeberga als Ziel verwendet hatten, und ging zum Fluss hinunter, um dort einen ungestörten Platz zu finden. Als Sune und Sigfrid hinter ihm herschlichen im Irrglauben, dass er, ein Tempelritter, die

schleichenden Verfolger nicht bemerke, war er erst versucht, so zu tun, als würde er sie nicht bemerken - wie damals, als er die arbeitsscheuen Männer der Garde auf Forsvik gezüchtigt hatte. Aber er überlegte es sich anders, beschleunigte seinen Schritt, versteckte sich hinter einer dicken Eiche und packte die beiden Knaben am Kragen, als sie herangeschlichen kamen.

Er ermahnte sie streng, ihm nicht auf diese Weise nachzuspionieren. Denn schließlich gehe das Gerücht, dass mehr als nur einer der Mächtigen im Reiche gerne einen Meuchelmörder schicken würde, um

die Hochzeit auf Arnäs zu verhindern. Einen schlechteren Augenblick als jetzt hätten sich die beiden Jungen also nicht aussuchen können, um ihm im Verborgenen zu folgen. Sigfrid und Sune schämten sich und baten mit gesenkten Köpfen um Entschuldigung, boten dann aber ihrem Herrn mit Feuereifer an, ihm immer, wenn er geschossen habe, die Pfeile zu holen.

Arn fiel es schwer, ernst zu bleiben. Er deutete auf einen morschen Baumstumpf, auf den sie das Ziel stellen sollten. Die Jungen wunderten sich über den großen Abstand, aber gehorchten.

Als sie zurückkamen und sich

erwartungsvoll auf einen großen bemoosten Stein setzten, legte Arn den ersten Pfeil auf die Bogensehne, deutete auf das Ziel und sagte, dass er sie vorhin aus einer vergleichbaren Entfernung habe kommen sehen. Dann schoss er rasch hintereinander fünf Pfeile ab und gab den Jungen dann ein Zeichen, sie holen zu gehen.

Die Pfeile saßen so dicht nebeneinander im Strohballen, dass Sigfrid, der als Erster kam, sie alle mit einer Hand herausziehen konnte. Er sank auf die Knie und starrte ungläubig auf die fünf Pfeile, die er in der Hand hielt. Sune blickte ihn an und schüttelte den Kopf. Worte waren

überflüssig.

Fünfmal schoß Arn, und fünfmal mussten Sune und Sigfrid laufen und die Pfeile holen, die sie mit einer Ausnahme jedes Mal mit einer Hand herausziehen konnten. Die gute Laune der Jungen verwandelte sich bald in ein missmutiges Schweigen. Wenn man wie Herr Arn schießen können musste, um Ritter zu werden, dann würde ihnen beiden das nie gelingen, davon waren sie überzeugt.

Arn bemerkte ihren Stimmungsumschwung und ahnte, woher er kam.

»Ihr werdet nicht mit meinem

Bogen schießen«, erklärte er leichthin, als sie das fünfte Mal mit den Pfeilen zurückgekommen waren. »Mein Bogen hat die richtige Größe für mich, aber ganz sicher nicht für euch. Sobald wir in Forsvik sind, werden wir passende Bogen für euch verfertigen, und auch Schwerter und Schilde. Geeignete Pferde habt ihr ja bereits. Denkt daran, dass ihr euch erst am Anfang eines weiten Weges befindet.«

»Eines sehr weiten Weges«, erwiderte Sune leise und mit gesenktem Blick. »So wie Ihr, Herr Arn, wird keiner von uns jemals treffen.«

»So trifft niemand in unserem Land«, ergänzte Sigfrid.

»Damit habt ihr beide Unrecht«, meinte Arn. »Mein Freund Harald aus Norwegen schießt so gut wie ich, und bald werdet ihr einen Mönch kennenlernen, der vielleicht noch besser schießt als ich, jedenfalls konnte er das früher. Die einzige Grenze dessen, was man erlernen kann, ist die im Kopf. Als ihr mich vorhin habt schießen sehen, habt ihr diese Grenze nur weiter verschoben, als ihr das für möglich gehalten hättet. Alles andere wäre auch schlimm, da ich euer Lehrer sein werde.«

Arn lachte, und die beiden entmutigten Jungen lächelten ihn schüchtern an.

»Wer am meisten übt, wird am besten schießen, so einfach ist das«, fuhr Arn fort. »Niemand wird zum Ritter geboren, die Fähigkeiten muss man sich aneignen, und das finde ich nur gerecht. Und ihr beiden wollt immer noch so hart arbeiten, wie das nötig sein wird?«

Die Jungen nickten stumm und sahen zu Boden.

»Gut«, sagte Arn. »In Forsvik werden wir Häuser bauen müssen und haben nicht so viel Zeit für

Waffenübungen, aber wenn alles fertig ist, dann beginnen lange Tage mit Schwert, Lanze und Schild und zu Pferde. Zum Abendgebet werden euch alle Glieder vor Müdigkeit schmerzen, aber ihr werdet gut schlafen.«

Arn lächelte aufmunternd. Er empfand eine seltsame Zärtlichkeit für die beiden, als sähe er sich wieder als Knabe in der strengen Schule von Bruder Guilbert.

»Was betet ein Ritter am Abend, und an wen sollen wir unsere Gebete richten?«, fragte Sigfrid und sah Arn dabei unverwandt in die Augen.

»Das ist eine wirklich kluge Frage«, entgegnete Arn zögernd. »Wer von den Heiligen Gottes hat die meiste Zeit für eure Gebete und kann ihnen am aufmerksamsten zuhören? Ich habe meine Gebete an die Heilige Jungfrau gerichtet, habe aber auch mehr als zwanzig Jahre lang in ihren Diensten gestanden und ihr Wappen geführt. Ihr habt schon einmal vom heiligen Georg gesprochen, der der Beschützer der weltlichen Ritter ist. Vermutlich passt er für euch am besten. Die Antwort auf die Frage, worum ihr beten sollt, ist leichter: um Fortitudo und Sapientia, die beiden wichtigsten Tugenden eines Ritters.

Fortitudo bedeutet Stärke und Mut, Sapientia Weisheit und Demut. Ihr bekommt nichts geschenkt, sondern müsst euch um alles bemühen. Wenn ihr am Ende eines harten Arbeitstages betet, dann ist das wie eine Erinnerung daran, wofür ihr arbeitet und wonach ihr strebt. Sucht jetzt euer Nachtlager auf, und richtet zum ersten Mal euer Gebet an den heiligen Georg!«

Sie verbeugten sich und gehorchten. Nachdenklich sah Arn ihnen nach, als sie sich in der Dämmerung entfernten. Am Ende des Weges liegt ein neues Reich, dachte er. Ein neues mächtiges Reich, in dem

der Frieden mit solcher Autorität herrscht, dass sich der Krieg für niemanden mehr lohnt. Und diese beiden Knaben, Sune Folkesson und Sigfrid Erlingsson, standen vielleicht am Beginn dieses neuen Reiches.

Er legte seine Pfeile in den Köcher zurück und hängte ihn sich über die Schulter. Den Bogen mit der gespannten Sehne behielt er in der Hand, als er zu dem schönen Gebetsplatz zwischen Erlen und Weiden am Fluss ging, den er bei seinem letzten Besuch in Askeberga gefunden hatte.

Er nahm den Klatsch auf Arnäs, dass die machtgierigen Feinde

möglicherweise einen Meuchelmörder auf ihn angesetzt hatten, nicht richtig ernst. Natürlich entbehrte eine solche Vermutung nicht einer gewissen Logik, dachte er und bemerkte, dass er soeben angefangen hatte, auf Fränkisch zu denken, um seine Gedanken klarer formulieren zu können. Ein Meuchelmörder, dem es gelingen würde, beispielsweise Birger Brosa als Anstifter dastehen zu lassen, hatte viel zu gewinnen. Ein Krieg unter den Folkungern würde die Sverkersippe bei ihrer Bestrebung unterstützen, sich wieder der Königskrone zu bemächtigen. Gleichzeitig würde er das Eriksche

Geschlecht schwächen, das jetzt die Krone besaß. Allerdings war es eine Sache, solche Pläne zu ersinnen, und eine ganz andere, sie auch auszuführen. Wenn sich ein Mörder in der Dämmerung Askeberga nähern sollte, wo würde er zuerst nach Arn suchen? Und wenn er sich wirklich in der Nähe befand, jetzt, da es langsam zu dunkel zum Schießen wurde, würde er sich dann leise heranschleichen, um Dolch oder Schwert zu verwenden? Und falls er wirklich erst im Dunkeln kam, konnte er wohl nicht im Ernst damit rechnen, auf einen schlafenden und unbewaffneten Tempelritter zu

treffen?

Es war doch unmöglich, dass die Gottesmutter all die Kriegsjahre ihre schützende Hand über ihn gehalten und ihn nur deshalb nicht den Märtyrertod hatte sterben lassen, damit er jetzt im Westlichen Götaland ermordet wurde? Sie hatte ihm große Gnade gewährt, aber ihm gleichzeitig auch den größten Auftrag erteilt, den sie einem ihrer Ritter geben konnte: Er sollte nicht nur eine Kirche bauen, die dem Heiligen Grab geweiht sein würde, um den Menschen zu zeigen, dass Gott bei den Menschen zu finden sei und nicht im Krieg in fremden Ländern gesucht werden müsse. Die

zweite und weitaus größere Aufgabe, die sie ihm zugedacht hatte, war es, durch ein so übermächtiges Heer Frieden zu schaffen, dass Krieg unmöglich wurde.

Er entdeckte den gesuchten Platz am Fluss, wo er ausruhen und beten konnte. Es waren nur noch wenige Wochen bis Mittsommer, und da wurde es nachts nur noch für eine knappe halbe Stunde dunkel. Es war windstill, und die Geräusche und Gerüche der Nacht waren deutlich wahrzunehmen. Von den Höfen an der Schiffsanlegestelle hörte er lautes Lachen, als jemand eine Tür öffnete, um auszutreten. Die Ruderer der

Flusskähne sprachen vermutlich eifrig dem vielen Bier zu, das die Fremden ausschlugen. Der laute Gesang einer Nachtigall, die in einem Dickicht ganz in seiner Nähe zu sitzen schien, erfüllte für einen Augenblick alle seine Sinne.

Einen solchen Frieden hatte er noch nie zuvor empfunden - als wolle ihm die Gottesmutter zeigen, welch himmlisches Glück im Erdenleben möglich sei. Er sah ihren Willen und ihre unendliche Gnade inzwischen im Großen wie im Kleinen. Sein Vater war auf bestem Wege, den Gebrauch seiner Glieder wiederzuerlernen. Bald würde er wieder gehen können.

Ibrahim und Jussuf hatten Herrn Magnus in die große Turmkammer verlegt, nachdem diese so sauber geputzt worden war wie eine Moschee. Dort hatten die beiden mit Hilfe von einigen Knechten eine Brücke mit zwei Geländern gebaut, an denen sich der Kranke auf beide Arme gestützt entlanghangeln konnte - anfänglich nur langsam und unter großer Anstrengung, aber dann immer müheloser, so dass ersichtlich wurde, dass er eines Tages ohne Stütze würde gehen können. Herr Magnus hatte einiges von seiner guten Laune zurückgewonnen und gesagt, er würde schon dafür sorgen, wieder

gehen zu lernen, und zwar bis zur Hochzeit. Bis dahin würde er seine Heilung geheim halten, so dass die Kraft der Heilkunst auf dem Fest umso augenfälliger würde.

Seine Aussprache war jetzt viel klarer, da er jeden Tag übte, und auch seine Hoffnungslosigkeit hatte er überwunden. Den Übungen, denen er sich anfangs so stur widersetzt hatte, als er Steine von einer Hand in die andere legen sollte, widmete er sich jetzt mit einem solchen Eifer, dass ihn Ibrahim und Jussuf ab und zu sogar zurückhalten mussten, damit er sich nicht überanstrengte.

Zu Arn hatte er gesagt, er würde

gleichzeitig sehen und fühlen, wie das Leben in seinen Körper und in seine Seele zurückkehre. Aber noch mehr hatte Arn seine Äußerung erfreut, dass das alles keinem himmlischen Wunder zu verdanken sei, sondern seiner eigenen Arbeit, seinem eigenen Willen und, nun ja, seinen Gebeten, aber vor allem dem Können der beiden ausländischen Männer. Diese seien normale Menschen, meinte Magnus, weder Heilige noch Hexenmeister, auch wenn sie eigenartige Kleider trügen und eine unbegreifliche Sprache sprächen.

Da hatte Arn seinem Vater schließlich die Wahrheit gesagt, dass

nämlich diese Männer, Ibrahim und Jussuf, wie ihre Namen eigentlich lauteten, Sarazenen seien.

Danach saß Herr Magnus so lange schweigend da, dass Arn seine eifrige Wahrheitsliebe bereits wieder bereut hatte. Aber dann hatte sein Vater genickt und gesagt, dass es schließlich das Wissen sei, egal ob von nah oder von fern, was das Leben besser mache. Das habe er jetzt mit eigenen Augen gesehen und am eigenen Leib gespürt. Und auch wenn die Männer der Kirche über diese Sarazenen nur Böses zu sagen hätten, so sei das wertlos im Vergleich mit dem, was sein eigener Sohn zu sagen

habe. Denn wer verfüge wohl über die zuverlässigsten Kenntnisse - der Pfarrer von Forshem, der Bischof von Östra Aros oder ein Mann, der zwanzig Jahre gegen die Sarazenen gekämpft habe?

Arn hatte die Gelegenheit genutzt und erzählt, dass auf allen Tempelritterburgen heilkundige Sarazenen gelebt hätten, denn diese seien die besten Ärzte. Was für Gottes heilige Armee gut gewesen sei, könne auch im Westlichen Götaland nicht schaden.

Die gute Laune hatte seinen Vater zur Bitte veranlasst, ihn auf die Mauern zu begleiten, damit er dort

die rege Bautätigkeit betrachten könne. Arn hatte Bedenken gehabt, ob es nicht noch zu früh für seinen Vater sei, sich ins Freie zu begeben, aber ebenso hatte er befürchtet, dass sein Vater die Bauten unnötig finden und verbieten würde, jetzt, da er wieder bei klarem Verstand war.

Doch als Herr Magnus gesehen hatte, wie sie auf der Seite zum Vättersee hin eine hohe und vollkommen glatte Mauer aufführten, und als ihm aufgegangen war, dass eine solche Mauer einmal ganz Arnäs umschließen würde, war er vor Freude und Stolz vollkommen verstummt. Schließlich hatte er selbst

in jungen Jahren zu beträchtlichen Verbesserungen der Burg beigetragen und es später oft bereut, dass ihm das nicht noch besser gelungen war. Arn hatte ihm ausführlich erzählt, wie die Burg aussehen würde, wenn erst einmal alles fertig sei. Dann könne kein Feind mehr die Folkunger bedrohen. Bei allem, was er erzählte, hatte sein Vater eifrig genickt.

Der einzige Wermutstropfen bei Arns kurzem Besuch auf Arnäs war Erikas rachsüchtige Gesinnung gewesen. Da er vom Tod seines unbekannten jüngeren Bruders, ihres Sohnes Knut, gehört hatte, wollte er mit ihr über diesen traurigen Vorfall

sprechen. Ihr war es jedoch mehr um eine mögliche Rache gegangen als um ihre Trauer, und das hatte ihn unangenehm berührt. Noch schlimmer war alles dadurch geworden, dass sie ihm erzählt hatte, sie hätte der Heiligen Jungfrau inbrünstig gedankt, weil sie ihr einen Krieger Gottes wie Arn geschickt habe. Damit seien die Tage des Schurken Ebbe Sunesson gezählt, denn das Gesetz sei eindeutig: Wenn Arn ihn zum Zweikampf herausfordern würde, um die Ehre seiner Familie wiederherzustellen, dann könne der Schurke nicht ablehnen. Erika hatte sich dabei so in Rage geredet, dass

sie gleichzeitig weinen und lachen musste, während sie ihm beschrieb, wie es Ebbe Sunesson wohl ergehen würde, wenn er sein Schwert gegen den älteren Bruder des Erschlagenen ziehen müsse und in diesem Augenblick seinen eigenen Tod auf sich zukommen sähe.

Erika Joarsdotters Rachegelüste ließen sich nicht mildern, das hatte Arn bald gemerkt. Stattdessen hatte er mit ihr zusammen für die Seele seines Bruders Knut gebetet. Obwohl sie sich einem solchen Gebet nicht hatte verweigern können, schienen ihr ihre Rachegelüste wichtiger zu sein als die ewige Ruhe des Erschlagenen.

Es betrückte Arn, solch eine Sünde bei Erika zu entdecken. In der langen Nacht am Fluss betete er daher als Erstes für Erikas Läuterung und die Vergebung ihrer Sünden.

* * *

Es hatte den Anschein, als würden sie ins Herz der Finsternis vordringen. Je länger die Flussreise dauerte, desto sicherer waren sich die Brüder Wachtian, dass sie die menschlichen Behausungen hinter sich gelassen hatten und sich nun dem Unmenschlichen und

Unaussprechlichen näherten. Die wenigen Hütten, die sie passierten, sahen immer kümmerlicher aus, und an den Flussufern liefen verwilderte Kinder und Vieh durcheinander, so dass es schwerfiel, Tier und Mensch zu unterscheiden.

Die Raststelle, an der sie übernachten sollten, war abscheulich und überfüllt von wilden, schmutzigen Männern, die in ihrer unbegreiflichen singenden Sprache lärmten und so lange und so fürchterlich tranken, bis sie sich prügeln oder niedersanken und einschliefen. Die Männer aus Outremer, ob Christen oder Moslems,

schlugen ihr Lager lieber etwas abseits der Hofgebäude auf, als sich in diesen aufzuhalten. Das Essen, das ihnen das Gesinde brachte, wiesen sie mit Ekel und Grauen von sich, und als es dunkel wurde, baten sie alle ihren Gott um Gnade.

Am nächsten Morgen dauerte es eine Ewigkeit, bis man die schlafenden Ruderer an den verschiedensten Orten, wo sie gerade eingeschlafen waren, aufgetrieben hatte. Schließlich hatte man die unwilligen Männer, die rot geränderte Augen hatten und nach Erbrochenem stanken, wie Zugochsen an ihre Ruder gejagt. Da stand die Sonne bereits

hoch am Himmel, und es hieß, Sir Arn und seine Reitergruppe hätten bereits viele Stunden Vorsprung.

Am späten Nachmittag machten ihre Kähne an den Brücken von Forsvik fest. Das Abladen begann sofort, und Marcus und Jacob Wachtian waren vollauf damit beschäftigt, zu verhindern, dass ihr Gepäck in den Händen dieser unkundigen und nachlässigen Gesellen Schaden nahm. So blieb ihnen anfangs gar keine Zeit, über ihr Unglück nachzudenken.

Es hätte noch viel schlimmer kommen können, stellten sie fest, als Sir Arn sie auf dem Hofplatz

zwischen den niedrigen grauen
Holzhäusern mit den
grasbewachsenen Dächern
zusammenrief. Zumindest waren alle
nordischen Menschen um sie herum
nüchtern und leidlich sauber. In
jedem Fall stanken sie nicht so wie
die Ruderer.

»Im Namen des Barmherzigen und
Gnadenreichen, dessen, der unser
aller Gott ist, obwohl wir ihn
unterschiedlich verehren, heiße ich
euch in meinem Heim willkommen«,
begann Sir Arn wie immer auf
Arabisch. »Wir sind nun am Ziel
unserer Reise«, fuhr er fort. »Lasst
uns daher, ehe wir etwas anderes tun

oder sagen, ein Dankgebet sprechen, dass wir wohlbehalten angekommen sind.«

Sir Arn senkte sein Haupt zum Gebet, und alle Männer um ihn herum taten es ihm nach. Er wartete, bis alle wieder aufblickten, um sich sicher zu sein, dass alle ihr Gebet beendet hatten.

»Was ihr hier auf Forsvik seht, beeindruckt euch nicht sonderlich, das weiß ich«, fuhr Sir Arn fort. »Aber wir haben vier Jahre gemeinsamer Arbeit vor uns, bis die Zeit, auf die wir uns geeinigt haben, abgelaufen ist. Keiner von euch wird diesen Ort in vier Jahren

wiedererkennen, da könnt ihr euch sicher sein. Wir werden keine Burg bauen, sondern ein Serail, eine Karawanserei, einen Handelsplatz. Wir werden keine Mauern errichten wie auf Arnäs, sondern Schmieden, Ziegelöfen, Glasöfen und Häuser zur Herstellung von Zaumzeug, Filz, Steingut und Tuchen. Aber das werden wir nicht alles auf einmal bewältigen. Als Erstes brauchen wir ein Dach über dem Kopf und die gleiche Reinlichkeit wie in Outremer. Danach kümmern wir uns um alles andere in der Reihenfolge, die wir für die beste halten. Ein Dach über dem Kopf ist am dringlichsten, denn

die Winter hier im Norden sind ganz anders als alles, was ihr je erlebt habt. Wenn der erste Schnee fällt und die Kälte hereinbricht, dann wird keiner von euch mehr klagen, weil er sich als einfacher Baumeister abrackern musste, obwohl sein Wissen ihn zu ganz anderen Dingen als zum Schleppen von Baumstämmen befähigt. Das Volk des Propheten, der Friede sei mit ihm, wird kein unreines Essen auf seinen Tellern sehen. Jetzt wartet harte Arbeit auf uns, aber auch die Belohnung dafür, wenn in weniger als einem halben Jahr der Winter kommt!«

Sir Arn wiederholte wie immer

seine Worte auf Fränkisch und führte danach die beiden Filzmacher Aibar und Bulent zu einem kleineren Haus, das direkt neben einem Bach lag.

»Einige haben das Glück, dass ihnen von Anfang an die Plackerei mit dem Hausbau erspart bleibt«, brummte Jacob Wachtian. »Welche Künste beherrschen wir, die uns das ersparen könnten?«

»Sicher das eine oder andere, mach dir nur keine Sorgen«, antwortete Marcus unbekümmert und nahm seinen Bruder beim Arm, um den Hof näher in Augenschein zu nehmen, der die kommenden Jahre ihr Arbeitsplatz sein sollte.

Da sie Männer waren, denen es große Freude bereitete, Neues zu erlernen, solange es Dinge betraf, die man mit den Händen herstellen konnte, verfügten die Brüder bald über reichlichen Gesprächsstoff. Aus den vielen eben erst gefällten Baumstämmen, die an unterschiedlichen Stellen aufgestapelt lagen und immer noch mit Ochsenkarren aus dem nahe gelegenen Wald herangeschafft wurden, konnten sie schließen, dass einige neue Häuser gebaut werden sollten. Aber die Steinhaufen, die Fässer mit Kalk und der Sand ließen sofort vermuten, dass diese Häuser

von anderer Beschaffenheit sein würden als die, die es bereits gab. Vermutlich sollten sie so aussehen wie die großen Holzhäuser auf Arnäs, wo der eine Giebel ganz aus Stein war und eine riesige Feuerstelle hatte. Wenn man so viel Stein erwärmte, dann ließe sich die unangenehme Winterkälte vielleicht aushalten, überlegte Marcus. Im Unterschied zu Outremer gab es hier Brennholz in Hülle und Fülle.

Ihre Überlegungen wurden von Sir Arn unterbrochen, der ihnen mit langen eifrigen Schritten entgegenkam, ihnen seine Arme um die Schultern legte und verkündete,

sie dürften nun bald mit der Arbeit beginnen, die sie am besten könnten, nämlich mit der Herstellung von Werkzeugen, die die Arbeit erleichtern würden. Doch vorher wolle er ihnen zeigen, was er sich vorstelle. Er wirkte so froh und schien sich seiner Sache so sicher zu sein, als sei dieser gottverlassene Ort am Ende der Welt bereits ein einziges großes, blühendes Serail.

Erst führte er sie zu den beiden Stromschnellen und beschrieb, wie man aus dem Wasser so viel Kraft gewinnen könne, wie man wolle, und dass Wasser sich dazu viel besser eigne als der unbeständige Wind, da

es die ganze Zeit fließe.

An der kleineren Stromschnelle gab es bereits zwei Mühlräder. Arn nahm die Brüder Wachtian mit in die Mühle und zeigte ihnen, wie die rotierende Kraft auf die Mühlsteine übertragen wurde.

»Das hier«, sagte er, »ist erst der Anfang. Wir können noch zehn weitere solcher Räder bauen, wenn wir wollen, auch größere. Dadurch verfügen wir über eine sehr langsame, aber dafür gewaltige Kraft, mit der man beispielsweise Kalkstein zu Mörtel zermahlen kann. Eine schwächere, aber dafür viel schnellere Kraft lässt sich mit

kleineren Mühlrädern erzeugen. Denkt bitte darüber nach, was ihr für sinnvoller erachtet.«

Munter führte er sie wieder ins Freie und zeigte ihnen, wo er ein Vorratshaus aus Ziegelsteinen bauen lassen wollte: neben den großen Stromschnellen, um so einen kühlenden Wasserstrom unter dem Fußboden hindurch und zurück in die Stromschnellen leiten zu können.

Entlang der großen Stromschnellen sollte ein Kanal gegraben werden, um auch noch die Kraft zu zähmen, die jetzt verlorenging. Dort sollte eine Reihe von Werkstätten entstehen, da sich mit Wasserkraft auch Blasebälge

und Schmiedehammer antreiben
ließen. Um nicht ständig Kohle und
Brennholz hin und her tragen zu
müssen, sei es vermutlich günstig, die
Werkstätten der Brüder neben den
Schmieden und Glashütten zu
errichten. Auf Marcus' Bemerkung, er
könne, wenn er scharf über Zahnräder
und Federn nachdenke, keine
dröhnenden Schmieden und
Glashütten neben sich gebrauchen,
erwiderte Sir Arn lachend, dass er
diesen Nachteil tatsächlich noch nicht
bedacht habe. Aber im Winter könne
es große Vorteile haben, unmittelbar
neben den Schmieden und Glashütten
arbeiten zu dürfen, denn dort sei es

immer warm.

Und doch gab es für die Brüder Wachtian vorher zahlreiche andere Aufgaben zu bewältigen. Während des langen Winters und Herbstes mit Regen und Morast sei es schwer, sich selbst und seine Wohnung sauber zu halten, wenn man nicht rechtzeitig mit der Herstellung von flüssiger und fester Seife beginne, meinte Sir Arn und entschuldigte sich lachend, als er die beleidigte Miene seiner beiden armenischen Brüder bemerkte. Eine solche Arbeit mochte sich gewiss besser für weniger kenntnisreiche Männer eignen, räumte er ein. Aber hier im Norden gebe es überhaupt

keine Seife, ja, nicht einmal ein Wort dafür. Wer auch im Winter Wert auf Sauberkeit lege, müsse Asche brennen, Knochenfett sammeln und seine eigenen Reinigungsmittel herstellen. Öl ließe sich im Übrigen aus den nordischen Tannen ebenso gut gewinnen wie aus den Zedern und Pinien des Libanon. Sir Arn hatte bereits eine Menge Bäume in der Nähe einkerben lassen, um aus ihnen Harz abzapfen zu können.

Arn unterbrach seinen munteren Bericht und versicherte, dass er seine eigenen Arbeiter mit der schmutzigen Tätigkeit des Harzsammelns betrauen werde, aber wenn dieser erst einmal

in die Eisenkessel gelangt sei, dann müssten sich die armenischen Herren Wachtian wohl bequemen, diese einfache Arbeit zu übernehmen.

Eine andere solche Tätigkeit, die jetzt zu Beginn gerade Marcus und Jacob besser könnten als alle anderen, sei das Sammeln von Wasserpflanzen im Schilfgürtel des Seeufers, die sich zu einer bestimmten Art Asche für Glasmasse verbrennen ließen. Diese werde sehr nützlich sein, wenn der Winter erst einmal da sei.

Die Brüder Wachtian waren vollkommen sprachlos, als sie hörten, welche niederen Arbeiten ihr Herr

von ihnen erwartete. Er schien ihre Gedanken zu lesen und setzte zu einer langen Entschuldigung und Erklärung an.

Man müsse sich klarmachen, dass es von dem, was in Outremer selbstverständlich sei, hier fast nichts gebe. Das gelte beispielsweise für die Seife, die nicht nur das Volk des Propheten zu schätzen wisse, sondern auch jeder Christ in Outremer. Dies gelte aber auch für den Filz, weshalb die beiden türkischen Filzmacher, Aibar und Bulent, sofort mit ihrer Arbeit begonnen hätten.

Zu Anfang sei also viel zu tun, was sehr einfach erscheine. Erst danach

könne man mit dem Bau von Armbrüsten und dem Verfertigen von Pfeilen für die Langbögen, mit dem Schmieden von Schwertern und Helmen und dem Herstellen von Draht, dem Brennen von Tonwaren und dem Blasen von Glas beginnen.

Außerdem, meinte Arn mit einem Lächeln, müssten alle, die bei diesen einfachen und kleinen Dingen von Anfang an nicht mithelfen wollten, beim Hausbau und bei den Maurerarbeiten zupacken. Dieser kurze Hinweis überzeugte die Brüder Wachtian sofort, denn sie wollten gleich mit der Herstellung von Seife beginnen und mit dem Einsammeln

der Wasserpflanzen, die für die Asche zum Glasbrennen benötigt wurden.

Arn bat sie jedoch, sooft sie Zeit und Lust dazu hätten, über die Wasserkraft nachzudenken und über den Nutzen, den sie aus ihr ziehen könnten.

Als Sir Arn sie verlassen hatte, um mit den anderen ähnliche Gespräche zu führen, gingen die Brüder Wachtian erneut zu den Mühlrädern. In den Mühlenhäusern betrachteten sie die kreisenden Steine und Achsen und dachten dabei laut nach.

Eine Säge, dachten sie bald. Hier

im Norden wurden die Baumstämme gespalten und dann mit einem Beil, so gut es ging, geglättet. Wenn man sie nun von vornherein glatt zersägen könnte?

Kraft gab es mehr als genug, genau wie Sir Arn gesagt hatte. Doch wie sollten sie es anstellen, diese Kraft auf Sägen zu übertragen?

Dieses Problem war nicht ganz einfach zu lösen, aber als die beiden Brüder darüber nachdachten, bekamen sie sofort bessere Laune. Sie gingen Tinte und Pergament holen, denn beide konnten am besten nachdenken, wenn sie ein Problem bildlich vor sich hatten.

V

BEI IHRER HEIMKEHR NACH HUSABY hatte Cecilia bald bemerkt, wie unwillkommen sie war, und wenn jemand sie noch lieber im Kloster gesehen hätte als Birger Brosa, dann waren es ihre Verwandten.

Auf das Erbe von ihrem Vater Algot hatte sie nicht verzichtet. Ihr gehörte mindestens die Hälfte der zehn Höfe, die das Gut Husaby ausmachten. Ihre Verwandten mieden im Gespräch alles, was das Erbe

ihrer Schwester Katarina betreffen könnte. Nach wie vor wusste Cecilia nicht, ob Katarina beim Eintritt ins Kloster auf ihr Erbe verzichtet hatte und ob dieses dann dem Kloster, Cecilia oder ihren männlichen Verwandten zugefallen war.

Husaby war seit den Tagen von Olof Skötkonung Krongut. Das Pålsgeschlecht war dort jedoch schon seit mehr als hundert Jahren als Pächter ansässig, weshalb man Husaby als eigenen Hof betrachtete, was große Gastmahle für die Familie anging. Allerdings mussten immer ausreichende Vorräte zur Verfügung stehen, falls der König zu Besuch

kam. Außerdem mussten Abgaben ebenfalls direkt an den König gezahlt werden.

Für den ältesten Neffen ihres Vaters Pål Jönsson und seine beiden Brüder Algot und Sture stellte Cecilias Heimkehr eine so große Enttäuschung dar, dass sie sie keinesfalls verbergen konnten. Cecilia fiel es nicht schwer, sich einen Reim darauf zu machen, was die sauren Mienen zu bedeuten hatten und warum alle nur das Nötigste mit ihr sprachen, lieber für sich blieben und jede Unterhaltung beendeten, wenn sie in die Nähe kam.

Cecilias Hochzeit würde sie teuer

zu stehen kommen, das war ihnen klar. Gesetz und Sitten sprachen eine eindeutige Sprache: Je reicher der Bräutigam, desto größer die Mitgift. Und einen reicheren Mann als einen Sohn von der Burg Arnäs würde man im Westlichen Götaland kaum finden. Das vermutete zumindest Cecilia, ohne genau zu wissen, was Arn von seinem Vater Magnus einmal erben würde.

Cecilia hatte gute Gründe, bei ihren feindseligen Verwandten kein Aufheben um ihre Mitgift zu machen. Es war besser, damit bis zum Verlobungsfest zu warten, wenn Arns Unterhändler, vermutlich Eskil, kam,

um alles zu klären, worüber sie sich bis zum Hochzeitstag geeinigt haben mussten. Sollten sie sich doch mit Eskil in die Haare geraten!

Eskil hatte aus Arnäs bereits die alte Leibeigene Suom geschickt, die ausgezeichnet nähen konnte und besser als alle anderen das Brautkleid würde anfertigen können. Mit Suom freundete sich Cecilia sofort an. Sie freuten sich beide darüber, wie gut die andere mit Nadel und Faden und mit Spindel und Webstuhl umgehen konnte. Einiges von dem, was man in den Klöstern konnte, hatte Suom noch nie gesehen. Dafür beherrschte sie Dinge, die in

den Klöstern nicht bekannt waren, so dass es vieles gab, was die beiden Frauen verband, und Cecilia hatte einen Grund mehr, die abweisenden Pålsbrüder zu meiden.

Eskil kam an dem Tag, den er angekündigt hatte, mit einem Dutzend Gardesoldaten in seinem Gefolge. Er trank schnell sein Willkommensbier und erklärte dann, er beabsichtige nicht, über Nacht zu bleiben. Deshalb sollten sie sofort mit den Verhandlungen beginnen, ohne noch mehr zu trinken.

Die Pålsbrüder konnten dagegen nichts einwenden, aber sie wurden hochrot vor Wut über diese

Demütigung durch einen Folkunger, der nicht geruhte, das Mahl mit ihnen zu teilen.

Die Lage verbesserte sich nicht gerade, als Eskil meinte, es sei das Beste, wenn Cecilia anwesend sei und für sich selbst sprechen könne. Das verringerte die Rolle von Pål Jönsson als Cecalias Unterhändler, dessen musste sich Eskil durchaus bewusst sein.

Schweigend gingen die drei Pålsbrüder zum Festsaal von Husaby. Eskil folgte ihnen, verlangsamte jedoch seinen Schritt, nahm Cecilia freundschaftlich beim Arm und flüsterte ihr zu, sie solle bei allem,

was jetzt gesagt würde, keine Miene verziehen und sich keine Sorgen machen. Mehr konnte er ihr nicht erklären, ehe sie in dem dunklen Saal angekommen waren, der immer noch von uralten Runeninschriften und Götzenbildern geziert war, die alles andere als christlich waren.

Schweigend nahmen die Pálsbrüder an der langen Tafel auf der Ehrenbank Platz, Cecilia saß neben ihnen und Eskil direkt gegenüber. Bier wurde von schweigendem Gesinde hereingetragen, das zu spüren schien, wie unerwünscht diese Zusammenkunft ihren Herren war.

»Nun, dann einigen wir uns zuerst auf den Tag«, meinte Eskil, als ginge es dabei um nichts sonderlich Schwieriges oder Wichtiges, und trocknete sich den Mund.

»Der Tag wird normalerweise festgelegt, nachdem alles andere geklärt ist«, murmelte Pål Jönsson säuerlich. Sein Gesicht war gerötet, und die Adern auf seiner Stirn traten hervor, als erfülle ihn das, was jetzt kommen würde, mit größter Spannung.

»Wie du willst. Wir können auch zuerst über die Mitgift sprechen«, erwiderte Eskil.

»Die Hälfte des Nachlasses meines Onkels Algot gehört von Rechts wegen Cecilia, das kann sie in die Ehe einbringen«, meinte Pål Jönsson angestrengt.

»Keineswegs!«, antwortete Eskil schnell. »Cecilias Schwester Katarina war meine Ehefrau, ich weiß also sehr wohl, dass sie ins Kloster Gudhem eintrat, als ihr und Cecilias Vater noch lebte. Das war im Herbst des Jahres, in dem Algot beim Weihnachtsgelage so viel trank, dass ihn der Schlag traf und er starb. Dieser betrübliche Vorfall ist uns allen bekannt, Friede seinem Gedächtnis. Cecilia ist also

Alleinerbin: Sie erbt sämtliche zehn Höfe und bringt sie in die Ehe ein.«

»Fällt das Erbe von Katarina nicht dem Kloster Gudhem zu?«, versuchte sich Pål aus der Affäre zu ziehen.

»Nein, denn als sie ins Kloster eintrat, besaß sie kein Erbe, da Algot noch am Leben war«, erwiderte Eskil unerbittlich. »Und was Gudhem betrifft, so habe ich aus eigener Tasche mehr dafür gezahlt, dass Katarina in die heilige Schwesternschaft aufgenommen wurde, als man eigentlich begehren kann.«

»Du verlangst also, dass wir

Pålsbrüder Haus und Heim verlassen«, stellte Pål Jönsson fest und ballte die Fäuste. »Das ist eine unbillige Forderung, wenn du uns gleichzeitig in deine Familie aufnehmen willst. Denk daran, dass ich darüber zu entscheiden habe, da ich für Cecilia das Wort führe. Und unter den Bedingungen, die du jetzt vorbringst, wird vielleicht nichts aus der Sache!«

Endlich war es heraus. Als die drei Brüder jetzt Atem holten, war ihnen anzusehen, dass dies der Schluss war, zu dem sie sich in den letzten Wochen durchgerungen hatten.

Eskil verzog keine Miene, wartete

aber unerträglich lange, bevor er wieder etwas sagte, und da schlug er einen ausgesprochen milden und freundlichen Ton an.

»Wenn du eine solche Vereinbarung brichst, mag sie noch so lange zurückliegen, dann giltst du als Brauträuber und lebst nicht bis zum Sonnenuntergang, mein lieber Verwandter«, begann er. »Das wäre kein guter Anfang für diese Hochzeit. Aber ich bin kein ungefälliger Mann, sondern möchte gern, dass wir die Sache ohne Blutvergießen und so gut wie möglich regeln und dass wir auch in Zukunft Freunde sind, was der Bund zwischen meinem Bruder und

Cecilia Algotsdotter fordert. Wir sagen also, dass Cecilias Mitgift nur die fünf Höfe mit Grund und Boden umfassen soll, die an Arnäs und den Vättersee grenzen. Dann behaltet ihr die anderen fünf und lebt weiter als Lehnsleute des Königs auf Husaby. Würde euch drei Brüdern ein solcher Vorschlag besser gefallen?«

Keiner der drei konnte dagegen etwas einwenden, und sie nickten stumm.

»Dafür, dass wir auf fünf Höfe verzichten, fordere ich vielleicht etwas mehr Gold, sagen wir also insgesamt zwölf Mark reines Gold und die fünf Höfe«, fuhr Eskil fort,

als würde er über unbedeutende Dinge sprechen und sich eigentlich eher für ein weiteres Bier interessieren.

Doch was er da als Dreingabe genannt hatte, war keine Kleinigkeit. Zwölf Goldmark waren eine so große Summe, dass sie nicht einmal durch den Verkauf sämtlicher Höfe der Palsfamilie aufzubringen gewesen wäre. Auch wesentlich mächtigere Familien hätten eine solche Summe in reinem Gold nicht zahlen können. Die drei Brüder starrten Eskil ungläubig an, als wüssten sie nicht recht, wer da von ihnen jetzt den Verstand verloren hatte - Eskil oder sie selbst.

»Mein Bier ist zu Ende«, sagte Eskil mit einem freundlichen Lächeln und hob seinen leeren Krug, gerade als sich Pål Jönsson zu ein paar Worten gesammelt hatte, die vermutlich nicht freundlich ausgefallen wären.

Doch jetzt verlor er den Faden und musste warten, bis Eskil sein Bier bekommen hatte, und Cecilia dachte, dass ihn ohne diese Verzögerung seine Zunge vielleicht den Kopf gekostet hätte.

»Ach ja, da ist etwas, was ich vielleicht noch erklären sollte, ehe du etwas sagst«, fuhr Eskil fort. »Diese zwölf Mark in Gold müsst ihr nicht

selbst aufbringen, die zahlt Cecilia aus eigener Tasche.«

Erneut wusste Pål Jönsson nicht, was er sagen sollte. Und der Zorn, der ihn vorher ergriffen hatte und ihn fast dazu gebracht hätte, handgreiflich zu werden oder Dinge zu sagen, die ganz sicher sein Unglück geworden wären, wurde von einem großen Erstaunen abgelöst.

»Wenn Cecilia tatsächlich, obwohl ich nicht begreifen kann, wie, eine so große Summe zahlen kann, dann verstehe ich diese Unterhaltung nicht«, sagte er und musste sich sehr bemühen, weiterhin höfisch zu sprechen.

»Was ist es, was du nicht verstehst, mein lieber Verwandter?«, wollte Eskil wissen und stellte seinen Bierkrug aufs Knie.

»Verglichen mit euch Folkungern sind wir aus dem Pålsgeschlecht arm«, meinte Pål Jönsson. »Und wenn Cecilia zwölf Mark in Gold zahlen kann, die größte Mitgift, von der wir Brüder überhaupt je gehört haben, dann verstehe ich nicht, warum du auch noch fünf unserer letzten Höfe bekommen mußt.«

»Es ist ein gutes Geschäft für uns, weil wir gerne das ganze Land am Vänensee in unserem Besitz hätten«, erwiderte Eskil ruhig. »Das ist, wenn

du einmal nachdenkst, auch ein gutes Geschäft für euch Pålsbrüder. Nach dieser Hochzeit darfst du überall im Westlichen Götaland ein Schwert tragen, denn als Verheirater von Cecilia hast du gewissermaßen bei den Folkungern eingeheiratet. Du kannst deinen grünen Mantel gegen unseren blauen eintauschen. Wer dir oder deinen Brüdern etwas tut, hat sich gegen die Folkunger vergangen, und wer das Schwert gegen dich erhebt, sieht die Sonne nur noch dreimal untergehen, wenn überhaupt. Du gehst mit uns einen Bund ein, was das Blut und was die Ehre angeht. Denk daran!«

Was Eskil gesagt hatte, war zutreffend und außerdem selbstverständlich. Aber Pål und seine Brüder waren so damit beschäftigt gewesen, über den materiellen Verlust zu sprechen und über ein Erbe, das entweder aus zehn oder nur aus fünf Höfen bestand, und darüber, wie viel besser es gewesen wäre, wenn Cecilia ins Kloster gegangen wäre, dass sie gar nicht näher darüber nachgedacht hatten, was es wert war, unter dem Schutz der Folkunger zu stehen. Eine einzige Hochzeitsnacht würde ihr Leben grundlegend verändern, und das hatten sie vollkommen außer Acht

gelassen.

Beschämt darüber, dass sie so einfältig gewesen waren, gaben Pål und seine Brüder jetzt Eskils Wünschen nach.

Cecilia sollte Forsvik als Morgengabe erhalten, die für alle Zeiten ihren Nachkommen vererbt werden sollte. Auf Forsvik würde sie auch mit ihrem Arn leben. Zumindest solange sie es mit ihm dort aushalte, meinte Eskil und grinste Cecilia an.

Sie entschieden, die Hochzeit drei Tage lang zu feiern. Am ersten Freitag nach Mittsommer wollte man das Fest der Junggesellen und Jungfern halten,

am darauffolgenden Samstag würde die Braut geholt und zum Brautbett geleitet werden, und am Sonntag sollte bei der Messe in Forshem die Läuterung der Braut stattfinden.



Vier junge Männer ritten zum Fest der Junggesellen nach Forsvik. Bereits aus einiger Entfernung war zu sehen, dass es sich nicht um irgendwelche Jünglinge handelte. Ihre Pferde waren mit blauem Tuch festlich geschmückt, und drei der jungen Männer trugen Waffenhemden mit dem

Folkungerlöwen über ihren Ringpanzern. Der vierte führte die drei Kronen in seinem Wappen. Es war ein Sommertag mitten in der Heuernte, und deswegen hatten sie ihre Mäntel hinten auf dem Sattel zusammengerollt. Andernfalls hätte man sofort gesehen, dass der Vierte von ihnen, der Einzige, der aus dem Erikschen Geschlecht stammte, einen mit Hermelin gefütterten Mantel besaß. Und da es sich nicht um den König selbst handelte, konnte das nur sein Sohn Erik Jarl sein.

Ihre Schilde, die links hinter ihnen am Sattel hingen, waren mit funkelndem Gold und leuchtendem

Blau frisch bemalt. Den Jünglingen folgten vier Männer der königlichen Garde sowie mehrere Packpferde.

Die prächtig gekleideten Männer, die klaren Farben und die wohlgenährten Pferde boten einen schönen Anblick, der die Bauern der beiden Götaländer aber auch sehr nachdenklich machte. Falls eine solche Gesellschaft unglücklicherweise gegen Abend zu ihrem Hof kam und sich entschloss, über Nacht zu bleiben, dann ließen die Männer nicht viel Bier übrig und leerten die Vorratshäuser fast ganz. Denn bei dem Erikschen Geschlecht und bei den Folkungern lag alle

Macht im Reiche, und niemand konnte sich ihnen widersetzen.

Der Jüngste von ihnen war der siebzehnjährige Torgils, der Sohn von Eskil Magnusson auf Arnäs. Der Älteste war Magnus Månesköld, der lange Zeit als Sohn von Birger Brosa gegolten hatte, jetzt jedoch nur noch sein Pflegesohn war und von Rechts wegen der Sohn von Arn Magnusson. Der Vierte, der neben Erik Jarl dahinritt, war Folke Jonsson, der Sohn Jon Lagmans, des obersten Richters im Östlichen Götaland.

Die vier jungen Männer verband eine tiefe Freundschaft, sie jagten gemeinsam und übten sich gemeinsam

an den Waffen. Vor dieser Hochzeit waren sie zehn Tage lang auf der Königsburg Näs beisammen gewesen, um ihre Ritterkleider ausbessern und ihre Schilde neu bemalen zu lassen. Jeden Tag hatten sie mehrere Stunden mit den Waffen geübt, denn sie erwarteten schwierige Wettkämpfe.

Magnus Månesköld war es nicht leichtgefallen, so lange Zeit einen Bogen um Forsvik zu machen. Als Birger Brosa nach der letzten Ratsversammlung nach Bjälbo zurückgekehrt war und wütend, fast wie im Vorübergehen, gesagt hatte, dass dieser Arn Magnusson wieder ins Reich zurückgekehrt sei, war sein

erster Gedanke gewesen, sich in den Sattel zu werfen und zu seinem Vater zu reiten.

Bald hatte er jedoch eingesehen, dass Arn Magnusson vermutlich nicht der Mann war, den man aufsuchte, ohne sich vorher tadellos gekleidet und seine Waffen poliert zu haben. Außerdem musste er den Umgang mit dem Bogen noch mehr üben, denn Magnus hatte seit seiner Kindheit Geschichten gehört, dass sein Vater Arn besser schießen könne als alle anderen Männer.

Sich selbst gestand er ein, dass eine gewisse Sorge sich seiner bemächtigte, als sie sich jetzt Forsvik

näherten. Es kam schließlich nicht häufig vor, dass ein Sohn den eigenen Vater zum Junggesellenabend führte. Einige seiner Freunde hatten sich darüber lustig gemacht, dass es nicht vielen vergönnt sei, den eigenen Vater beim letzten Gelage vor der Hochzeit unter den Tisch zu trinken. Ihm hatten diese Scherze nicht gefallen, und er hatte das deutlich gezeigt. Arn Magnusson auf Arnäs war nicht irgendein Bräutigam. Und die Braut war auch keine kleine dumme Gans, sondern seine eigene Mutter, eine rechtschaffene Frau, der alle mit Respekt begegneten.

Erik Jarl war es gewohnt, unter

seinen engsten Freunden über alles und alle scherzen zu können, wenn keine Zeugen zugegen waren. Aber trotzdem hatte er Magnus' Wunsch entsprochen und das Thema gemieden. Er selbst war ein Jarl des Reiches und bekleidete den höchsten Rang unter den Freunden, aber Magnus Månesköld war der Älteste, der Beste beim Turnier und häufig so klug, als sei er wirklich der Sohn von Birger Brosa.

Als sie sich Forsvik näherten, wuchs die Spannung vor dem Zusammentreffen mit Arn Magnusson, von dem alle oft gehört hatten, dem aber noch keiner der vier wirklich

begegnet war.

Die ersten Knechte aus Forsvik, die sie sahen, waren diejenigen, die mit der Heuernte beschäftigt waren. Sie mähten das Gras und legten es zum Trocknen auf Heureiter. Alle unterbrachen die Arbeit, als sie die glanzvollen Reiter sahen, traten in einer Reihe vor und fielen zum Gruß auf die Knie, bis ihnen Erik Jarl befahl, wieder an die Arbeit zu gehen.

Auf einer der Wiesen, einem brachliegenden Acker ganz in der Nähe von Forsvik, sahen die Reiter etwas Merkwürdiges. Zwei junge Burschen schienen mit zwei älteren,

fremdländisch anmutenden Männern Reitübungen zu machen. Alle vier ritten dicht beisammen, und auf Zuruf von einem der dunkelhäutigen Männer wandten sich alle nach rechts oder links, blieben auf dem Fleck stehen oder ließen die Pferde auf der Stelle wenden. Dann fielen sie wieder in den Galopp, nur um sich plötzlich wieder in eine andere Richtung zu werfen. Das war ein bemerkenswerter Anblick, eine Art zu reiten, die keiner der vier Freunde kannte. Die Pferde sahen ebenfalls fremdländisch aus. Sie waren kleiner als einheimische Pferde, bewegten sich aber viel schneller.

Bald hatten die vier übenden Reiter sie entdeckt. Der eine Fremde zog ein schmales Schwert und rief den anderen eine Warnung zu, worauf diese ebenfalls ihr Schwert zogen. Dann gab er den beiden Knaben ein Zeichen, eilig auf den Hof zurückzureiten. Eine kurze Verwirrung entstand: Es hatte den Anschein, als würden sich die Fremden auf einen Angriff vorbereiten. Die beiden Knaben protestierten und schimpften, ohne sich richtig verständlich machen zu können.

Erik Jarl und seine Freunde saßen wie die Männer ihres Gefolges ruhig

da, mit der Hand am Schwertgriff. Es war ein verblüffender Anblick, wie sich die beiden Fremden offenbar zum Angriff gegen acht Mann vorbereiteten.

Ehe sie entschieden hatten, wie sie auf diese unerwartete Begrüßung reagieren sollten, gab einer der beiden Jungen seinem Pferd die Sporen und galoppierte mit einer solchen Geschwindigkeit auf sie zu, dass sie ihren Augen kaum trauten. In wenigen Augenblicken war er bei ihnen, hielt abrupt und verbeugte sich.

»Entschuldigt, Erik Jarl, unsere ausländischen Lehrer haben Euch für unsere Feinde gehalten«, sagte er

keuchend. »Ich bin Sune Folkesson und gehe hier auf Forsvik bei Herrn Arn in die Lehre. Das da drüben ist mein Bruder Sigfrid Erlingsson.«

»Ich weiß, wer du bist, ich habe deinen Vater gekannt, als ich so alt war wie du«, entgegnete Erik Jarl. »Da du uns empfangen hast, musst du uns zu deinem Herrn führen.«

Der junge Sune nickte eifrig, warf sein Pferd in einem einzigen bemerkenswerten Sprung herum und ritt in gemächlichem Galopp vor ihnen her, während er Sigfrid und den beiden Lehrern ein Zeichen gab, dass keine Gefahr bestehe. Die fremdländischen Reiter verbeugten

sich und wendeten ihre Pferde in Richtung Forsvik.

Hammerschläge, Axthiebe und der Lärm von Schmieden hallten ihnen aus Forsvik entgegen, als sich die vier Jünglinge mit ihrer Garde, den beiden Knaben und den zwei fremden Reitern im Gefolge der Brücke näherten, die über die Stromschnellen führte. Sie sahen Leibeigene und Knechte, die Bauholz heranschafften, obwohl Sommer war. Außerdem wurden Ziegel, Steine und Mörtel umhergetragen. Offenbar hatte niemand Zeit, sich um die Besucher zu kümmern.

Sie ritten über den Hofplatz, ohne

dass ihnen jemand entgegengekommen wäre, und gelangten schließlich zu zwei Langhäusern und zwei kleineren Gebäuden, die gerade errichtet wurden. Dort schienen alle auf Forsvik zu arbeiten, die nicht für die Heuernte gebraucht wurden.

Am Giebel des hinteren im Bau befindlichen Hauses stand ein Gerüst. Gerade wurden oben am Dachfirst die letzten Steine aufgemauert. Erst jetzt, als die vier Besucher zur Baustelle kamen, gab es den Aufruhr, mit dem sie schon bedeutend früher gerechnet hatten.

Ein Mann in schmutziger

Lederkleidung schwang sich behände vom Gerüst herunter, und alle wichen ihm aus, als er sich den Schweiß aus der Stirn wischte und die Maurerkelle beiseite warf, während er seine Besucher einen nach dem anderen musterte. Als er Magnus Månesköld sah, nickte er, als fühle er sich in etwas bestätigt, ging auf ihn zu und hielt ihm die Hand hin. Alle waren verstummt, niemand bewegte sich.

In Magnus Måneskölds Kopf ging es rund, als er die von Mörtel verdreckte Kriegerhand sah, die ihm da hingehalten wurde, und fast furchtsam blickte er dem Mann ins

vernarbte Gesicht. Seine Freunde waren ebenso verblüfft wie er selbst.

»Wenn dir dein Vater die Hand hinhält, finde ich, dass du sie auch nehmen sollst«, sagte Arn mit einem breiten Lächeln und wischte sich erneut den Schweiß von der Stirn.

Da stieg Magnus Månesköld vom Pferd, nahm die Hand seines Vaters, beugte eilig das eine Knie und zögerte ein wenig, ehe er sich in die schmutzigen Arme seines Vaters fallen ließ.

Seine Freunde stiegen ebenfalls ab und reichten die Zügel der Pferde dem Gesinde, das jetzt aus seiner

Versteinerung erwacht schien und von allen Seiten herbeieilte. Einer nach dem anderen begrüßten die Jünglinge Arn Magnusson, der in nichts den Vorstellungen entsprach, die sie sich von ihm gemacht hatten.

Die Pferde der Gäste wurden weggebracht und Bier, Wein, Brot und Salz geholt, ehe Arn und die vier jungen Männer in den Saal des alten Langhauses treten konnten, um dort etwas zu essen.

»Ich hatte euch erst morgen erwartet«, erklärte Arn und deutete belustigt auf seine schmutzige Arbeitskleidung. »Ich habe Nachricht aus Näs erhalten. Ihr seid die vier,

die mich zu meinem Junggesellenabend geleiten sollen, und für diese Ehre danke ich euch herzlich.«

»Es ist uns eine Ehre, Arn Magnusson zum Junggesellenabend führen zu dürfen«, antwortete Erik Jarl mit einer kurzen Verbeugung, aber mit einem Gesichtsausdruck, der nicht zu dem passte, was er gerade gesagt hatte. Danach wurde es still.

»Ihr seid in ein Haus gekommen, das sich schlecht für Gäste eignet«, sagte Arn nach einer Weile und sah die jungen Männer an, deren enttäuschte Einsilbigkeit er bald durchschaut hatte. »Deswegen

schlage ich vor, dass wir so schnell wie möglich losreiten, Rast in Askeberga machen und morgen früher nach Arnäs kommen«, fuhr er fort und wartete listig auf ihre verblüfften Mienen.

»Ihr solltet vielleicht nicht sofort aufbrechen, mein Vater«, erwiderte Magnus mürrisch. »Bei einem Junggesellenabend machen sich die Kleider eines Leibeigenen und Mörtel im Haar nicht sonderlich gut.«

»Das finde ich auch«, erwiderte Arn, als hätte er gar nicht gemerkt, dass er gerade von seinem eigenen Sohn zurechtgewiesen worden war. »Deswegen dachte ich, dass ihr eine

Weile mit dem an Verköstigung vorliebneht, was das kleine Forsvik an einem solchen Tag bieten kann, während ich mich umziehe!«

Er stand auf, verbeugte sich vor seinen Gästen und ging eilig nach draußen. Schweigend und wie gelähmt saßen die vier da. Ihre Enttäuschung war ihnen ins Gesicht geschrieben.

Arn trat eilig aus dem Langhaus, denn er war sich sicher, dass es am besten sei, Forsvik so schnell wie möglich zu verlassen. Er rief alle Arbeiter zusammen und erklärte ihnen, was alles fertig sein solle, wenn er mit seiner Braut in einer

knappen Woche zurückkehre. Danach befahl er Sigfrid und Sune, sein Pferd Ibn Anaza zu satteln und ihm eine Satteldecke aufzulegen, wie die vier Pferde der Gäste sie hatten. Sune wandte ängstlich ein, dass es auf Forsvik keine solchen Decken in Folkungerfarben gebe, und Arn ging daraufhin in eines der neuen Häuser und holte eine weiße Schabracke, die er den Jungen zuwarf. Danach befahl er, der Garde seiner Gäste Bier zu kredenzen, und rief einen der Sarazenen zu sich, der gut mit dem Rasiermesser umgehen konnte. Außerdem ließ er warmes Wasser ins Badehaus bringen.

Im Langhaus wurden Erik Jarl und seinen Freunden geräuchertes Fleisch, Brot und Bier vorgesetzt. Die gute Laune, die sie auf dem Ritt nach Forsvik gehabt hatten, war wie weggeblasen, doch sie hatten Mühe, darüber zu sprechen, da niemand Magnus Månesköld noch mehr in Verlegenheit bringen wollte. Den eigenen Vater mit einer Maurerkelle anzutreffen, darum beneidete ihn niemand.

»Dein Vater ist so stark und gelenkig wie ein junger Mann. Habt ihr gesehen, wie er in nur zwei Sätzen vom Dachfirst heruntergesprungen ist?«, meinte Torgils Eskilsson

tröstend.

»Viele Kämpfe muss jemand bestanden haben, der solche Narben hat«, unterstützte ihn Folke Jonsson.

Magnus Månesköld erwiderte erst überhaupt nichts, sondern starrte in sein Bier und seufzte, als wage er seinen Freunden nicht mehr in die Augen zu sehen. Dann murmelte er, es sei doch nicht weiter verwunderlich, dass die Tempelritter, die das Heilige Land verloren hätten, dabei eben ein paar Blessuren davongetragen hätten. Seine Enttäuschung griff auf die anderen über.

»Vergiss nicht, dass sich dein Vater

damals Emund Ulvbane auf dem Götathing im Zweikampf gestellt und ihn geschont hat, indem er ihm nur die Hand abgeschlagen hat«, versuchte ihn Torgils aufs Neue zu trösten.

»Damals war er ein junger Mann wie wir, und damals hielt er auch keine Maurerkelle in der Hand«, murrte Magnus.

Daraufhin vermieden es die Freunde, weiter über Arn Magnusson zu sprechen. Etwas bemüht unterhielten sie sich darüber, dass der geräucherte Schinken doch ungewöhnlich saftig sei, dass sie ausgezeichnetes Wetter für ihren Ritt hätten, da für Regenwetter ganz

andere Kleider erforderlich gewesen wären, hätten sie den Junggesellenabend nicht tropfnass verbringen wollen. Die Unterhaltung verlief immer schleppender.

Es war jedoch weniger als eine Stunde vergangen, als ein ganz und gar veränderter Arn Magnusson durch die Tür trat. Sein Gesicht war nach dem heißen Bad rosig, sein blondes Haar, das vollkommen grau, mörtel- und erdverschmiert gewesen war, fiel glänzend und sauber gekämmt auf die Schultern, und er war vollkommen glattrasiert, so dass die weißen Narben noch heller leuchteten als bei ihrer ersten Begegnung.

Am meisten veränderte ihn jedoch seine Rüstung. Sein Ringpanzer war von fremdländischer Art, glänzte wie Silber und folgte den Konturen seines Körpers wie ein weicher Stoff. An den Füßen trug er eine Art Stahlschuhe, die keiner der vier Freunde jemals gesehen hatte, und an seinen Fersen glänzten goldene Sporen. Über seinem Ringpanzer trug er das Waffenhemd der Folkunger, und an seiner Seite hing ein langes, schmales Schwert in einer schwarzen Scheide, die mit einem Kreuz aus Gold geschmückt war. An einer Kette, die von seiner linken Schulter herabhing, war ein funkelnder Helm

befestigt.

»Die Pferde stehen draußen auf dem Hof«, sagte er kurz und forderte sie alle mit einer Armbewegung dazu auf, sich zu erheben und ihm zu folgen.

Draußen standen vier Leibeigene mit fünf Pferden, und in einiger Entfernung saßen die Männer der Garde bereits im Sattel und warteten.

Arn schaute sich nicht nach seinen Begleitern um, sondern trat auf ein schwarzes Pferd mit silberner Mähne zu und sprang in einem Satz auf seinen Rücken. Sogleich machte das Pferd kehrt und trabte davon.

Vor dem Hofplatz riss Arn sein Pferd herum, zog sein langes, blitzendes Schwert und rief etwas in einer fremden Sprache. Die vielen Ausländer antworteten mit Lachen und Jubel.

»Wer zu früh verurteilt, verurteilt sich selbst«, sagte Torgils vielsagend zu Magnus. Sie hatten alle Hände voll damit zu tun, aufzusitzen und Arn einzuholen.

Was er jetzt gesehen hatte, machte Magnus genauso ratlos wie seine erste Begegnung mit seinem Vater. Der Mann, der da jetzt vor ihm herritt, war nicht derselbe, der ihm vorhin mit einer Maurerkelle

gegenübergetreten war.

Die vier trieben ihre Pferde an, um auf einer Höhe mit Arn zu reiten, wie es sich für gleichberechtigte Verwandte geziemte. Jetzt sahen sie, dass sein Pferd nicht mit einer einfachen weißen Satteldecke versehen war, wie alle, die kein eigenes Wappen führten. An den Seiten des schwarzen lebhaften Pferds leuchtete das große rote Kreuz, das sich auch auf Arns weißem Schild wiederfand. Sie wussten, was dieses Kreuz bedeutete, obwohl sie noch nie einen richtigen Tempelritter gesehen hatten.

Lange ritten sie schweigend

nebeneinander her, und Arn machte keinerlei Anstalten, ein Gespräch zu beginnen, um ihnen aus ihrer Verlegenheit herauszuhelfen. Er glaubte ihre Mienen zutreffend gedeutet zu haben, als sie ihn vorhin »wie einen Leibeigenen« hatten arbeiten sehen, wie sie das vermutlich ausgedrückt hätten. Er selbst war noch als Kind ins Kloster Varnhem gekommen, so dass er nie Gelegenheit gehabt hatte, sich einen solchen Hochmut anzueignen. Es fiel ihm trotzdem schwer, sich mit dem Gedanken abzufinden, dass auch er wie einer dieser jungen Männer hätte werden können, wenn er zusammen

mit Eskill außerhalb der Klostermauern aufgewachsen wäre.

Es gab Kirchenleute, die sich ebenso benahmen, und das galt natürlich auch für alle Angehörigen des fränkischen Hofes in Jerusalem und die vermögenden Männer in Damaskus, Tripolis oder Alexandria. Überall verachteten diese vom Schicksal begünstigten Menschen die Arbeit, die die Welt vorwärtsbrachte und auf der jeder Reichtum gründete. Warum Gott die Menschen so geschaffen hatte, war unmöglich zu begreifen. Aber so war es nun einmal, und Arn war überzeugt, dass er das nicht grundlegend ändern

konnte. Er selbst gedachte jedoch, nie einen Unterschied zwischen einer Maurerkelle und einem Schwert zu machen, da diese in Gottes Augen denselben Wert haben.

In diesem Augenblick ritt sein Sohn Magnus an ihn heran und erkundigte sich schüchtern nach dem langen, funkelnden Schwert, das ihnen allen aufgefallen sei, als er sich von den Leuten auf seinem Hof verabschiedet habe.

»Reich mir dein Schwert, und nimm meins, dann erkläre ich es dir«, sagte Arn, zog in einer einzigen blitzschnellen und lautlosen Bewegung sein Schwert und reichte

es Magnus, wobei er es mit seinem Eisenhandschuh direkt unter der Parierstange hielt. »Sei vorsichtig mit der Klinge, sie ist sehr scharf!«, sagte er warnend, als er sah, dass Magnus die bloße Hand nach dem Schwert ausstreckte.

Als Arn das nordische Schwert seines Sohnes entgegengenommen hatte, schwang er es einige Male versuchsweise hin und her. Dann lächelte er. Magnus' Schwert sei sehr schön, räumte er sofort ein, und liege gut in der Hand. Aber es sei zu kurz, um es vom Pferderücken aus verwenden zu können, fuhr er fort und bewies das mit einer kreisenden

Bewegung nach unten. Außerdem sei das Eisen zu weich, um die Ringpanzer, die es inzwischen gebe, zu spalten, und bleibe außerdem leicht in den Schilden der Feinde stecken. Die Schneide sei von Anfang an zu stumpf und könne schon nach wenigen Schlägen gegen ein Schwert oder einen Schild nicht mehr viel ausrichten. Also gelte es, möglichst schnell zu siegen, damit man nach Hause gehen und das Schwert wieder schleifen könne, meinte er scherzend.

Zögerlich machte Magnus mit dem Schwert seines Vaters ein paar Hiebe in die Luft und fuhr dann mit dem Finger vorsichtig über die Klinge. Er

schnitt sich trotz aller Vorsicht daran und zuckte erschrocken zusammen. Als er das Schwert zurückgeben wollte, fiel sein Blick auf eine lange goldene Inschrift, die nicht zu entziffern war. Er fragte, ob sie nur eine Verzierung sei oder ob sie das Schwert besser mache.

»Beides«, antwortete Arn. »Sie ist der Gruß eines Freundes und zugleich ein Segensspruch, und eines Tages, aber nicht heute, werde ich dir erzählen, was da steht.«

Die Sonne stand bald im Zenit, und Arn setzte seine jungen Gefährten dadurch in Erstaunen, dass er hinter seinen Sattel griff, seinen Mantel

losschnürte und ihn sich über die Schultern hängte. Die anderen sahen sich fragend an, und Arn erklärte ihnen, dass sie es machen sollten wie er, wenn sie sich vor der Hitze schützen wollten. Alle taten es ihm zögernd nach außer Erik Jarl, dessen Mantel mit Hermelin gefüttert war und der sich dachte, dass die Hitze auch ohne einen Hermelinpelz unerträglich genug war. So kam es, dass er am meisten schwitzte, als sie spät am Nachmittag den Rastplatz Askeberga erreichten.



An dem Tag, an dem auf Husaby der Jungfernabend stattfinden sollte, verwandelte sich das Krongut in ein Heerlager. Zumindest war Cecilia dieser Meinung, und beim Klang von Pferdehufen, klirrenden Waffen und groben Männerstimmen, die sie überall umgaben, wurde ihr immer beklommener zumute. Aus Arnäs hatte man ein Dutzend Gardesoldaten geschickt, und aus den Dörfern, die zu Arnäs gehörten, waren noch einmal doppelt so viele Krieger geholt worden. Eine Zeltstadt entstand bei Husaby, Reitertruppen durchsuchten die umliegenden Eichenwälder, und es wurden Späher in alle Richtungen

ausgeschickt. Nichts durfte der Braut zustoßen, ehe sie unter die Decken des Hochzeitsbetts gekommen war.

Während der Mittsommerwochen war Cecilia wie ein Gast auf ihrem eigenen Grund und Boden behandelt worden und hatte sich deswegen meist mit der alten Suom in die Webkammer des Hofes zurückgezogen. Solch eine Freundschaft zwischen einer Leibeigenen und einer Jungfer war sehr ungewöhnlich.

Suom vollbrachte an ihrem Webstuhl wahre Wunder: Sie vermochte eine eigene Welt mit Sonne und Mond, Darstellungen des

siegreichen Bräutigams und mehrerer Kirchen zu erschaffen, in der einiges weit weg schien und anderes ganz nah. Aus Riseberga hatte Cecilia etwas von den Farben mitgebracht, die sie dort hergestellt hatte, und außerdem von dem Garn, das aus einer Woll- und Leinenmischung bestand. Suom meinte, dass sie noch nie schönere Farben gesehen habe und dass alles, was sie in ihrem Leben gewebt habe, sehr viel schöner geworden wäre, wenn sie schon früher diese neuen Kenntnisse gehabt hätte. Cecilia erklärte Suom, wo diese Farben herstammten und wie sie abgekocht und gemischt wurden,

und Suom zeigte ihr, wie sich Figuren in die Stoffe einweben ließen.

Da sich die beiden Frauen so viel zu zeigen hatten, fingen sie erst sehr spät mit dem Wichtigsten an, dem Weben von Cecilias Hochzeitsmantel. Auf dem Weg zur kirchlichen Trauung und beim Hochzeitsfest sollte sie die Farben ihrer Familie tragen, danach durfte sie selbst wählen. Cecilia war sich sicher, dass sie einen blauen Mantel wählen würde, nachdem sie Arns Frau geworden war, auch wenn das so aussehen konnte, als würde sie ihr eigenes Geschlecht geringachten. Aber mit der blauen Farbe verbanden sie so starke Erinnerungen aus ihrer

Zeit im Kloster Gudhem. Dort war sie zusammen mit Königin Blanka allein unter lauter Töchtern aus der Sverkersippe gewesen, die alle einen roten Faden ums Handgelenk getragen hatten - als Symbol für ihre Loyalität untereinander und ihren Hass auf ihre Feinde Cecilia Rosa und Cecilia Blanka. Zusammen mit ihrer besten Freundin hatte sie ihnen mit einem dünnen blauen Faden getrotzt. An dem Tag, an dem der König und der Jarl gekommen waren, um Cecilia Blanka endlich zu holen und zur Königin zu machen, hatte der Jarl Birger Brosa etwas getan, was Cecilia immer noch das Herz wärmte.

Sie war ins Hospitium des Klosters gerufen worden, und dort hatte ihr die bösertige Mutter Rikissa sofort den blauen Faden heruntergerissen. Cecilia wäre wegen dieser Schmach und ihrer Ohnmacht beinahe in Tränen ausgebrochen. Damals war der Jarl vorgetreten und hatte ihr als unmissverständliches Zeichen seines persönlichen Schutzes seinen eigenen Folkungermantel umgehängt. Seit diesem Tag hatte sie sich immer den Blauen zugehörig gefühlt und nicht den Grünen, dem Pålsgeschlecht.

Suom hatte mit mäßigem Interesse Cecílias gefühlvoller Erzählung gelauscht, und als Cecilia ihre

Ungeduld bemerkte, erklärte Suom, dass sie nie sonderlich viel von Klöstern und von Jesus Christus gehalten habe, da ihr Glaube ein ganz anderer sei.

Cecilia war erst wie gelähmt, als sie hörte, dass diese gute Frau nicht einmal Christin war. So etwas war unfassbar, und sie wusste nicht recht, ob sie Suom beklagen oder ausschelten sollte.

Suom zuckte mit den Achseln und sagte kurz angebunden, dass der Glaube der Leibeigenen meist ein anderer sei als der ihrer Herren. Hauptsache sei, dass alle mit ihrem Glauben zufrieden seien. Es gebe

zwar Leibeigene, die sich hätten taufen lassen, aber das täten sie in der Regel nur, um sich bei der Herrschaft einzuschmeicheln.

Cecilias Gedanke, Suom, die sie inzwischen ins Herz geschlossen hatte, vom Heidentum zu erretten, verlor sich sehr schnell, da diese ihr deutlich machte, dass sie weder bemitleidet noch bekehrt werden wollte.

Sie wechselten in schweigendem Einvernehmen, die Angelegenheit nicht wieder zu erwähnen, das Gesprächsthema und machten sich mit erneutem Eifer an die Arbeit am Hochzeitsmantel. Suom webte das

Wappen des Pålsgeschlechts auf den Rücken, einen schwarzen Schild mit einem silbergrauen Sperber, der so lebensecht war, als sei er aufgestickt und nicht Teil des Gewebes. Cecilia hatte ein schimmerndes Dunkelgrün hergestellt, mit dem beide sehr zufrieden waren. Schließlich wurde der Mantel noch rechtzeitig fertig.

Am Spätnachmittag des Tages, an dem das Festmahl des Jungfernabends stattfinden sollte, war der Zeitpunkt gekommen, an dem Suom und Cecilia sich trennen mussten. Suom fing an, ihre Stoffe und Gerätschaften, die sie in einem Bündel bei sich gehabt hatte, zusammenzupacken, und wollte nun,

da ihre Aufgabe beendet war, durch die Sommernacht nach Arnäs zurückgehen. Aber da sich Cecilia nur ungern von ihr trennen wollte, bat sie Suom, ihr von ihrem Leben auf Arnäs zu erzählen, ob es gut sei, ob es besser werden könne und ob ihre schönen Arbeiten auch die Wertschätzung erführen, die sie verdienten.

Widerwillig erzählte Suom, dass alles besser gewesen sei, als sie noch jung gewesen sei, besonders zu der Zeit, als Frau Sigrid, die Mutter von Herrn Arn und Herrn Eskil, noch gelebt habe. Frau Sigrid habe viel Zeit zusammen mit ihr in der

Webkammer auf Arnäs verbracht, und damals seien fast alle Wände mit ihren Tuchen und Wandbehängen geschmückt gewesen. Sie seien aber abgenommen worden, als Eskils Frau nach Arnäs gekommen sei, und lägen jetzt in einem Schuppen.

Suom hatte sich noch im letzten Augenblick verkniffen, etwas Unvorteilhaftes über Eskils Frau zu sagen, als ihr klar wurde, dass es sich dabei um Cecilias Schwester Katarina handelte. Aber Cecilia hatte bereits verstanden. Aus einer plötzlichen Eingebung heraus fragte sie, ob Suom Lust hätte, nach Forsvik zu kommen, damit sie weiterhin

zusammen nähen und weben könnten. Aber da lachte die alte Frau und meinte, dass sie kaum selbst darüber entscheiden könne, ob sie zu verkaufen sei.

Cecilia errötete, als ihr klar wurde, wie taktlos ihre Frage gewesen war. Sie hatte vollkommen vergessen, dass Suom unfrei war. Sie wusste auch nicht, ob sie alles noch schlimmer machte, als sie versprach, sich bei ihrem Eigentümer, ob das nun Eskil, Arn oder ihr Vater war, nach der Möglichkeit eines Kaufs zu erkundigen.

Trotzdem nahmen sie herzlich voneinander Abschied, und Cecilia

beherrschte sich, um ihr nicht Gottes Frieden auf dem Weg zu wünschen.

Nachdem sie sich getrennt hatten, saß Cecilia allein und nachdenklich in der Webkammer und dachte darüber nach, was es bedeutete, leibeigen oder frei zu sein. Sie hatte fast ihr ganzes Erwachsenenleben im Kloster verbracht und verstand sich auf diese Dinge nicht so wie ihre Verwandten auf Husaby, die die Leibeigenen mit der größten Selbstverständlichkeit behandelten, als seien sie Tiere ohne Verstand und ohne eigene Wünsche.

Leibeigene konnten gekauft werden, aber wer einen Leibeigenen

besaß, konnte ihn auch freilassen. Suom musste also zunächst gekauft werden, so seltsam ihr dieser Gedanke auch erschien. Vielleicht sollte sie sich Suom als zusätzliche Brautgabe wünschen, sie nach Forsvik mitnehmen und ihr dort die Freiheit geben. Sie würde sie dann für ihre schönen und wertvollen Arbeiten bezahlen.

Selbst wenn es als klug und richtig galt, so zu denken, war es eine ekelhafte Vorstellung, dass man sich einen anderen Menschen wie einen Mantel oder ein hübsches Stirnband als Geschenk wünschen konnte.

Stirnband, dachte sie. Morgen

würde diese Zeit vorbei sein. Cecilia hatte seit Ende ihrer Bußzeit ihr langes rotes Haar offen getragen, lediglich mit einem Stirnband zusammengehalten. Dazu hatten nur unverheiratete Frauen das Recht. Sie konnte sich kaum vorstellen, bald die Haube einer verheirateten Frau tragen zu müssen. Allerdings glaubte sie nicht, dass ihr zukünftiger Mann das so genau nehmen würde. Diese Verpflichtung war so, als müsse man ständig eine Nachtmütze tragen.

Energisch stand sie auf, legte sich den wunderschönen grünen Pålsmantel um die Schultern und ging hinüber ins Langhaus, wo sich ihre

Verwandten gerade zu einem kurzen Abendbier versammelten, das den eigentlichen Jungfernabend einleiten sollte. Als sie eintrat, schienen sich die drei Pålsbrüder aufrichtig über ihren Mantel zu freuen. Sie bewunderten ihn und wollten alle den Stoff anfassen und ins Licht halten, um sein Schimmern richtig würdigen zu können. Auch schienen sie erleichtert zu sein, dass ihnen die Schmach erspart geblieben war, die ein blauer Mantel bei dieser großen Hochzeit bedeutet hätte.

Pål Jönsson reichte ihr einen kleinen Becher Bier und trank ihr als Erster zu. Anschließend musste sie

mit seinem jüngeren Bruder Algot trinken. Sture, der jüngste der drei, war noch Junggeselle und war bereits nach Arnäs geritten, um als Einziger aus dem Pålsgeschlecht am Junggesellenabend teilzunehmen. Sie tranken auf den jungen Sture, dem es, wie Pål sagte, als einzigem Vertreter des Pålsgeschlechts vermutlich nicht leichtfallen würde, sich zwischen lauter jungen Folkungern und Männern aus dem Erikschen Geschlecht zu behaupten.

Danach wurde alles vorbereitet, was zu einem richtigen Jungfernabend gehörte. Sechs junge Frauen aus dem Pålsgeschlecht traten in den Saal und

gaben Cecilia zur Begrüßung die Hand. Sie waren ihr alle unbekannt, da sie zu jung waren, als dass Cecilia sie noch aus ihrer eigenen Jugend hätte kennen können. Der Pfarrer der Kirche von Husaby segnete die sieben Jungfern, dann traten Diener ein, die ihnen weiße Gewänder und Kränze aus Preiselbeerzweigen überreichten.

Cecilia hatte nur vage Vorstellungen, was ein Jungfernabend war, und wusste nicht, wie sie sich verhalten sollte. Sie beschloss, sich nichts anmerken zu lassen und den anderen Frauen zu folgen, die langsam durch die offene Tür in die

Sommernacht schritten.

Draußen standen die Männer der Garde aufgereiht, von denen jeder dritte eine brennende Fackel in der Hand hielt, um böse Geister von den Jungfrauen fernzuhalten, während sie ins Freie traten. Das war nämlich der gefährlichste Augenblick, wenn man es mit den Kräften der Finsternis zu tun hatte.

Cecilia ging als letzte in der Prozession, die sich jetzt langsam auf den Eichenwald und den ein Stück entfernten Bach zubewegte. Hier befand sich das Badehaus, das von Fackeln und Kienspänen erleuchtet war.

Als sie den Hofplatz hinter sich gelassen hatten, begannen die anderen Jungfern ein Lied zu singen, das Cecilia nicht kannte, obwohl sie in ihrem Leben gut und gerne tausend Lieder gehört hatte. Alle Worte verstand sie nicht, da viele davon sehr altertümlich waren, sie begriff aber so viel, dass sich das Lied an eine Göttin aus heidnischer Zeit richtete. Im Wald bewegten sich bedrohlich die Schatten. Aber Cecilia glaubte weniger an Trolle und Waldnymphen als an beunruhigte Gardesoldaten, die die Wälder nach Feinden absuchten.

Die Sitte forderte, dass die sieben

Jungfern in der dunkelsten Stunde der Nacht zum Badehaus gingen. Obwohl es jetzt, eine Woche nach Mittsommer, nicht vollständig dunkel wurde, blendeten sie die Fackeln und Kienspäne, die um das Badehaus herum brannten. Davor standen zwei lange Bänke, bei denen Cecilias Gefährtinnen stehen blieben und kichernd ihre Kleider ablegten, bis sie schließlich ganz nackt waren. Sie legten auch ihre Stirnbänder ab und kämmten sich mit den Fingern das Haar in voller Länge über Achseln und Brüste.

Cecilia zögerte und errötete, auch wenn das in der Dunkelheit nicht zu

sehen war. Sie hatte sich noch nie jemandem nackt gezeigt und wusste nicht, wie sie sich verhalten sollte.

Die anderen Jungfern taten so, als sei ihnen kalt, drängten sich aneinander und baten sie, sich doch zu beeilen, damit sie endlich in die Wärme kämen. Cecilia fiel ein, dass es genaugenommen doch einen Menschen gab, dem sie sich nackt gezeigt hatte, auch wenn es schon lange zurücklag: Arn Magnusson. Und wenn sie sich ihrem Geliebten unbekleidet zeigen konnte, müsste ihr das bei Frauen doch umso leichter fallen, sagte sie sich, zog sich etwas ungeschickt und schüchtern aus und

legte ihre Kleider auf die Bank.

Die Hände über der Brust gekreuzt, zogen die Frauen um das Badehaus und sangen ein weiteres heidnisches Lied, von dem Cecilia ebenfalls weder Text noch Melodie kannte. Anschließend öffnete eine der Jungfern die Tür des Badehauses, und kreischend und kichernd sprangen alle in den Wasserdampf.

Drinne standen große Holzbottiche mit heißem und kaltem Wasser sowie Schöpfeimer. Nachdem sie die Temperatur erst mit dem nackten Fuß geprüft hatten, zeigte es sich, dass sie noch etwas kaltes Wasser in den großen

Heißwasserzuber schöpfen mussten, in dem mindestens zwei Schlachtochsen Platz gehabt hätten. Sie bespritzten sich mit kaltem Wasser, was zu erneutem Gekreische und Gelächter führte.

Eine von ihnen stieg mutig in das Becken, holte einige Male hastig Luft und gab den anderen ein Zeichen, dass die Hitze jetzt erträglich sei. Da kletterten die übrigen hinter ihr her, setzten sich im Kreis, nahmen sich an der Hand und sangen weitere gottlose Lieder, deren Inhalt Cecilia bisweilen unter ihren ohnehin heißen Wangen weiter erröten ließ. Die Lieder waren derb und handelten

meist davon, was bis zur Hochzeitsnacht verboten war und danach erlaubt, viele Strophen liefen jedoch darauf hinaus, dass verbotene Früchte am besten schmeckten.

Cecilia dachte sich, wenn sie hier schon wie ein Huhn in der heißen Suppe saß, dann machte eine saure Miene auch nichts besser. Das war ein tröstlicher Gedanke, und bald stieg ihr alles seltsam zu Kopf, und ihr war heiß wie in einem Fieber, als ob die Zauberkraft, die die Lieder verströmten, auch auf sie ihre Wirkung nicht verfehlten.

So saßen sie, bis das Wasser zu kühl war, es draußen hell wurde und

die Kienspäne nach und nach erloschen. Da hatten sie es eilig, auch noch das Letzte zu erledigen, ehe sie endlich mit dem Trinken anfangen durften. Sie liefen hinaus zum Bach, tauchten kreischend im eiskalten Wasser unter und liefen dann wieder ins Badehaus, in dem es ihnen jetzt wunderbar warm vorkam. Dort zündeten sie neue Fackeln an und wuschen sich dann gegenseitig, auch an den unreinen Stellen.

Anschließend trockneten sie sich mit großen Leinentüchern ab und schlichen zu ihren Kleiderstapeln hinaus. Sie zogen die weißen Gewänder über, die sie auf dem Weg

vom Langhaus vor sich hergetragen hatten, kämmten ihr nasses Haar und setzten sich die Kränze auf. Aus dem hinteren Teil des Badehauses kamen eine Reihe kleiner Bierkrüge und eine Tonne mit frisch gebrautem Bier zum Vorschein, und bald tranken sie sich zu wie die Männer, ahmten diese nach und gingen breitbeinig, schwadronierend und barfuß über den Holzfußboden.

Sie mussten das Fass leeren, ehe sie zum Hof zurückkehren durften, denn sonst, erklärte eine der Jungfrauen namens Ulrika, würde es der Braut Unglück bringen. Aber sie bräuchten sich keine Sorgen zu

machen, denn in dieser Nacht dürften die Jungfern so viel trinken, wie sie wollten.

Das Bier war warm und mit Honig gesüßt, damit es besser dem Geschmack von Frauenzimmern entsprach, und bald tranken sie alle wie die Männer und redeten immer lauter.

Jetzt verschwand auch die große Scham, die Cecilia und ihre jüngeren Verwandten voreinander empfunden hatten, obwohl alle so getan hatten, als sei nichts. Eine meinte, Cecilia solle nur nicht glauben, dass sie eine schlechte Meinung von ihr hätten, bloß weil sie so alt geworden sei,

ehe sie das Brautbier trinken dürfe. Eine andere meinte, dass sich das lange Warten sicher gelohnt habe.

Auch wenn diese Worte sicher als Aufmunterung gemeint waren, machten sie Cecilia plötzlich von neuem befangen. Diese jungen Frauen waren so viel schöner als sie, ihre Brüste waren fest und ihre Hüften weich gerundet, während Cecilia, die ihren Körper an diesem Abend mit weniger Scham berührt hatte als je zuvor, wusste, dass ihr Busen schon etwas hing und ihr Körper mager und kantig war.

Die anderen bemerkten diese Andeutung von Unruhe in Cecilians

Augen sofort, und die Verwandte, die Katarina hieß, nahm ihren Mut zusammen und sprach etwas aus, wovon sie glaubte, dass alle es im Stillen dachten. Auch für sie als junge Frauen sei heute ein großer Tag, denn Cecilia habe bewiesen, dass eine Frau selbst Entscheidungen treffen könne. Sie habe sich nämlich geweigert, ins Kloster einzutreten, auch wenn dabei die Macht auf dem Spiel stehe. Außerdem sei es möglich, mit dem Mann die Hochzeitsnacht zu verbringen, den man liebe, anstatt mit dem, den die Familie im Sinn hätte.

Wütend wurde sofort eingewandt,

dass es doch keine Rolle spiele, wen man heirate, solange man damit seiner Familie Ehre mache. Darauf folgte ein hitziger Streit, der damit endete, dass sich Katarina und eine gewisse Brigida mit Bier bespritzten, bis Katarina schließlich einen ganzen Bierkrug über Brigidas Kopf ausleerte.

Da wurde erneut gelacht, und der Streit war wie weggeblasen. Alle schenken sich nach, und Katarina schlug vor, noch ein Fass kommen zu lassen, ehe sie zum Nachtbier wieder ins Langhaus gingen.

Doch als sie das erste Fass geleert hatten, zogen sie ihre Mäntel über,

klemmten ihre anderen Kleider und ihre Schuhe unter den Arm und kehrten zu den anderen zurück. Inzwischen war es fast ganz hell, die Vögel sangen, und es versprach ein sehr schöner Hochzeitstag zu werden.

Zu Cecílias innerem Vergnügen sangen jetzt alle das Kyrie eleison, so dass ihre eigene Stimme zum ersten Mal beim Gesang zur Geltung kommen konnte, klarer und lauter als die der anderen. Möglicherweise hatten diese Jungfern einen schöneren Busen und festere Hüften als die Braut, aber beim Singen war Cecilia einzigartig.

Zehn Pfund Honig, dreizehn gepökelte
 und sechsundzwanzig lebende
 Schweine, vierundzwanzig
 geräucherte Wildschweinschinken
 und ebenso viele Schulterstücke, zehn
 gepökelte Schafe, vier gepökelte
 Ochsen, vierzehn Fässer Butter, 360
 große Käse und 210 kleine, 420
 Hühner, 180 Gänse, vier Pfund
 Pfeffer und Kümmel, fünf Pfund Salz,
 acht Tonnen Heringe, 200 Lachse und
 150 getrocknete Fische aus
 Norwegen und außerdem Hafer-,
 Weizen-, Roggen- und Gerstenmehl
 sowie Malz, Porst und

Wacholderbeeren in ausreichender Menge ...

Eskil war gerade damit beschäftigt, die Fuhren, die auf Arnäs eintrafen, abzufertigen, als Arn und seine Begleiter einen halben Tag früher als erwartet auf die Burg ritten. Am folgenden Tag wurden über zweihundert Gäste auf Arnäs erwartet, aber bereits zum Junggesellenabend rechneten sie mit mehr als hundert, denn viele interessierten sich für die Turniere, die dieses Mal etwas ganz Besonderes zu werden versprochen. Schließlich handelte es sich nicht um irgendwelche Jünglinge, die da in

edlem Wettstreit gegeneinander antraten.

Aber noch waren keine Gäste eingetroffen, und Arnäs war - abgesehen vom Gesinde, das eilig und gehetzt hin und her lief - wie ausgestorben. Die Häuser des zu Arnäs gehörigen Dorfes waren geräumt und bis in den hintersten Winkel ausgefegt worden, damit die vornehmeren Gäste nicht im Zelt schlafen mussten. Eine Laubhütte aus Ebereschenzweigen war auf der Wiese jenseits des Wallgrabens errichtet worden, und es wurden Tische und Bänke dorthin getragen. Bierfässer wurden über den Burghof

gerollt und Birken- und Ebereschenlaub auf Karren herangeschafft, um damit die Wände des großen Saals zu schmücken. Man suchte alle vorhandenen Tische zusammen, richtete Zeltstangen auf und spannte Zeltplanen.

Mit diesen Arbeiten hatten Arn und seine Begleiter nichts zu tun, und als sie ihre Pferde den Knechten übergeben hatten, beschloss Erik Jarl, sich vor den harten Prüfungen des Abends lieber noch einmal auszuschlafen, und das leuchtete auch Folke Jonsson ein. Diejenigen, die zuerst kamen, konnten außerdem die besten Schlafplätze in Beschlag

nehmen.

Arn fand, dass man die Zeit zu Besserem als zum Schlafen verwenden könne, aber sagte das nicht laut. Stattdessen hakte er seinen Sohn Magnus und den jungen Torgils unter und führte sie beiläufig, aber trotzdem sehr bestimmt zum großen Turm. Sie zuckten beide zusammen, als sie hörten, dass sie jetzt den alten Herrn Magnus treffen sollten, denn beide glaubten, der Alte sei nicht mehr bei Sinnen.

Umso größer war ihre Überraschung, als sie zusammen mit Arn die Turmtreppe hinaufkamen und Herrn Magnus oben auf der Zinne

fanden. Murmelnd ging er mit festem Schritt hin und her, einen groben Wacholderstecken als einzige Stütze. Ein fremdländischer Mann wachte aufmerksam an seiner Seite. Als Herr Magnus die drei Besucher entdeckte, verzog sich sein Gesicht sofort zu einem offenen Lächeln. Er breitete die Arme aus, auch den, auf den er sich eigentlich hätte stützen sollen, und pries Gott in lauten und vollkommen verständlichen Worten für die ihm widerfahrene Gnade.

Magnus Månesköld trat sofort vor, nahm die Hand des Alten und berührte kurz mit dem einen Knie den Steinboden, dann folgte Torgils und

zum Schluss Arn.

»Ihr habt Eure Kräfte besser und schneller zurückerhalten, als ich zu hoffen wagte, Vater«, sagte Arn.

»Ja, und deswegen bin ich froh, aber auch ein bisschen wütend, euch drei hier anzutreffen, obwohl es lange her ist, dass ich euch zuletzt gesehen habe, Magnus und Torgils, meine beiden Enkel!«

»Es war wahrhaftig nicht unsere Absicht, Euch zu verärgern, lieber Großvater«, sagte Magnus Månesköld höflich.

»Ach, du missverstehst mich! Ich meinte nur, dass ich gerne eure

erstaunten Gesichter beim
Hochzeitsfest gesehen hätte. Da hätten
alle erwartet, dass ich vollkommen
hilflos in irgendeiner Ecke in meinem
eigenen Dreck liege, und ich hätte
alle überrascht. Nun werde ich beim
Fest einen Trinkspruch auf das Wohl
der Braut ausbringen, denn es ist
lange her, dass ich dieses Vergnügen
hatte. Allerdings muss ich euch bitten,
dass ihr über diese Sache den Mund
haltet, damit ich doch noch zu meiner
Überraschung komme.«

Er redete flüssig und ohne zu
lallen, höchstens etwas langsamer als
früher. Magnus Månesköld und der
junge Torgils, die ihn schon über ein

Jahr nicht mehr gesehen hatten, glaubten beide, dass sie es mit einem Wunder zu tun hatten. Herr Magnus durchschaute mühelos ihre Gedanken.

»Es ist nicht so, wie ihr beide glaubt«, fuhr er fort und drehte eine Runde um die Zinne, um noch einmal vorzuführen, dass er fast so gut gehen konnte wie früher. »Dieser fränkische heilkundige Mann hier hat mir den Weg gezeigt und natürlich auch unser Herrgott!«

»Ihr solltet Euch heute nicht überanstrengen, Vater«, sagte Arn, nachdem er sich mit dem fremdländisch aussehenden Mann ausgetauscht hatte. »Ihr könntet sonst

Schwierigkeiten bekommen, und die morgige Nacht wird sicher lang. Wir versprechen, dass wir kein Wort über Eure Überraschung ausplaudern werden, oder?«, meinte er zu den beiden Enkeln gewandt, die feierlich nickten. »Am besten ruht Ihr jetzt zwei Stunden, Vater, übt dann eine Stunde lang und ruht dann zwei weitere Stunden. Wir wollen Euch jetzt nicht länger stören.«

Die drei verbeugten sich und traten drei Schritte zurück, ehe sie sich umdrehten und den Wehrgang entlanggingen. Arn wollte den Jungen zeigen, was gerade gebaut wurde.

Aber es hatte den Anschein, als

seien Magnus und Torgils etwas zu schüchtern. Bald hatten sie den gleichen Wunsch wie Erik Jarl, sie wollten vor den Anstrengungen des Abends etwas ausschlafen.

Enttäuscht über ihr geringes Interesse und beunruhigt, weil es bei ihnen etwas gab, was er nicht verstand, ging Arn auf die Vänerseeseite der Burg hinüber. Hier knarrten Flaschenzüge, und es ertönte der Klang von Steinhämmern. Er war ehrlich erstaunt darüber, wie schnell die Arbeit vorangeschritten war und wie gleichmäßig alle Quadern zusammengefügt waren. Ausführlich lobte er die sarazenischen

Baumeister, ehe er erklärte, dass es jetzt wegen der Hochzeit drei Feiertage geben würde. Sie seien alle eingeladen und sollten sich entsprechend kleiden.

Dann suchte Arn seinen Bruder auf, der in vielen Sprachen gleichzeitig mit einer Gruppe von Spielleuten, Pfeifern und Trommlern anscheinend vergeblich zu verhandeln suchte, die gerade mit vier Ochsenkarren aus Skara eingetroffen war. Es ging um die Bezahlung und Unterbringung, und in solchen Fragen taten manche gerne so, als würden sie weit weniger verstehen, als es eigentlich der Fall war. Aber da es sich zeigte, dass der

Anführer der Spielleute aus Aix-en-Provence kam, konnte Arn seinem Bruder schnell zu Hilfe eilen, und bald hatten sie sich über jede Silbermünze geeinigt wie über das Recht auf freies Bier und Fleisch, aber auch die Vereinbarung getroffen, dass sie ihr Lager in einiger Entfernung von der Burg aufschlagen sollten. Beide Parteien schienen schließlich zufrieden mit dem Geschäft zu sein, und die Gaukler wendeten sofort ihre Karren, um sich an den angewiesenen Platz zu begeben.

Eskil führte seinen Bruder in die Hochzeitskammer, die etwas abseits

im Dach des westlichen Teils des Langhauses lag und von zwei Seiten über Treppen zu erreichen war, eine für den Bräutigam und eine für die Braut. In der Kammer hingen die Kleider, die Arn zu unterschiedlichen Zeitpunkten am Hochzeitstag tragen sollte, denn wie ein Krieger sollte er nur beim Abholen der Braut gekleidet sein, anschließend musste er sich umziehen. Beim abendlichen Hochzeitsfest würde er ausländische Kleider aus blauem und silbernem Stoff anlegen, wie sie sonst fast nur von Frauen getragen wurden. Zum bevorstehenden Junggesellenabend sollte er einen weißen Mantel

überziehen, dessen Ärmel nur bis zu den Ellbogen reichten, und darunter ein langes blaues Lederhemd, helle Hosen aus ungefärbtem Leder und weiche Lederstiefel, die an den Waden geschnürt waren. Und natürlich würde er zu allem sein Schwert tragen.

Nachdem er dem etwas verwirrten Arn die Kleiderordnung erklärt hatte, seufzte Eskil, als sei ihm zum tausendsten Mal an diesem Tag etwas eingefallen, was noch eilig erledigt werden müsse. Beim Junggesellenabend seien sie bisher nur zu sechst, es würden jedoch sieben Junggesellen gebraucht. Einer

der sechs sei Erik Jarl, ein anderer Sture Jönsson aus dem Pålsgeschlecht, und die restlichen vier seien Folkunger: Magnus Månesköld, Folke Jonsson, Torgils und Arn selbst. Ein siebter müsse her, und zwar ein Mann, der weder verheiratet noch Folkunger sein dürfe.

Arn meinte, ihm fiel leider nichts ein, da er nur vage Vorstellungen habe, was ein Junggesellenabend eigentlich sei. Er gehe jedoch davon aus, dass wie gewöhnlich unchristliche Mengen Bier getrunken werden würden. Eskil erklärte etwas ungeduldig, dass es sich um die letzte

gemeinsame Nacht handle, ehe einer von ihnen für immer die Jugend hinter sich lasse.

Diesmal seien die Junggesellen jedoch ungewöhnlich reif, meinte er auf Arns spöttisches Lächeln hin. Der Bräutigam sei ein Mann in seinen besten Jahren, unter dessen Verwandten am Junggesellenabend sowohl sein Sohn als auch seine Neffen seien. Vermutlich sei so etwas noch nie vorgekommen, und da einige dieser unverheirateten Männer, besonders Erik Jarl und Magnus Månesköld, bereits im ganzen Land für ihre Stärke und ihr Geschick im Umgang mit Waffen bekannt seien,

würden sicher viele Menschen zusammenströmen, um sich den Beginn dieses Junggesellenabends anzusehen.

Mit einem Seufzer meinte Arn, dass er am liebsten Bruder Guilbert als siebten Junggesellen sehen würde, weil er neben Eskil sein ältester Freund sei, der noch unter den Lebenden weile, und weil niemand von ihm behaupten könne, er sei Folkunger. Denn das Alter spiele offenbar keine Rolle, und die Unbeflecktheit sei bei Bruder Guilbert vermutlich sicherer aufgehoben als bei manchen dieser Grünschnäbel.

Eskil stellte sich quer, weil er meinte, dass sich ein alter Mönch beim Turnier eher lächerlich machen würde. Es handele sich dabei um sieben Spiele, bei denen sich die Männer im Umgang mit Waffen messen sollten. Demjenigen, der aus ihnen siegreich hervorgehe, gereiche das zu ewiger Ehre. Umso schlimmer sei es, wenn sich jemand, besonders ein so enger Freund wie dieser Bruder Guilbert, lächerlich machen würde.

Eine Weile saß Arn schweigend auf dem Hochzeitsbett, aber nicht aus den Gründen, die Eskil vermutete. Er hatte wahrhaftig keine Lust, sich mit

Anfängern und kleinen Jungen bei einem Turnier zu messen, und er hatte noch weniger Lust, ihnen wehzutun. Das erinnerte ihn an den traurigen Tag, an dem König Richard Löwenherz einen seiner Grünschnäbel auf ihn gehetzt hatte, Sir Wilfred of Ivanhoe hatte er wohl geheißen, der ihm, einem Tempelritter, mit gesenkter Lanze entgegenreiten sollte. So etwas konnte böse enden. Jungen sollte man unterweisen und erziehen, es war unwürdig, sich mit ihnen im Turnier zu messen. Niedergeschlagen sah er ein, dass diese Einwände seinem Bruder nicht einleuchten würden.

»Was sind das genau für Turnierspiele, in denen wir unsere Ehre aufs Spiel setzen sollen?«, fragte er schließlich.

»Wie ich schon gesagt habe, handelt es sich um sieben verschiedene«, erwiderte Eskil ungeduldig. »Drei zu Pferde und vier zu Fuß: mit der Axt, dem Speer und dem Bogen, und das vierte ist der Stockkampf auf dem Steg.«

»Drei Wettkämpfe zu Pferde und ein Stockkampf auf dem Steg?«, fragte Arn, dem das alles plötzlich sehr amüsant vorkam. »Das kann lustiger werden, als du ahnst. Mach dir um den Mönch keine Sorgen, er

kommt sicher gut zurecht, und das zur großen Freude aller Zuschauer. Aber ich muss erst mit ihm sprechen, dann muss ich im Turm passende Bogen für uns beide holen und zusehen, dass meine Stute so gesattelt wird, dass ein Mönch auf ihr reiten kann.«

Eskil breitete die Arme aus und meinte, dass er jede Verantwortung von sich weise, doch dann fiel ihm ein, dass er sich noch um hundert andere Dinge kümmern müsse, und er hastete mit plötzlicher Eile die Bräutigamstreppe hinab.

Arn ließ sich aufs Knie sinken und vergrub sein Gesicht in den weichen Decken des Hochzeitsbettes. Er

atmete den Kräutergeruch ein und betete anschließend lange zur Gottesmutter, dass sie ihre schützende Hand über Cecilia halte, solange diese noch in Gefahr schwebe, dass ihn nicht plötzlicher Hochmut befallen möge und dass er keinen der Jünglinge, vor allem nicht seinen eigenen Sohn, in diesen kindischen Spielen, denen er sich nicht entziehen konnte, verletzen möge.

* * *

Am frühen Abend waren mehr als hundert Gäste in Arnäs eingetroffen,

um beim Junggesellenabend miteinander anzustoßen, vor allem aber, um dem Turnier beizuwohnen. Auf dem Burghof war es mit den Bierzelten und der Bühne, die man für die Gaukler aufgestellt hatte, ziemlich eng. Die Pfeifer und Trommler spielten, und die Gauklerkinder führten tolle Kunststücke vor: Sie schauten mit den Köpfen zwischen ihren Beinen hervor oder krochen wie riesige Läuse über die Bühne, so dass alle vor Entsetzen laut auflachten. Die Luft war von Spannung erfüllt vor dem Ereignis, das alle Gespräche beherrschte, einem Turnier, wie es seit

Menschengedenken keines gegeben hatte, bei dem ein Jarl des Reiches und ein Ritter des Herrn aus dem Heiligen Land gegeneinander antreten sollten.

Das Schauspiel begann damit, dass die sieben weiß gekleideten Reiter mit Erik Jarl an der Spitze einmal um den Burghof ritten. Der weiß gekleidete Mönch, der für Heiterkeit und Erstaunen sorgte, kam als Letzter. Alle ritten prächtige nordische Hengste - nur Arn Magnusson und der Mönch saßen auf kleinen, mageren Gäulen, die wegen der Leute und des Lärms bereits vollkommen verängstigt waren.

Erik Jarl ritt vor den anderen her durch das Burgtor und hinunter auf die große Wiese mit der Laubhütte. Hier saßen sie ab, und die Stallknechte versorgten die Pferde. Erwartungsvoll versammelten sich die Gäste auf der niedrigen Westmauer, von der aus der Turnierplatz so gut zu überblicken war, dass keinem der Zuschauer auch nur das mindeste entgehen würde.

Unten auf der Wiese wählten die sieben Jünglinge, denn so musste man sie wohl nennen, auch wenn mindestens vier von ihnen Männer waren, Erik Jarl als Schiedsrichter, falls sie uneinig werden würden,

woran allerdings niemand so recht glaubte.

Der erste Wettstreit war das Axtwerfen, dessen Ausgang den Ablauf des weiteren Turniers bestimmen würde. Wer gewann, sollte beim folgenden Spiel das Sagen haben.

Ein dicker Eichenstamm war in der Mitte zersägt worden, und auf der glatten Seite hatte man einen roten Ring als Ziel aufgemalt. Jeder hatte drei Versuche, seine Streitaxt aus zehn Schritt Entfernung ins Ziel zu werfen.

Arn und Bruder Guilbert, die

nebeneinanderstanden, scherzten, dass es mit einer solchen Axt in der Hand doch wohl eher darum gehen müsse, sie nicht zu verlieren. Werfe man sie weg, so hätte man anschließend nicht viel zu hoffen. Diese Kunst hatten sie noch nie gesehen und noch nie geübt.

Erik Jarl warf als Erster. Seine Axt segelte durch die Luft und blieb mit einem dumpfen Krachen mitten im roten Ring stecken. Beifall und erwartungsvolles Gemurmel waren von den Zuschauern zu hören; falls es einem einzigen Kämpfer aus dem Erikschen Geschlecht gelingen sollte, vier Folkunger zu schlagen, wäre das

schließlich kein Pappenstiel. Die zweite Axt traf fast ebenso gut, nur die dritte blieb etwas außerhalb des Rings stecken.

Anschließend war Magnus Månesköld an der Reihe. Auch er traf mit zwei Äxten, während die dritte haarscharf neben dem Ring stecken blieb. Erik Jarl und Magnus einigten sich darauf, dass Erik der bessere von ihnen gewesen sei, und sie ließen beide weder Enttäuschung noch Triumph erkennen.

Der junge Torgils traf nur mit einer Axt das Ziel, wenn auch die anderen beiden in der Eiche stecken blieben. Folke Jonsson warf etwas schlechter

als Torgils, und da anschließend Sture Jönsson an die Reihe kam, wurden oben auf der Mauer bei den Zuschauern Scherze darüber gemacht, was geschehe, wenn ein einziger Kämpfer aus dem Pålsgeschlecht sowohl die Folkunger als auch das Eriksche Geschlecht schlug.

Und genau das tat Sture, zumindest nach dem bisherigen Stand des Turniers. Seine drei Äxte trafen dicht nebeneinander ins Ziel. Widerwillig wurde ihm Beifall gezollt.

Als der riesige Mönch vortrat, wurde gelacht, außerdem war manche höhnische Bemerkung zu hören: Man rief, dass an seinem Junggesellentum

wahrlich nicht zu zweifeln sei, aber das sei auch alles, was er bei diesem Turnier vorzuweisen habe. Wie erwartet traf er nur mit einer einzigen Axt, und zwar außerhalb des roten Rings.

Es wurde vollkommen still, als Arn Magnusson als Letzter mit den drei Äxten in der Hand vortrat. Aber die Enttäuschung war bald umso größer, denn zwei der Äxte trafen das Ziel so, dass die Schneide nicht einmal im Holz stecken blieb. Die dritte blieb einen Augenblick außerhalb des Rings hängen, ehe sie auf die Erde fiel. Das hatte man von diesem Mann aus den Sagas nicht

erwartet.

Nun wurden sieben geflochtene Körbe gebracht, und die Jünglinge füllten diese, je nach Trefferzahl, mit halbverfaulten Rüben. Arn bekam sieben Rüben und Sture Jönsson nur eine einzige. Wer am Schluss des Turniers die wenigsten hatte, war der Sieger.

Als Nächstes kam das Speerwerfen. Sture Jönsson durfte entscheiden, gegen wen er zuerst antreten wollte, und damit hatte das richtige Turnier seinen Anfang genommen. Denn jetzt ging es für den, der siegen wollte, nicht nur darum, gut mit den Waffen umzugehen,

sondern auch darum, die richtigen Entscheidungen zu treffen. War Sture auf Sieg aus, dann musste er zuerst gegen die Besten kämpfen, damit diese möglichst viele Rüben bekamen, weil sie als Erste geschlagen wurden. Hatte er es dagegen auf geringere Ehren abgesehen, war es besser, als Erster den Mönch oder Arn Magnusson herauszufordern, die sich beide als lausige Werfer entpuppt hatten.

So übermütig, als gedenke er wirklich der Sieger des Abends zu werden, richtete Sture Jönsson seinen Speer auf Erik Jarl.

Das hätte er nicht tun sollen. Denn

als die beiden ihre drei Speere auf das Ziel, einen Ochsen aus Stroh, geworfen hatten, war Erik Jarl der Sieger, während Sture Jönsson mit sieben Rüben in seinem Korb vorliebnehmen musste.

Dass Erik Jarl es auf einen Sieg abgesehen hatte, daran zweifelte niemand. Er richtete seinen Speer auf Magnus Månesköld, der sein härtester Gegner war und deswegen so viele Rüben wie möglich bekommen musste.

Der Kampf zwischen den beiden vortrefflichen Speerwerfern war gnadenlos. Immer wieder verliehen die Zuschauer oben auf der Mauer

ihrer Bewunderung Ausdruck. Erik Jarl und Magnus Månesköld trafen das Ziel mit allen drei Speeren so genau, dass der Sieger nicht zu ermitteln war, und daher einigten sie sich darauf, ein weiteres Mal zu werfen.

Beim zweiten Mal siegte Magnus Månesköld und forderte dann den Mönch zum Wettkampf, den er natürlich mit Leichtigkeit besiegte. Danach deutete er frech auf seinen eigenen Vater, dem er ebenfalls überlegen war.

Bald war Magnus Månesköld als Sieger aus dem Wettkampf hervorgegangen, und viele der

Zuschauer waren sich bereits sicher, dass er am Ende die wenigsten Rüben haben und die Siegerkrone aus Gold gewinnen würde.

Der nächste Wettstreit war der Stockkampf auf dem Steg. Dabei balancierten die beiden Gegner auf einem Brett über dem Wallgraben und versuchten den anderen mit einem langen Stock herabzustoßen, der an beiden Enden mit Leder umwickelt war. Vor dem Kampf war es Sitte, sich der meisten Kleider zu entledigen, denn am Ende des Ganzen waren schließlich alle bis auf einen ins Wasser gefallen.

Magnus Månesköld hielt es nicht

mal für nötig, sein offenes weißes Hemd auszuziehen, als er den Mönch zum Zweikampf forderte, so sicher war er sich seines Siegs.

Der Mönch konnte sich wohl kaum seiner weißen Kutte aus Wolle entledigen, und das rief bei den Zuschauern ein böses Gelächter hervor. Er holte seinen Stock und schwang ihn versuchsweise ein paarmal kräftig durch die Luft. Einige aus dem Publikum sahen jedoch, dass sich Arn Magnusson, der bei den Jünglingen stand, sehr amüsierte, dem Mönch auf die Schulter klopfte und grobe Scherze machte, die offenbar das unfreiwillige Bad betrafen.

Lächelnd trat der Mönch auf den Steg, auf dem Magnus Månesköld mit gesenktem Stock wartete, als hätte er von einem alten Mönch, der weder mit der Axt noch mit dem Speer umgehen konnte, keine Gefahr zu erwarten.

Ehe jemand begriffen hatte, was eigentlich geschah, fiel Magnus Månesköld voll bekleidet in den Wallgraben. Der Mönch konnte nur einen Zufallstreffer gelandet haben, meinten die Zuschauer.

Bruder Guilbert stellte den Stab beiseite, schürzte die Kutte um seine weißen Beine und deutete dann auf Erik Jarl, der sein weißes Hemd

ablegte und vorsichtiger vortrat als soeben sein Freund Magnus. Das half ihm wenig. Fast mit derselben Geschwindigkeit wie Magnus Månesköld landete er platschend im Wallgraben. Dieses Mal hatten die Leute auf der Mauer besser aufgepasst. Der Mönch hatte zunächst mit dem Stock auf den Kopf von Erik Jarl gezielt, aber dann mitten in der Bewegung mit der einen Hand den Stock losgelassen und seinem Gegner die Beine weggeschlagen.

Ebenso leicht wurde der Mönch mit den drei anderen Jünglingen fertig, die sich vor dem zu erwartenden Bad immer mehr

Kleider auszogen. Schließlich war nur noch Arn Magnusson übrig.

Arn entledigte sich seines Wollhemds und seines langen blauen Lederhemds, ehe er auf Bruder Guilbert zutrat. Die beiden begannen eine Unterhaltung, die nur wenige Zuschauer verstanden, sosehr sie auch die Ohren spitzten, da die beiden Fränkisch sprachen.

»Dass du über die Jahre langsamer geworden bist, mein lieber alter Lehrer, ist nicht verwunderlich«, sagte Arn.

»Denk daran, dass du mich niemals auch nur annähernd geschlagen hast,

du Grünschnabel«, erwiderte Bruder Guilbert lachend, hob drohend seinen Stock und tat so, als würde er zuschlagen, was Arn jedoch nicht weiter bekümmerte.

»Dein Problem ist vermutlich, dass ich inzwischen alles andere als ein Grünschnabel bin«, gab Arn zurück, und im nächsten Augenblick entbrannte der Kampf.

Die beiden kämpften lange und in einer unglaublichen Geschwindigkeit. Bei jedem Ausfall schlugen sie vier, fünf oder sechs Male zu, der andere ging jedoch immer rechtzeitig in Deckung. Von Anfang an war klar, dass diese beiden allen anderen auf

dem Steg vollkommen überlegen waren.

Schließlich forderte die Müdigkeit von Bruder Guilbert ihr Recht: Arn gelang es, den einen Fuß des Mönchs zu treffen, und er streckte gleichzeitig seinen Stock vor, so dass der Mönch ihn noch im Fall zu fassen bekam und sich daran zur seichtesten Stelle des Wallgrabens schwingen konnte. Auf diese Weise blieb seine Wollkutte weitgehend trocken.

Von jetzt an hatten die Jünglinge keinerlei Chance eines Sieges. Das war bereits klar, als das erste Turnier zu Pferde begann.

Beim ersten Wettkampf ging es darum, mit einem langen sandgefüllten Ledersack aufeinander zuzureiten und den anderen damit aus dem Sattel zu schlagen. Arn hatte den Stockkampf gewonnen und konnte damit den Verlauf des folgenden Wettkampfs festlegen. Er wurde mit den Jünglingen ebenso leicht fertig wie der Mönch auf dem Steg. Als nur noch der Mönch übrig war, entspann sich ein langer Kampf, der in rasender Geschwindigkeit verlief und bei dem die Tricks kaum zu begreifen waren. Arn siegte auch dieses Mal, weil dem Mönch irgendwann die Kraft ausging.

Im nächsten Wettkampf ging es darum, in vollem Galopp auf eine Reihe von Stangen zuzureiten, auf die Rüben aufgespießt waren, und die Rüben mit dem Schwert zu spalten. Keiner der Jünglinge hatte auch nur die Hälfte seiner Rüben hinter sich gebracht, als Arn seine bereits gespalten hatte. Er schlug nicht einmal zu, sondern ritt einfach, das lange, schmale Schwert wie einen Flügel ausgestreckt, an den Rüben entlang, die dabei in zwei Hälften zerfielen. Der Mönch versuchte es ihm nachzutun, aber sein geliehenes Schwert blieb in der dritten Rübe stecken, und so war auch dieser

Wettstreit entschieden.

Dem Sieger des Rübenspaltens war es fast unmöglich, auch noch das nächste Turnier zu gewinnen, das Wettreiten. Hatte man den ersten, den zweiten und den dritten Gegner besiegt, dann war es nicht leicht, sein Pferd noch einmal zur Höchstleistung anzutreiben, um die anderen ausgeruhten Pferde zu schlagen.

Es hatte den Anschein, als habe auch Arn Magnusson das eingesehen. Er ritt die ersten Male augenscheinlich langsam, obwohl er jedes Mal geringfügig in Führung lag. Klüger wäre es vielleicht gewesen, zuerst gegen den Mönch anzutreten,

der schließlich eines von Arns eigenen ausländischen Pferden ritt. Stattdessen wartete er mit dem Mönch bis zum Schluss.

Die beiden ritten in vollem Galopp aufeinander zu. Ohne Schwierigkeiten besiegte Bruder Guilberts ausgeruhte Stute den Hengst von Arn Magnusson.

Damit war nur noch der edelste aller Wettkämpfe übrig, das Bogenschießen. Niemand hatte jemals von einem Mönch gehört, der mit einem Bogen umgehen konnte, aber es hätte sich auch niemand vorstellen können, dass Mönche so reiten konnten wie dieser Zisterzienser, ganz zu schweigen, dass sie so mit

dem Speer und dem Schwert umgehen konnten wie Bruder Guilbert.

Vielleicht hatten sich der Mönch und Arn untereinander darauf geeinigt, wie sie den Wettkampf beenden wollten, denn jetzt wurde es sehr spannend. Bereits als der Mönch die Sehne des Bogens prüfte, den sein Freund Arn ihm reichte, war offensichtlich, dass er diese Waffe nicht zum ersten Mal in der Hand hielt.

Das Bogenschießen verlief so, dass zwei Schützen abwechselnd aus fünfzig Schritt Entfernung auf einen Strohhallen mit einem schwarzen Greifenkopf als Zielscheibe

schossen. Bei den Zuschauern wurde über die Gestaltung der Zielscheibe herzlich gelacht: Es war wirklich eine Frechheit, dafür das Wappen der Sverkersippe zu verwenden, und auch nicht besonders ehrenvoll, so über den geschlagenen Feind zu scherzen.

Scheinbar ohne sich zu überanstrengen besiegte der Mönch zuerst Sture Jönsson und anschließend Torgils und Folke Jonsson. Um Erik Jarl zu schlagen, musste er sich schon mehr Mühe geben, und als Magnus Månesköld an die Reihe kam, war es offensichtlich, dass der Mönch bei jedem Schuss sein Bestes geben musste, da beide

fast gleich gut schossen.

Bis zum neunten Schuss lagen beide Schützen gleich. Doch da geriet der Pfeil von Magnus Månesköld etwas unter die Kante des Greifenkopfes, während der des Mönchs mitten ins Ziel traf. Der zehnte Pfeil von Magnus traf hingegen wieder. Alles hing somit vom letzten Schuss des Mönchs ab.

Da wandte sich Bruder Guilbert an Arn Magnusson, um ihn etwas zu fragen, aber dieser antwortete einsilbig und schüttelte den Kopf. Daraufhin schoss Bruder Guilbert seinen letzten Pfeil genau ins Ziel und hatte so den besten Schützen im

gesamten Östlichen Götaland besiegt. Im Westlichen Götaland gab es zumindest einen, der besser war.

Beim Bogenschießen war es, anders als beim Pferderennen, von Nachteil, bis zuletzt zu warten, und von Vorteil, sich vor der entscheidenden Begegnung schon einmal im Kampf gegen schwächere Gegner einzuschießen. Bruder Guilbert hatte mit einem einzigen Blick auf die Jünglinge festgestellt, welche die starken und welche die schwachen waren, damit er sie sich in der richtigen Reihenfolge vornehmen konnte.

»Nun, mein junger Lehrling, wird

dir weder die Kraft deiner Lunge noch die deiner Beine zum Sieg über deinen Lehrer verhelfen«, schmunzelte Bruder Guilbert und spannte ein paarmal spöttisch den Bogen, als Arn vortrat.

»Nein, das ist wahr«, sagte Arn. »Aber mir wäre es lieber, wir würden unter vier Augen feststellen, ob der Lehrer immer noch besser ist als sein Lehrling, denn wer von uns beiden will jetzt gewinnen?«

»Dein Sohn Magnus war sehr enttäuscht, als er unterlag, das habe ich gesehen, auch wenn er es ritterlich überspielt hat«, meinte Bruder Guilbert. »Aber was ist wohl

besser? Wenn er sieht, wie sein Vater von einem Mönch geschlagen wird? Oder wenn er seinen Vater als Sieger sieht, obwohl er sein ganzes Leben damit zugebracht hat, dich oder deinen Schatten zu besiegen? Er war wirklich sehr gut.«

»Ja, das habe ich gesehen«, erwiderte Arn zögernd. »Wirklich sehr gut, stell dir nur vor, was aus ihm hätte werden können, wenn er dich als Lehrer gehabt hätte. Ich vermag jedoch nicht zu sagen, wer von uns den Sieg davontragen sollte, denn ich weiß nicht, womit Magnus besser umgehen könnte.«

»Das weiß ich auch nicht«, sagte

Bruder Guilbert und bekreuzigte sich zum Zeichen dessen, dass er diese schwierige Entscheidung höheren Mächten überließ.

Arn nickte zustimmend, bekreuzigte sich ebenfalls und legte den ersten Pfeil auf die Bogensehne. Er traf an der unteren Kante des Greifenkopfs, was nicht verwunderlich war, da es sich um seinen ersten Schuss handelte, der entweder zu niedrig oder zu hoch ausfallen musste, ehe er wusste, wie der Bogen auf diese Entfernung traf. Deswegen lag Bruder Guilbert bis zum siebten Pfeil in Führung. Da die beiden ständig die Mitte der Schießscheibe trafen,

drängten sich dort die Pfeile.

Auf der Mauer war es inzwischen vollkommen still, und die anderen Jünglinge waren unbewusst näher gekommen, um besser sehen zu können, und standen jetzt in einem Halbrund hinter den beiden Schützen.

Den achten und den neunten Pfeil schossen beide ins Ziel. Dann schoss Arn seinen zehnten Pfeil, der ebenfalls in der Mitte der Scheibe stecken blieb. Jetzt hing alles an Bruder Guilberts letztem Pfeil.

Er zielte lange, und das einzige Geräusch waren die schwirrenden Flügel eines Schwarms

vorbeiziehender Turmschwalben.

Aber dann überlegte der Mönch es sich anders, senkte den Bogen, atmete ein paarmal tief ein, hob den Bogen erneut und zog die Sehne an die Wange. Auch dieses Mal ließ er sich beim Zielen Zeit.

Sein Pfeil traf zu hoch, da er zu viel Kraft gebraucht hatte. Damit war Arn der Sieger dieses unvergesslichen Turniers.

Eskil kam sofort mit der Herrin auf Arnäs, Erika Joarsdotter, zu den Jünglingen herab. Erika trug zwei glänzende Kronen, eine aus Gold und eine aus Silber. Sie blieben

nebeneinanderstehen, während die Jünglinge sich vor ihnen in einer Reihe am Wallgraben aufstellten.

»Dieser Junggesellenabend hat sehr gut begonnen«, sagte Eskil mit lauter Stimme. »Ihr habt meinem Haus große Ehre erwiesen, denn ein solches Turnier, wie wir es heute gesehen haben, hat es noch nie gegeben und wird es auch nie mehr geben. Die Krone des Siegers ist aus Gold, denn einen glänzenderen Sieg konnte niemand erringen. Es freut mich natürlich, dass mein Bruder gesiegt hat, da alles andere seiner Ehre und seinem Ruhm sehr geschadet hätte. Es freut mich aber

auch, dass das Gold so in unserem Hause bleibt. Tretet vor, Herr Arn!«

Arn trat etwas widerwillig vor, verbeugte sich vor Eskil und wurde von Erika Joarsdotter mit der goldenen Krone gekrönt. Dann wusste er nicht, was er tun sollte, so dass Magnus sich vorbeugen und ihn am Hemd zurückziehen musste, was bei den Zuschauern oben auf der Mauer große Heiterkeit auslöste.

Erika Joarsdotter hielt jetzt Bruder Guilbert die Silberkrone hin, denn man musste keine Rüben zählen, um zu wissen, wer der Zweitbeste gewesen war.

Bruder Guilbert protestierte und wies die Krone zurück, was auf einige wie eine geheuchelte priesterliche Bescheidenheit wirken mochte, bis er erklärte, dass er seinem Mönchsgelübde zufolge nichts besitzen dürfe. Ihm eine Silberkrone zu geben würde bedeuten, sie dem Kloster Varnhem zu stiften.

Eskil runzelte die Stirn und meinte, es sei unnötig, eine solche Trophäe dem Kloster zu geben, da Varnhem bereits mehr als genug erhalten habe. Eine gewisse Ratlosigkeit folgte, Erika ließ die Silberkrone sinken und sah Eskil an, der mit den Achseln zuckte.

Indessen fiel Bruder Guilbert eine unerwartete Lösung ein. Vorsichtig nahm er die Silberkrone aus Erikas Händen, ging auf Erik Jarls und Magnus Måneskölds Körbe zu und zählte die Rüben. Bald war er zurück und trat auf Magnus Månesköld zu.

»Du, Magnus, bist der beste Bogenschütze, den ich in diesem Land gesehen habe, nach deinem Vater natürlich«, sagte er feierlich. »Nach mir warst du der Beste, aber ich zähle nicht, da mir göttliche Hindernisse in den Weg gelegt sind. Also, junger Mann, beuge dein Haupt!«

Errötend, aber stolz und von seinen

Freunden ermuntert, gehorchte Magnus. So kam es, dass Vater und Sohn an diesem Junggesellenabend mit einer Krone aus Gold und einer Krone aus Silber erschienen.

Jetzt begann das Fest der Jünglinge. Sie sollten, wie es Sitte war, in einer laubgeschmückten Hütte den Junggesellenabend für sich feiern. Eskil und Erika Joarsdotter gingen zurück auf die Burg zu ihren Gästen, und die jungen Männer traten in den laubgeschmückten Festsaal im Freien. Stallknechte führten ihre Pferde weg, und Bedienstete brachten ihnen ihre Mäntel, trockene Kleider, Fleisch und Bier.

Als sie allein waren, begannen alle sieben auf einmal zu reden, da es ihnen völlig unbegreiflich schien, dass ein alter Mönch die jungen nordischen Helden bei ihrem eigenen Wettstreit hatte schlagen können.

Arn erklärte, es handele sich bei Bruder Guilbert nicht um irgendeinen Mönch, denn er sei wie er selbst Tempelritter gewesen. Es wäre im Gegenteil eine Schande gewesen, wenn es zwei Tempelrittern nicht gelungen wäre, ein paar nordische Grünschnäbel in die Schranken zu weisen.

Noch ehe sie das erste Bier getrunken hatten, herrschte eine gute

Stimmung. Magnus Månesköld war bester Laune, obwohl er den Wettkampf hatte gewinnen wollen. Die Einzigen, die ihn besiegt hatten, waren schließlich zwei Tempelritter des Herrn gewesen, und alle hatten mit eigenen Augen sehen können, dass alles, was über diese heiligen Kämpfer Gottes erzählt wurde, der Wahrheit entsprach.

Erik Jarl war ebenfalls zufrieden, da er wusste, dass er schon viel Glück haben musste, um Magnus Månesköld zu besiegen. Jedenfalls hatte ihn keiner seiner anderen Freunde überflügelt.

Torgils war zufrieden, weil er es

vermieden hatte, als Jüngster von allen auch am schlechtesten abzuschneiden, und Sture Jönsson war zufrieden, obwohl er der Letzte war, da er schließlich einer der beiden war, die als Nichttempelritter überhaupt einen Wettkampf gewonnen hatten, und zwar das Axtwerfen.

Arn war zufrieden, dass er gewonnen hatte, obwohl er sich dafür fast ein wenig schämte. Aber da er sich den Respekt seines Sohnes offenbar hatte erkämpfen müssen, war es ein Schritt in die richtige Richtung.

Am zufriedensten von allen war vielleicht Bruder Guilbert, da er bewiesen hatte, dass er als alter

Mann immer noch mit einem Ritterbruder mithalten konnte. Außerdem hatte Gott das Bogenschießen bestmöglich entschieden, und er hatte sich mit Arn nicht über den Ausgang dieses Wettkampfs verständigen müssen.

Als die munteren Männer zum Junggesellenabend gingen, war bereits klar, dass Eskil dieses Gelage viel Bier kosten würde und die Teilnehmer Kopfschmerzen. Die ganze Nacht lag noch vor ihnen.

Essen und Bier wurden sofort in den Mengen hereingebracht, die Bruder Guilbert und Arn befürchtet hatten. Aber auf Arns Anweisung hin

war auch ein Fässchen libanesischer Wein hereingerollt worden, das er selbst im Gepäck gehabt hatte, und auf der Tafel standen zwei Gläser für diejenigen, die Wein dem Lübecker Hochzeitsbier vorzogen.

Ehe das eigentliche Besäufnis begann, sprachen sie hauptsächlich über die Wettkämpfe, und bald erdreistete sich jemand, über die Tempelritter zu scherzen, die keine Äxte oder Speere werfen konnten.

Bruder Guilbert erklärte gut gelaunt, dass es nicht die erste Sorge eines Ritters sei, seine Lanze wegzuwerfen, sondern eher seine letzte. Und was die Axt betreffe,

würde er es mit jedem der Jünglinge aufnehmen, wenn er nur zu Pferde mit der Axt kämpfen dürfe. Allerdings ohne sie dabei wegzuwerfen. Daraufhin sah er sie alle streng und grimmig an, so dass die jungen Männer unbewusst zurückwichen. Dann brach er in schallendes Gelächter aus.

Der Stockkampf auf dem Steg hingegen, fuhr er fort, sei eine ausgezeichnete Übung. Schnelligkeit, Beweglichkeit, Balance und viele blaue Flecken seien die Grundlage aller Kriegskunst. Die blauen Flecken erinnerten einen daran, dass Verteidigung ebenso wichtig sei wie

Angriff. Das habe er Arn als Erstes beigebracht, als dieser noch ein kleiner Junge gewesen sei.

Arn hob sein Weinglas und meinte, er habe von Bruder Guilbert im Kloster Varnhem zwölf Jahre lang täglich Prügel bezogen. Dann seufzte er so schwer, dass alle lachen mussten.

Nach einer Weile mussten die jungen Männer dauernd nach draußen, um sich zu erleichtern, während Arn und Bruder Guilbert ruhig auf ihren Plätzen sitzen blieben. So kam es, dass sich immer wieder ein anderer der Jünglinge auf den freien Platz neben die beiden Älteren setzte.

Sowohl Bruder Guilbert als auch Arn hatten daher Gelegenheit, mit allen jungen Männern zu sprechen, zumindest solange diese noch ansprechbar waren.

Als Magnus Månesköld sich neben Arn setzte, war der Abend bereits fortgeschritten. Zwischen den beiden schien eine Befangenheit zu herrschen, die erst von einer ansehnlichen Menge Wein und Bier vertrieben werden konnte.

Magnus begann damit, sich zu entschuldigen, dass er seinen Vater zweimal unterschätzt habe, fügte jedoch hinzu, dass er dadurch eine Menge gelernt habe.

Arn tat so, als verstehe er ihn nicht, und bat um eine deutlichere Erklärung. Da erzählte Magnus von seiner Enttäuschung bei ihrer ersten Begegnung. Arn sei nicht der Ritter aus seinen Träumen gewesen, sondern ein Leibeigener mit Maurerkelle. Als sie dann von Forsvik davongeritten seien, hätte er es besser wissen sollen, meinte er, doch er sei so einfältig gewesen, weiter an seiner Enttäuschung festzuhalten, nachdem Arn beim Axtwerfen so schlecht abgeschnitten habe. Die Lehre, die Arn ihm erteilt habe, sei deshalb gerecht gewesen, und bedeutendere Bogenschützen als den Mönch und

seinen eigenen Vater habe er noch nie gesehen, darin hätten die Sagas also Recht behalten.

Arn versuchte das Thema zu wechseln, indem er in ernsthaftem Ton versprach, sich in Zukunft in der Kunst zu üben, Waffen wegzuwerfen. Dieser Scherz gefiel Magnus Månesköld jedoch überhaupt nicht. Er blieb ernst und stellte eine Frage, die ihm, so sagte er, erst im Nachhinein gekommen sei.

»Als wir nach Forsvik geritten kamen«, sagte er, »und Ihr, mein Vater, vom Dach heruntergesprungen seid und uns angesehen habt ... wie konntet Ihr mich da sofort als Euren

Sohn erkennen?«

Arn brach in ein hemmungsloses Gelächter aus, obwohl er lieber ernst geblieben wäre.

»Sieh mal!«, rief er und griff nach dem kräftigen roten Haarschopf seines Sohnes. »Wer, wenn nicht du, mein Sohn, hat die Haare seiner Mutter geerbt! Und selbst wenn ihr eure Helme auf dem Kopf gehabt hättet, dann hätte es genügt, auf eure Schilde zu sehen. Einer von euch, nämlich du, trägt neben unserem Folkungerlöwen einen Neumond. Und wenn das nicht gereicht hätte, dann hätte ich dir bloß in die Augen zu sehen brauchen. Du hast die schönen

braunen Augen deiner Mutter.«

»Ab morgen werde ich Euer ehelicher Sohn sein«, sagte Magnus mit plötzlicher Rührung.

»Du bist immer mein ehelicher Sohn gewesen«, antwortete Arn.
»Vielleicht haben deine Mutter Cecilia und ich eine Sünde begangen, indem wir dich zu früh gezeugt haben. Das mit unserer Hochzeit hat sich hingezogen, da es meinem Freund Knut nicht so leichtfiel, König zu werden, wie er erst geglaubt hatte, und er hatte versprochen, als König auf unsere Hochzeit zu kommen. Die Liebe zwischen deiner Mutter und mir war groß, unsere Sehnsucht

ebenfalls, und so begingen wir eine Sünde, mit der wir wahrhaftig nicht alleine dastehen. Ob diese Sünde jetzt groß war oder nicht, so haben wir sie jedenfalls mit einer harten Strafe gesühnt und sind nun gereinigt. Und morgen werden wir Hochzeit feiern, was wir schon vor mehr als zwanzig Jahren tun wollten. Aber Cecilia und ich haben schon immer zusammengehört, und du bist immer mein Sohn gewesen - an jedem Tag des langen Krieges habe ich euch in meine Gebete eingeschlossen.«

Magnus saß eine Weile lang nachdenklich da. Er wusste nicht, in welche Richtung er das Gespräch

lenken sollte, denn ihm kamen so viele Fragen gleichzeitig in den Sinn.

»Glaubt Ihr, dass der König wie versprochen zur Hochzeit kommt?«, fragte er plötzlich.

»Nein, das wird er nicht«, sagte Arn. »Birger Brosa kommt auf keinen Fall, das wissen wir, und ich glaube kaum, dass der König seinen Jarl in Verlegenheit bringen möchte. Und was die Versprechen eines Königs angeht, so habe ich lernen müssen, dass sie unterschiedlich ausfallen, je nachdem, ob sie abgegeben werden, bevor die Krone auf dem Haupt sitzt, oder hinterher. Es ist jedoch alles so klug eingerichtet, dass Erik Jarl hier

sowohl die ehrenvolle Anwesenheit eines Angehörigen des Erikschen Geschlechts als auch die der Königsfamilie garantiert.«

»Aber Erik Jarl ist doch nur hier, weil er mein Freund ist«, wandte Magnus Månesköld ein, ohne nachzudenken.

»Es freut mich, dass er hier ist, und es freut mich, dass er dein Freund ist«, sagte Arn. »Aber vor allen Dingen ist er ein Jarl des Reiches und der zukünftige König. Auf diese Weise löst mein Freund Knut seine Schwierigkeiten. Er ist wie versprochen hier und doch nicht hier, was er vermutlich Birger Brosa

zugesagt hatte. So handelt ein kluger Freund, wenn er König ist.«

»Wird es bald Krieg geben?«, fragte Magnus wie aus einer plötzlichen Eingebung heraus. Vielleicht wurde seine Zunge inzwischen stärker vom Bier als von seinen höfischen Manieren gesteuert.

»Nein«, sagte Arn. »Noch lange nicht, aber davon reden wir ein andermal, wenn nicht so viel Bier getrunken wird.«

Als hätte ihn Arns Bemerkung über das viele Bier daran erinnert, dass die Natur ihr Recht forderte, entschuldigte sich Magnus und ging

auf etwas unsicheren Beinen davon,
um sich zu erleichtern.

Wenig später saßen Bruder
Guilbert und Arn mit ihren
Weingläsern allein am Tisch,
umgeben von Lärm und Gesang.

Arn zog Bruder Guilbert mit
seinem verfehlten letzten Pfeil auf
und meinte, dass es immer ein Fehler
sei, vor einem Schuss zu viel
nachzudenken.

Vielleicht, gab Bruder Guilbert zu.
Aber höhere Mächte hätten den Pfeil
gelenkt.

»Deus lo vult«, scherzte Arn und
hob die Faust zum Gruß der

Tempelritter.

Bruder Guilbert ging sofort auf den Scherz ein und schlug mit der eigenen Faust gegen Arns erhobene Faust.

»Wir sollten vielleicht einen neuen Wettkampf veranstalten, mit schwierigeren Zielen, die sich bewegen, und vom Pferd aus«, schlug Arn vor.

»O nein!«, antwortete Bruder Guilbert verärgert. »Du willst nur deinen alten Lehrer in die Schranken weisen. Da verpasse ich dir lieber noch mal eine Abreibung auf dem Steg.«

Sie lachten sehr, aber keiner der

Jüngeren schenkte ihnen mehr sonderlich große Aufmerksamkeit und Ehrerbietung. Vielleicht verstanden sie die Unterhaltung einfach nicht. Aus alter Gewohnheit hatten Bruder Guilbert und Arn ins Fränkische gewechselt.

»Sag mir eins, Bruder«, meinte Arn nachdenklich. »Wie viele Tempelritter wären nötig, um die beiden Götaländer und Svealand zu beherrschen?«

»Dreihundert«, antwortete Bruder Guilbert nach kurzem Nachdenken. »Dreihundert haben jedenfalls gereicht, um das Heilige Land eine lange Zeit zu halten. Dies Reich ist

größer, aber dafür gibt es hier keine Reiterei. Dreihundert Ritter und drei Burgen, und wir könnten das gesamte Gebiet befrieden.« Plötzlich hielt er inne und grübelte nach, bevor er rief: »Jetzt verstehe ich, worauf deine Pläne hinauslaufen! Ich bin also gerade dabei, mit unseren lieben Freunden, den Sarazenen, die erste Burg zu bauen. Welch göttliche Ironie! Hast du eigentlich gar keine Angst, dass wir mit unseren sarazenischen Freunden Probleme bekommen könnten? Ich meine, früher oder später begreifen sogar diese nordischen Barbaren, was das für Ausländer sind, die fünfmal am Tag

beten, und das auch noch ziemlich indiskret, wenn ich einmal taktvoll darauf hinweisen darf.«

»Das war viel auf einmal«, seufzte Arn. »Ja, ungefähr so stelle ich mir das Ganze vor. Wenn ich eine Reiterei wie bei den Tempelrittern aufbaue, dann gibt es Frieden. Wir brauchen mehr Burgen als eine, das ist wahr. Und was die Sarazenen angeht, so sollen sie erst mal zeigen, was sie taugen, danach sollen die Leute ihre Vorurteile überdenken.«

»Letzteres könnte gefährlich werden«, meinte Bruder Guilbert nachdenklich. »Du und ich wissen, was wir von den Sarazenen zu halten

haben. Aber würde nicht jeder dieser ahnungslosen und primitiven Bischöfe vom Schlag getroffen, wenn er die Wahrheit über deine Burgbaumeister erführe? Und Frieden mit einer Übermacht zu schaffen, wie du dir das vorstellst, ist richtig und falsch zugleich.«

»Dass es richtig ist, weiß ich, aber wie kann es gleichzeitig falsch sein?«, fragte Arn.

»Es ist deswegen falsch, weil die nordischen Menschen nicht verstehen, wie eine Reiterei der neuen Zeit aussieht und wie unbesiegbar sie ist. Wenn du eine solche Streitmacht geschaffen hast, musst du sie erst

unter Beweis stellen, wenn du Frieden schaffen willst. Und das bedeutet in jedem Fall Krieg.«

»Ich habe viel über genau diese Sache nachgedacht«, gab Arn zu. »Und ich habe darauf nur eine Antwort: Die Lektion muss milde gestaltet werden. Du erinnerst dich doch noch an unsere goldene Regel im Templerorden?«

»Wenn du dein Schwert erhebst, denke nicht daran, wen du töten kannst, denke daran, wen du schonen kannst«, antwortete Bruder Guilbert auf Latein.

»Genau«, sagte Arn. »Möge das

Gottes Wille sein!«

VI

AUF DONNERNDEN HUFEN TRABTEN DIE PFERDE den Weg auf und ab, auf dem die Braut kommen sollte. Streitäxte funkelten in der Sonne, und überall waren das Klappern von Waffen und die harten, aufgeregten Stimmen der Krieger zu hören. Einige der Reiter trugen das Wappen des Königs, aber die meisten waren Folkunger, die aus einem weiten Umkreis von ihren Höfen und Dörfern herbeigerufen worden waren. Tausend bewaffnete Männer sollten

die Braut auf ihrem Weg beschützen.

Seitdem Frieden herrschte, hatte man so viele Krieger nicht mehr gesehen, und es war fast wie in alten Zeiten, wenn der König zu einem Heerzug gerufen hatte.

Aus allen Dörfern bis hinunter nach Skara waren die Bewohner herbeigeströmt und standen schon am frühen Morgen dicht gedrängt am Weg von Husaby bis zur Kirche von Forshem. Einige ruhten bei Bier und kaltem Braten aus, andere unterhielten sich mit Nachbarn, die sie lange nicht gesehen hatten, Kinder liefen spielend hin und her. Alle waren gekommen, um die Braut nach

Forshem reiten zu sehen. Man war neugierig, denn es hatte Vorzeichen in Form von vier Sonnen am Himmel gegeben, und gerüchteweise war von möglichen Anschlägen auf die Braut die Rede gewesen. Man hatte von den Kräften der Finsternis gesprochen, die die Braut bedrohten, davon, dass sie vom Neck geraubt, von einer Waldnymphe versteinert oder von einem Troll vergiftet werden könnte. Andere Gerüchte handelten von Krieg und Unglück, die das Land heimsuchen würden, unabhängig davon, ob die Braut in dieser Nacht nun lebend ins Brautbett kam, erschlagen oder verzaubert wurde.

Die älteren und klügeren Menschen sprachen in Andeutungen darüber, dass diese Heirat mit dem Kampf um die Macht im Reiche zu tun habe.

Wie diese Brautfahrt auch immer verlaufen würde, so war sie doch ein Schauspiel, auf das sich viele Stunden zu warten lohnte. Und Geduld musste man mitbringen, denn die Männer, die die Braut holen sollten, verspäteten sich.

Zur vereinbarten Zeit, als die Sonne am höchsten stand, hatten die drei Verheirater Pål, Algot und der junge Sture Cecilia auf den Hofplatz geführt. Sture war am Morgen schwer verkatert, aber bester Stimmung aus

Arnäs zurückgekommen und hatte von dem Turnier mit den besten Bogenschützen des Landes erzählt.

Die drei Brüder trugen ihre schönsten grünen Pääsmäntel, die jedoch neben dem von Cecilia farblos und schlicht wirkten. Auf dem Hof stand der Brauttisch mit fünf Lederbeuteln, die etwas Erde von den fünf Höfen enthielten, und einer schweren Truhe: Das war die Mitgift, die die Männer, die die Braut holen sollten, mitnehmen würden. Daneben lag Cecílias Geschenk an den Bräutigam, der zusammengefaltete Folkungermantel, den sie noch niemandem gezeigt hatte. Die

Stallknechte hielten ihre gestriegelten und festlich geschmückten Pferde, und die sechs Brautjungfern in Weiß trugen den langen Brautschleier. Cecilia sollte erst, kurz bevor man sie abholen würde, damit geschmückt werden.

Da standen sie jetzt und warteten, aber nichts geschah.

»Vielleicht hat Herr Eskil zu viel von seinem guten Bier getrunken«, meinte der junge Sture frech. Er sah es als selbstverständlich an, dass Eskil Magnusson der Brautführer sein würde, da der alte Herr Magnus lahm war.

Eine Stunde lang standen sie wartend in der Mittagshitze, denn aufzugeben hätte Unglück bedeutet. Cecilia hatte erst befürchtet, dass etwas Schlimmes geschehen sei, doch dann hatte sich ihre Furcht in Zorn darüber verwandelt, dass Herr Eskil sie warten ließ. So schlau Eskil in Geschäften sein mochte, so leichtsinnig ging er mit dem Wohl und Wehe anderer Menschen um, dachte sie.

Schon von weitem waren hinter der Wegbiegung unten am Bach und an der Brücke die Rufe der wartenden Menge zu hören. Nach Schrecken oder Unruhe klangen sie

ganz und gar nicht, sondern eher nach Freude.

Die Spannung wuchs bei den drei Pålsbrüdern und bei der Braut, deren Blicke auf die Wegbiegung geheftet waren, wo der Brautführer gleich zu sehen sein würde.

Als Erstes kam ein Reiter mit dem Wappen des Königs. Danach war ein prächtiges Gefolge mit vielen Lanzen zu sehen, die in der Sonne funkelten.

»Wenn das der Brautführer ist, auf den wir warten mussten, dann ist alles verziehen«, sagte Pål Jönsson atemlos und verblüfft und winkte die Brautjungfern heran, die sofort mit

dem Brautschleier vortraten und ihn Cecilia umlegten, so dass ihr Haar, ihr Gesicht und ihr Oberkörper bedeckt waren.

Die Braut stand vollkommen reglos und kerzengerade da, als die königlichen Reiter auf den Hof donnerten und mit gezogenen Schwertern einen großen Kreis bildeten. In diesen Kreis ritten der König und die Königin, beide in Hermelinpelzen und mit Krone, und hielten zehn Schritt von den Palsbrüdern und Cecilia entfernt ihre Pferde an.

Da das Gesicht der Braut unter dem Schleier verborgen war, konnte

niemand ihre Augen sehen. Deswegen vermochte sie den Blick ihrer lieben Freundin, der Königin, auch nicht zu erwidern, aber sie nickte vorsichtig, als Cecilia Blanka ihr mit einer Miene zulächelte, die besagen sollte, dass Cecilia Rosa einen solchen Besuch wohl nicht erwartet hätte.

Der König hob die Hand, um vor seiner Begrüßung alle zum Schweigen zu bringen.

»Vor vielen Jahren versprochen wir, Knut Eriksson, der König Svealands und Götalands, dass wir das Hochzeitsfest von dir, Cecilia, und von unserem Freund Arn Magnusson besuchen würden.

Versprechen soll man halten, und das gilt für einen König ganz besonders. Hier sind wir nun und bitten um Vergebung, dass es länger gedauert hat, als wir gedacht hatten, bis dieses Versprechen eingelöst werden konnte!«

Nach diesen Worten stieg der König vom Pferd und begrüßte die drei Pálsbrüder. Sie grüßten, indem sie vor ihm das Knie beugten. So benahmen sich die Verheirater normalerweise nicht, wenn die Braut übergeben wurde, aber umso seltener geschah es auch, dass es sich bei dem Brautführer um den König höchstpersönlich handelte.

Vor Cecilia neigte König Knut nur kurz sein Haupt und berührte sie nicht, da das ihnen beiden Unglück bringen konnte.

Männer aus dem Gefolge des Königs wurden herbeigerufen, um die Mitgift und das Geschenk für den Bräutigam auf einen laubgeschmückten Wagen zu laden, der nicht von Ochsen gezogen wurde, sondern von zwei lebhaften Füchsen. Die Stallknechte führten die Pferde für das Brautgefolge heran. Man holte für Cecilia einen Hocker, da diese in Brautkleid und Schleier ritt und so den Frauensattel nicht umgehen konnte, den sie sonst so verabscheute.

So verließen sie das Krongut Husaby: der König und die Königin an der Spitze, danach die Braut und dahinter die drei Pålsbrüder. Auf beiden Seiten schloss sich die königliche Garde an, und Reiter galoppierten voraus, um besonders Neugierige, die sich zu weit vorgewagt hatten, vom Weg zu vertreiben. Die Befehle der Kommandanten der Garde erschallten überall, und die Leibeigenen von Husaby stimmten den trillernden Gesang an, der der Glückwunsch der Leibeigenen war.

Ein prächtigeres Brautgefolge als das, was jetzt in der Sommersonne

die Hügel von Husaby hinunterkam und auf Forshem zuritt, hatte man im Reich nicht mehr gesehen, seit König Knut vor vielen Jahren zum Kloster Gudhem gekommen war, um seine Braut zu holen. Aber damals waren nicht so viele Bauern gekommen, um die Pracht zu bewundern. Dieses Mal hatten sich sogar viele Städter aus Skara auf den Weg gemacht. Die Stadtbewohner waren leicht zu erkennen, da sie wie Frauenzimmer Federn an den Mützen trugen, obgleich sie Männer waren, und einen näselnden Tonfall hatten.

Von allen Seiten wurden Segensworte und Glückwünsche

gerufen und Birkenzweige auf die Braut geworfen. Bisweilen war Cecilia über und über mit Birkenlaub bedeckt, dass sie den lästerlichen Gedanken hatte, sie sehe bald aus wie eine Waldnymphe.

Als sie sich Forshem näherten, ritten sie langsamer, und schnelle Reiter galoppierten in einer Staubwolke voraus, um dafür zu sorgen, dass die beiden Gefolge gleichzeitig zur Kirche kamen.

Schon von Ferne konnte Cecilia sehen, dass der Kirchplatz voller Menschen war, doch auch hier war der Anteil der Roten größer als der der Blauen. Aber da der König und

die Königin, die etwas vor ihr ritten, die Sverkerfarben ebenfalls bemerkt haben mussten und sie das nicht im mindesten zu bekümmern schien, bekreuzigte sie sich hastig. Dann konnte wohl keine Gefahr bestehen.

Als sie näher kam, verstand sie den Grund für das Rot. Am Kirchenportal wartete der Erzbischof, und seine Garde bestand fast ausschließlich aus Männern vom sverker'schen Geschlecht.

Aus Richtung Arnäs näherte sich das Gefolge des Bräutigams. An der Spitze ritt der älteste Führer der Folkungergarde, der für die Ehre, das Banner mit dem Folkungerlöwen

führen zu dürfen, den weiten Weg von Älgarås gekommen war. Hinter ihm ritten Herr Eskil und Arn Seite an Seite, beide in voller Rüstung, was Arn offensichtlich besser stand als seinem älteren Bruder. Arn und sein Pferd waren von Ebereschenzweigen bedeckt, da ihm auf seinem Ritt fast ebenso viele Gratulanten begegnet waren wie Cecilia. Hinter Arn ritten die Brautherren: die Jünglinge vom Junggesellenabend, unter ihnen ein Zisterziensermönch in weißem Habit mit einer großen spitzen Mütze auf dem Kopf.

Alles konnte jetzt so geschehen, wie der Brauch es forderte. Vor der

Kirche stieg die Braut mit Hilfe ihrer Verheirater vom Pferd. Männer aus der Garde des Königs, der Folkunger und des Erzbischofs bildeten auf dem Platz vor dem Kirchenportal einen Kreis aus Schilden und Schwertern. In der Mitte stand der Erzbischof in vollem Ornat mit dem weißen Pallium über Brust und Rücken und in Begleitung zweier schwarz gekleideter Kapläne.

Die Braut wurde herangeführt und neigte kurz ihr Haupt vor dem Erzbischof, aber berührte diesen nicht. Ihre drei Verheirater fielen auf die Knie und küssten den Bischofsring.

Arn und seine Begleiter hatten ein Stück entfernt gewartet. Jetzt traten sie vor, um den Erzbischof ebenfalls zu begrüßen. Auch Arn küsste den Bischofsring.

Anschließend kam der große Augenblick. Arn und Cecilia standen sich vor dem Erzbischof gegenüber, und Cecilia streifte langsam den Brautschleier ab, so dass ihr Antlitz sichtbar wurde. Sie hatte Arn bereits durch den Leinenstoff des Schleiers sehen können, er sah sie jedoch erst jetzt. So wollte es der Brauch.

Jetzt mussten die Hochzeitsgaben ausgetauscht werden. Erik Jarl trat auf Arn zu, was eine unerwartete

Ehre war, und überreichte ihm mit einer tiefen Verbeugung einen schweren goldenen Gürtel, der mit grünen Steinen besetzt war. Arn legte Cecilia den Gürtel um, und diese drehte sich einmal mit ausgebreiteten Armen um sich selbst, so dass alle, die in ihrer Nähe standen, das glänzende Gold sehen konnten.

Pål Jönsson trug Cecilians Hochzeitsgabe herbei, den zusammengefalteten blauen Mantel. Eskil begriff, was von ihm erwartet wurde, löste die schwere Silberspange, die Arns Mantel am Hals zusammenhielt, und nahm ihm den Mantel ab. Langsam und feierlich

entfaltete Cecilia ihre Gabe. Bald ertönten Rufe der Bewunderung im Gedränge hinter den Gardesoldaten. Die Leute mussten die Hälse recken, um überhaupt etwas sehen zu können. Ein schönerer blauer Mantel war ihnen noch nie untergekommen. Der Löwe auf dem Rücken funkelte, als sei er aus Gold, und der Rachen des Löwen war leuchtend rot. Eskil und Cecilia waren einander dabei behilflich, Arn den Mantel um die Schultern zu legen.

Anschließend tat Arn es Cecilia gleich. Er drehte sich einmal um sich selbst, damit ihn alle sehen konnten, und es erhoben sich neue Rufe der

Bewunderung.

Der Erzbischof hob seinen Bischofsstab und war etwas verärgert, weil es nicht sofort still wurde, was nicht so sehr auf Gottlosigkeit beruhte, sondern vielmehr darauf, dass sich alle eifrig über die kostbaren Hochzeitsgeschenke unterhielten.

»Im Namen des Vaters, des Sohnes und der Heiligen Jungfrau«, rief der Erzbischof, und endlich wurde es ganz still, »segne ich dich, Arn Magnusson, und dich, Cecilia Algotsdotter, da ihr die von Gott gestiftete Ehe eingeht. Möge euch Glück, Friede und Wohlergehen

beschert sein, bis dass der Tod euch scheide, und möge diese von Gott gestiftete Vereinigung zum Frieden und zur Eintracht in unserem Reiche beitragen. Amen.«

Dann schöpfte er Weihwasser aus einer Silberschale, die ihm einer der Kapläne reichte, berührte damit Stirn, Schultern und Herz der Brautleute und trat schließlich durch das Kirchenportal, um die Messe zu beginnen.

Ihm folgten der König und die Königin, Arn und Cecilia, die Brautherren und Brautjungfern und so viele Verwandte, wie in der kleinen Kirche Platz fanden.

Die Messe durfte nicht zu lang werden, da der Erzbischof sehr gut wusste, dass die Leute mehr am Hochzeitsfest interessiert waren als an Gott. Beim Singen der Kirchenlieder erhielt er jedoch unerwartete Hilfe vom Brautpaar und vom Zisterzienser, der zu Arn Magnussons Gefolge gehörte. Bei den letzten Psalmen übernahmen die drei ganz einfach die Rolle der Vorsänger und sangen immer eifriger, und schließlich hatten sowohl Braut als auch Bräutigam Tränen in den Augen. Sie sangen dreistimmig: Cecilias Sopran übernahm die erste Stimme, Arn die Mittelstimme und der Mönch

mit seinem tiefen Bass die Unterstimme.

Der Erzbischof betrachtete die verzückte Gemeinde, die auf einmal ihren Wunsch, das Gotteshaus möglichst schnell zu verlassen und endlich zum Bier und allen anderen Genüssen zu gelangen, vergessen hatte. Da fiel sein Blick auf Arn Magnusson, der im Unterschied zu allen anderen Männern immer noch sein Schwert trug. Für einen kurzen Augenblick überkam ihn die Angst, Arn könne böse Absichten hegen, doch dann erinnerte er sich daran, dass der Bräutigam trotz seiner blauen Kleidung Tempelritter und als

solcher ein Mann Gottes war. Das Schwert in der schwarzen Scheide mit dem goldenen Kreuz war von der Muttergottes gesegnet und durfte als einzige Waffe in der Kirche getragen werden.

Mit Arn Magnusson musste er sich gutstellen, befand der Erzbischof. Denn ein Gottesmann würde leichter verstehen, was in diesem Reich, in dem raue Gesellen wie König Knut und Birger Brosa herrschten, zum Besseren gewendet werden musste. Es war also klug, Arn Magnusson in den bevorstehenden Auseinandersetzungen zwischen kirchlicher und weltlicher Macht auf

seine Seite zu ziehen. Denn von diesen Dingen musste ein Tempelritter einfach mehr verstehen als irgendeiner seiner machtlüsternden Bundesgenossen.

Da sich die Zahl der Zuschauer nach dem Segen vor der Kirche stark verringert hatte, dauerte der Ritt nach Arnäs jetzt nur noch eine knappe Stunde. Die Braut hatte nicht mehr so viel zu befürchten, das Schlimmste war überstanden, und es war keine ernsthafte Bedrohung ihres Lebens mehr zu vermuten.

An der Spitze des Gefolges hinter den zwei Reitern mit den Wappen des Königs und der Folkunger ritten Arn

und Cecilia Seite an Seite auf Arnäs zu. Das entsprach eigentlich nicht dem Brauch, aber an diesem Tage war so einiges anders als sonst. Dass der König auch Brautführer sein könne, davon hatte noch nie jemand gehört. Dass das Brautpaar beim Singen in der Kirche sogar noch die Männer des Erzbischofs in den Schatten stellte, war ebenso ungewöhnlich.

Innerhalb der Mauern von Arnäs gab es so viele leuchtende Farben, dass das menschliche Auge mit dieser Pracht beinahe überfordert war. Um die Bierzelte herum mischten sich blutrote Sverkermäntel mit den

blauen des Erikschen Geschlechts und der Folkunger. Es gab aber auch eine Menge ausländischer Kleider in mannigfaltigen Farben, deren Träger teils Einheimische waren, die zeigen wollten, dass sie etwas Besseres waren, teils aber fränkische Männer, die Arn mitgebracht hatte und die sich offenbar zu vornehm zum Biertrinken waren. Überall dröhnten Trommeln und gelkten Pfeifen, Gaukler jonglierten mit brennenden Fackeln, und auf den Bühnen standen Sänger mit Lauten, die Lieder von fränkischen Heldentaten vortrugen. Der Erzbischof ließ sich in einer Sänfte auf den Burghof tragen und

streckte ab und zu die Hand aus, um nach rechts und links den Segen auszuteilen.

Arn und Cecilia mussten sich jetzt erneut trennen. Cecilia sollte auf eine laubgeschmückte Brautbank steigen, die auf dem Hof aufgestellt war, während Arn mit seinen Jünglingen auf einem ähnlichen Gerüst Platz nahm. Eskil hatte das so eingerichtet, damit alle Zuschauer Braut und Bräutigam sehen konnten, da nur die Hälfte der Gäste im großen Saal Platz gefunden hätte. Alle, die draußen auf dem Burghof feiern mussten, wären sehr enttäuscht gewesen, wenn sie auf ihren schlechteren Plätzen nicht

einmal das Brautpaar hätten sehen können. Ein ähnlicher Hochsitz war für den Erzbischof, den König und den Gastgeber errichtet worden.

Bruder Guilbert kletterte gelenkig und flink auf das Gerüst, setzte sich neben Arn und rief gleichzeitig den fränkischen Lautenspielern und Sängern zu, näher zu treten und das letzte Lied noch einmal zu wiederholen. Diese fühlten sich dadurch ermuntert, dass es hier offenbar Leute gab, die die Lieder verstanden, und gehorchten sofort. Arn und Bruder Guilbert nickten sich zu, als sie die ersten Strophen gehört hatten, sie kannten das Lied. Bruder

Guilbert schien sogar bei der einen oder anderen Strophe mitsingen zu können, obwohl ihm solche Lieder eigentlich verboten waren.

Es ging um den Ritter Roland, der vor seinem Tod vergebens versucht, sein Schwert Durendal zu zerbrechen, damit es nicht in die Hände des Feindes fällt, denn der Griff enthält heilige Reliquien: einen Zahn des heiligen Petrus, Blut des heiligen Basilius und einen Faden des Gewands, das die Gottesmutter getragen hatte. Aber das Schwert bricht nicht, so sehr sich der sterbende Roland auch bemüht, und da erbarmen sich die Engel Gottes des

Helden und tragen das Schwert gen Himmel. Roland sinkt mit dem Schlachthorn Olifant an seiner Seite im Schatten einer Pinie nieder und wendet den Blick dem Land der Ungläubigen zu, damit Kaiser Karl der Große seinen toten Helden nicht mit feige abgewandtem Blick findet. Er beichtet seine Sünden und hebt seinen rechten Panzerhandschuh zu Gott. Da steigt der heilige Gabriel herab und führt Rolands Seele in den Himmel.

Arn und Bruder Guilbert waren von diesem Lied sehr ergriffen, da sie alles, was da besungen wurde, vor ihrem geistigen Auge sehen konnten,

als wären sie dabei gewesen. Sie hatten viele Geschichten gehört, in denen es um christliche Ritter im Heiligen Land ging, die ihre Schwerter zerbrochen, sich zum Sterben niedergelegt und ihre Seele Gott anempfohlen hatten.

Als die beiden provenzalischen Lautensänger entdeckten, dass Bruder Guilbert und Arn von dem Lied so gerührt waren, stellten sie sich dicht neben sie, sangen eine Strophe nach der anderen und wollten gar nicht mehr aufhören. Dabei war das Lied vom Ritter Roland wahrlich nicht kurz.

Arn, der nicht begriff, dass er

einige Silbermünzen bezahlen musste, um die Sänger loszuwerden, machte das nicht enden wollende Gesänge so verlegen, dass er schließlich auf Fränkisch rief, er danke vielmals, aber jetzt sei es wirklich genug. Enttäuscht verstummten die Sänger und suchten sich ein neues Publikum.

»Du hättest ihnen etwas Geld geben sollen«, erklärte Bruder Guilbert.

»Das ist möglich«, sagte Arn. »Ich habe aber kein Silber bei mir, genauso wenig wie du, also muss ich daran denken, die Bezahlung nachzuholen. Der Mönch steckt eben noch zu sehr in mir, und das gewöhnt

man sich nicht so schnell ab.«

»Dafür bleibt dir aber nicht mehr viel Zeit, denn die Hochzeitsnacht lässt nicht mehr lang auf sich warten«, scherzte Bruder Guilbert, bereute es jedoch sofort, als er sah, wie bleich Arn wurde.

Endlich wurde ins Horn geblasen, und das eigentliche Fest konnte beginnen. Die Hälfte der Gäste begann sich auf die Türen des großen Saals zuzubewegen, während die anderen draußen auf dem Hof stehen blieben, ohne richtig zu wissen, wie sie sich verhalten sollten, um nicht gekränkt zu wirken, dass sie nicht zu den hundert Vornehmsten gehörten.

Richtig unzufrieden schienen nur die Männer aus der Sverkersippe, die unter sich geblieben waren und daher eine Art großen roten Blutfleck mitten auf dem Hof bildeten. Denn unter den Gästen, die sich auf den großen Saal zubewegten, trugen nur wenige rote Mäntel, und zwar hauptsächlich Frauen.

Der schönste dieser roten Mäntel gehörte Ulvhilde Emundsdotter, die seit der harten Zeit im Kloster Gudhem die liebste Freundin der beiden Cecilien war. Die Freundschaft der drei Frauen war wunderbar stark, obwohl zwischen ihnen Blut vergossen worden war.

Cecilia Rosas zukünftiger Mann Arn hatte einmal Ulvhildes Vater Emund die Hand abgehauen, und Cecilia Blankas Mann Knut hatte ihn dann nach einem Verrat erschlagen.

Die drei Frauen traten als Erste in den Saal. Königin Blanka wusste bereits, wo sie an diesem Abend sitzen würden: ganz oben auf der Brautbank, oberhalb der sechs Brautjungfern.

Obwohl der Abend in diesen Mittsommerzeiten hell war, hatte man überall im Saal große Feuer entzündet, als die Gäste eintraten. Über den Ehrenplätzen hing an der Längswand ein großes blaues Stück

Stoff mit einem ausgebleichenen Folkungerlöwen aus der Zeit der Urahn, und rechts und links davon hatten die Diener die beiden Zielscheiben des Wettschießens vom Junggesellenabend aufgehängt, so dass das Auge beinahe als Erstes auf die beiden von Pfeilen durchbohrten Greifen der Sverkersippe fiel. Über die Pfeile der einen Zielscheibe hatte man eine goldene Krone gehängt. Alle konnten nun mit eigenen Augen sehen, was man sich erzählte: Der Bräutigam hatte auf fünfzig Schritt Abstand zehn Pfeile so nahe beieinander ins Ziel gesetzt, dass sich eine Krone darüberstreifen ließ.

Ulvhilde war das alles keineswegs entgangen. Als sie neben ihren Freundinnen Platz genommen hatte, bemerkte sie wütend, dass sie Glück gehabt habe, am Vortag nicht zugegen gewesen zu sein, denn dann hätte sie sich in Acht nehmen müssen, um nicht als Zielscheibe zu gelten. Auf dem Rücken ihres roten Mantels trug sie nämlich einen schwarzen Greifenkopf aus tausend Seidenfäden, eine Arbeit, die in der langen Zeit der Gefangenschaft im Kloster Gudhem entstanden war.

Cecilia Blanka meinte, die Schmach sei immer nur so groß, wie man sie selbst empfinde, und

Ulvhilde solle dafür sorgen, dass beim nächsten Schützenfest auf Ulfshem ein Löwe als Zielscheibe diene. So könne sie den Spöttern diese Frechheit mit eigener Münze heimzahlen.

Die Bank für den Bräutigam stand weit hinten im Saal jenseits der ersten großen Tafel, in deren Mitte sich die Ehrenplätze befanden. Dort ließen sich Eskil und Erika Joarsdotter neben dem Erzbischof nieder. Der König hatte entschieden, dass er neben dem Bräutigam Platz nehmen würde, da die Königin bei der Braut sitze. Eine solche Ehre war noch keinem Brautpaar im Reich des

Erikschen Geschlechts und der Folkunger zuteil geworden.

Doch als alle sich gesetzt hatten, verließ Erika Joarsdotter unruhig ihren Platz und ging zur Tür. Dort blieb sie eine Weile stehen, und überall wurde geflüstert und gemurmelt, dass irgendetwas nicht so sei, wie es sich gehöre. Aber die Gäste erwartete eine umso frohere Überraschung. An der Seite seiner Frau Erika trat der alte Herr Magnus in den Saal und ging langsam an den Tischen vorbei zu den Ehrenplätzen, wo er sich neben dem Erzbischof niederließ. Das Hausgesinde brachte ein silberbeschlagenes Trinkhorn, aus

dem schon die Ahnen getrunken hatten, und reichte es ihm. Herr Magnus erhob sich, stand breitbeinig da und erhob das Horn. Spannung und Erstaunen hatten alle Gäste zum Verstummen gebracht. Schließlich hatte man geglaubt, Herr Magnus sei bereits seit Jahren lahm und warte auf den schwarzen Befreier.

»Nur wenigen Männern ist die Freude vergönnt, die mir heute zuteil wird!«, sagte Herr Magnus mit klarer und lauter Stimme. »Ich trinke jetzt mit euch, meine Freunde und Bundesgenossen, weil mein Sohn aus dem Heiligen Land zurückgekehrt ist und weil ich eine Tochter für mein

Haus gewonnen habe, aber auch weil mir meine Gesundheit zurückgegeben wurde und weil ich euch heute in Frieden und Eintracht bei mir versammelt sehe. Einen besseren Grund, diesen Becher zu heben, hatte wohl keiner meiner Väter!«

Herr Magnus leerte das Horn in einem Zug, ohne einen Tropfen zu vergießen. Die neben ihm saßen, merkten jedoch, dass er zum Schluss vor Anstrengung zitterte.

Es entstand eine kurze Stille, nachdem sich Herr Magnus wieder gesetzt und das Horn seiner Väter an seinen Sohn Eskil weitergereicht hatte. Danach erhob sich ein tosender

Beifall, der zu einem mächtigen Donner anschwell, als hundert Gäste mit den Fäusten auf die Tische schlugen. Bald erklangen auch die Pfeifen und Trommeln, und das Essen wurde von weiß gekleidetem Hausgesinde aufgetragen, vor dem Gaukler hergingen und Musik und Faxen machten.

»Bei dem ganzen Essen, den Pfeifern und dem Bier werden wir nicht so begafft, und das ist nur gut«, sagte Königin Blanka und trank Cecilia und Ulvhilde zu. »Sie hätten nämlich durchaus etwas zu glotzen, denn wir machen uns hier oben in Grün, Rot und Blau recht gut!«

Sowohl Ulvhilde als auch Cecilia mussten sehr darüber lachen, wie ihre Freundin mit der Tatsache umging, dass geflüstert und mit den Fingern auf sie gezeigt wurde.

Die Gäste unten im Saal waren bald so laut, dass sich die Freundinnen sicher sein konnten, nicht belauscht zu werden. Königin Blanka meinte, es sei an der Zeit, alles zu erklären, während sie noch klar im Kopf seien, denn bald würden sie zu viel getrunken haben.

Vor allem müsse sie erklären, dass diese Feierlichkeiten mehr als nur ein frohes Hochzeitsfest seien. Es gebe viel Anlass zur Freude, mehr, als sie

einst in der Gefangenschaft von Gudhem zu hoffen gewagt hätten. Wenn sie damals doch nur in einem der Augenblicke größter Verzweiflung sich so hätten dasitzen sehen können: alle drei beisammen, wovon zwei gut verheiratet und die dritte bei ihrem eigenen Hochzeitsfest. Das sei wahrhaftig mehr, als man erwarten dürfe, aber sie hätten noch den Rest ihres Lebens Zeit, sich über diese unbeschreibliche Freude und diese unfassbare Gnade zu unterhalten. Hier und jetzt müsse sie erst über andere Dinge sprechen, denn bald sei dazu keine Zeit mehr.

Fast alle mächtigen Männer des Reiches befänden sich im Saal, erklärte die Königin, alle außer Birger Brosa und einige von der Bischofsmeute. Bei Arn am anderen Ende des Saals funkelten die Kronen des Königs und des Jarls. Hier bei der Braut sitze die Königin, und auch den Erzbischof sähen sie auf einem der Ehrenplätze.

Um all das habe sie kämpfen müssen, denn ihr Mann und König habe ziemlich geklagt und sich quergestellt. Er habe seinen Jarl Birger Brosa auf keinen Fall kränken wollen. Jetzt sitze Birger Brosa allein bei seiner Brigida auf Bjälbo und

make ein saures Gesicht. Das sei zwar nicht gut, aber dennoch das Beste, was hätte eintreten können. Die Absicht sei schließlich gewesen, die Eintracht zwischen dem Erikschen Geschlecht und den Folkungern zu demonstrieren.

»Aber, liebste Freundin, du hast doch selbst gesagt, dass es uns wie ein wunderbarer Traum vorkommt, hier beisammensitzen zu dürfen. Meinst du damit etwa, dass du nicht unserer Freundschaft wegen hier bist, sondern aus Machtstreben?«, wandte Cecilia mit einer plötzlich gekränkten Miene ein.

»Nein, keineswegs!«, antwortete

die Königin. »Aber du musst beide Seiten sehen. Jetzt kann niemand behaupten, dass der König versucht hätte, diese Hochzeit zu verhindern, damit du im Kloster Riseberga geblieben wärest. Wenn sich der König mit seinen Wünschen durchgesetzt hätte, wären nämlich nur Erik Jarl, der Erzbischof und etwa die Hälfte der Gäste hier gewesen. Und das hätte den Verdacht geschürt, dass der König eigentlich gegen diese Heirat wäre. Schon bald wären Gerüchte einer Spaltung überall im Umlauf gewesen. Der König und Arn hätten angefangen, sich schief anzusehen. Das wäre Wasser auf die

Mühlen von Birger Brosa gewesen und außerdem eine Dummheit, aber Männer sind eben oft dumm!«

»Du bist die Einzige von uns Dreien, die das Zeug zur Königin hat«, seufzte Ulvhilde. »Alles, was du über den Kampf um die Macht sagst, klingt so klug. Was ich nicht verstehe, ist, wie du deinen Knut immer zu allem überreden kannst. Ich habe es zu Hause einfacher, da ich die Besitzerin des Hofs bin, aber wie stellst du das an?«

»Geduld ist das eine«, antwortete die Königin mit froher Miene, trank eilig den letzten Schluck Wein und reichte ihr leeres Glas einem Diener.

»Das andere ist die Eitelkeit der Männer, die immer über ihren Verstand siegt. Als ich meinem lieben Mann Knut erklärte, wie er mit dieser Hochzeit, über die so viel Böses gesagt wurde, Frieden schaffen könne und dass man ihn dann wegen seines Edelmutts lieben würde, hörte er sofort besser zu. Ich habe gemeint, es nütze nichts, ein langes Gesicht zu machen, da sich diese Hochzeit doch nicht verhindern ließe. Dann sei es besser, wenn der König selbstlos und mit all seiner Macht seine schützende Hand über uns alle halte. So würde ein treuer Freund und guter König handeln. Schließlich hat er das

eingesehen.«

»Obwohl er sich erst einem verärgerten Birger Brosa und zwei Cecilien gegenüber sah, die seine Pläne durchkreuzten!«, meinte Ulvhilde lachend.

»Es gilt, immer wieder dasselbe zu sagen, aber mit anderen Worten. Und jetzt sitzen wir hier, und das nicht nur zu unserer eigenen Freude, sondern auch zum Besten des Reiches«, sagte die Königin und schlug entzückt die Hände zusammen beim Anblick der mit roten und schwarzen Federn hübsch angerichteten Kapaune, die gerade vor sie hingestellt wurden. Sie hatte bereits bei der Begrüßung Erika

Joarsdotter zugeflüstert, man möge ihr bitte auf der Brautbank das Schweinefleisch ersparen. Ihre beiden Freundinnen würden als ehemalige Klosterfrauen vermutlich ihren Geschmack teilen.

Es wurde nun zum ersten Mal auf das Wohl der Braut getrunken, und Cecilia musste sich erheben, errötend und unsicher, und ein ganzes Glas Wein trinken.

»Wir müssen dafür sorgen, dass sie uns Wasser bringen«, flüsterte Ulvhilde, »denn heute Abend wird sicher noch oft auf das Wohl der Braut angestoßen.«

Die Königin nickte energisch und winkte dem zuständigen Diener.

Am anderen Ende des Saals ganz oben auf der Bank des Bräutigams saß neben Arn der König, flankiert von Magnus Månesköld und Erik Jarl. König Knut hatte den Arm um Arn gelegt und erzählte lange Geschichten, wie sehr er darunter gelitten habe, dass ihm Arn während der langen blutigen Jahre, ehe er sich der Krone auf seinem Haupt habe sicher sein können, nicht beigestanden habe. Einen treueren Freund als Arn habe er in diesem Leben nicht, denn Birger Brosa sei eher etwas wie ein kluger Vater als

ein Freund. Er habe keinen Augenblick gezögert, das Hochzeitsfest seines besten Freundes zu besuchen, und zwar mit allen Fahnen und Reitern, die er habe aufbieten können. Und er habe auch nicht daran gezweifelt, dass diese Hochzeit stattfinden werde. Sie sei schließlich Gottes Wille und die Gnade und Belohnung der Heiligen Jungfrau für jahrelange Treue und die Hoffnung, die Arn und Cecilia nie aufgegeben hätten. Wie könne er sich wohl als armer, sündiger Mensch diesem hohen Willen widersetzen?

Cecilia Rosa und die Königin seien beste Freundinnen, und daher

sei die Freude umso größer. Außerdem würden sie bald Nachbarn. Für die Leute auf Forsvik liege die nächste Kirche auf Näs, und er selbst und seine Königin würden Forsvik gerne durch ihren Besuch ehren.

Viele solcher milden Worte sprach der König zu Arn, der froh und erleichtert war. Doch er hatte so lange in einer Welt gelebt, in der Lüge und Falschheit geächtet waren, dass er alles glaubte, was man ihm sagte.

Die sarazenischen Baumeister saßen zusammen an der anderen großen Tafel, ganz in der Nähe von

der Bank des Bräutigams. Arn hatte selbst dafür gesorgt, denn alle sollten sehen, dass man sie für ihre Arbeit ehrte. Er hatte Erika Joarsdotter auch darum gebeten, an deren Tafel nur Wasser ausschenken zu lassen und ihnen kein Schweinefleisch vorzusetzen. Außerdem wollte er gerne ganz in der Nähe seiner Baumeister sitzen, falls es auch nur den geringsten Streit geben sollte.

Und jetzt sah es dort unten tatsächlich nach Streit aus, obwohl er von weitem unmöglich sehen konnte, worum es ging. Er gab vor, dass es für ihn bereits an der Zeit sei, sich zu erleichtern, ging auf den Ausgang zu

und tat dann so, als müsse er bei den Sarazenen stehen bleiben, um sich beglückwünschen zu lassen. Das taten sie auch, als er bei ihnen stehen blieb, und ihr Streit verstummte.

Arn kam sich in seinen geckenhaften fränkischen Kleidern, die unter seinem Mantel knisterten, sobald er sich bewegte, unwürdig vor. Seine Baumeister schienen auch wirklich Mühe zu haben, sich das Lachen zu verkneifen. Er fragte ohne Umschweife, was mehr die Art der Bewohner des Nordens als die der Araber war, worum es bei dem Streit gegangen sei, erhielt jedoch nur ausweichende Antworten. Man hatte

offenbar darüber gesprochen, dass die eine oder andere der Speisen unrein gewesen sein könne.

Dieses Missverständnis wollte er so schnell wie möglich aufklären. Es gab nur eine Art, sofort den Respekt und Gehorsam der Sarazenen zurückzugewinnen. Als würde er nur eben ein paar Strophen eines Lieds rezitieren, sprach er lächelnd zu ihnen in ihrer eigenen Sprache.

»Im Namen Gottes des Gnadenreichen und Barmherzigen!«, begann er, und an der Tafel wurde es sofort vollkommen still. »Hört den ersten Vers der fünften Sure: ›O ihr, die ihr glaubt, haltet eure Verträge.

Erlaubt ist euch als Speise das unvernünftige Vieh.< Oder warum nicht Gottes eigene Worte aus der sechsten Sure? ›So esset das, worüber Allahs Name gesprochen ward, so ihr an seine Zeichen glaubt. Und was ist euch, dass ihr nicht esset von dem, worüber Allahs Name gesprochen ward, wo er euch schon erklärte, was er euch verwehrt hat, außer wozu ihr gezwungen werdet? Aber siehe, wahrlich viele führen euch irre mit ihren Gelüsten in Unwissenheit. Siehe, dein Herr kennt sehr wohl die Übertreter!<<

Mehr brauchte Arn nicht zu sagen, er musste auch nicht erklären, wie

diese Worte zu verstehen seien. Er nickte freundlich, nachdenklich und mehr zu sich, als hätte er nur ein paar weltliche Verse rezitiert, um seine Freunde, die Burgenbauer aus dem Heiligen Land, zu unterhalten. Ruhig ging er an seinen Platz zurück, und dem schönsten Folkungermantel des Landes wurde mehr Aufmerksamkeit gezollt als dem Umstand, dass der Bräutigam unerwartet ein paar Verse vorgetragen hatte. Vom Tisch der Sarazenen war an diesem Abend jedoch kein unwilliges Gemurmel mehr zu hören.

Sobald König Knut einen in der Krone hatte, kam er auf das zu

sprechen, was ihn am meisten beschäftigte. Als Erstes meinte er, es sei von größter Bedeutung, dass sich Arn mit seinem Oheim Birger Brosa wieder aussöhne. Danach sprach er vom nächsten Hochzeitsfest bei den Folkungern. Arns Sohn Magnus Månesköld solle mit der Sverkertochter Ingrid Ylva das Brautbett teilen, und zwar je eher, desto besser.

»Man hat noch nicht einmal die Decke des Brautbetts über mich und Cecilia gezogen, da zettelst du bereits die nächste Hochzeit an? Was beabsichtigst du damit?«, fragte Arn, nachdem er eine Weile gehustet hatte,

denn er hatte sich prompt verschluckt.

»Dieser heimtückische Erzbischof da drüben will einen Sverker - um genau zu sein: Sverker Karlsson - zum nächsten König des Reiches machen«, antwortete Knut und sprach gleich etwas leiser, obwohl ihn bei dem Lärm des Gelages ohnehin außer Arn niemand gehört hätte.

»Zum einen liegt die Macht bei euch vom Erikschen Geschlecht und bei uns Folkungern«, meinte Arn, »und zum anderen verstehe ich nicht, wie wir den Erzbischof durch die Hochzeit meines Sohnes mit einer Sverkertochter milde stimmen können.«

»Das ist auch gar nicht die Absicht«, antwortete der König. »Unsere Absicht ist, bis zuletzt einen Krieg zu vermeiden. Was wir in den vielen Jahren, die wir im Reich Krieg führten, gesehen haben, will niemand von uns noch einmal erleben. Wir wollen nicht den Erzbischof und seine dänischen Freunde mildestimmen, sondern die Sverkersippe. Je mehr Ehebande zwischen uns bestehen, desto besser halten wir den Krieg fern.«

»So denkt Birger Brosa«, nickte Arn.

»Ja, so denkt Birger Brosa, und mit seiner Klugheit hat er in mehr als

zwanzig Jahren recht behalten. Sune Sverkersson Sik ist der Bruder von König Karl. Wenn der Erzbischof und seine dänischen Freunde uns den Krieg erklären wollen, müssen sie Sune Sik auf ihre Seite bringen. Da reicht König Karls Sohn Sverker, den sie unten in Roskilde zum König hochpäppeln, nämlich nicht aus. Sune Sik aber würde es sich wohl mehr als einmal überlegen, gegen seinen eigenen Schwiegersohn Magnus Månesköld das Schwert zu ziehen.«

»König Karl haben wir auf Visingsö erschlagen. Sein Sohn Sverker ist nach Dänemark entkommen, aber jetzt werden wir ihn

mit einem Hochzeitsfest bezwingen, und dabei spielt es offenbar keine Rolle, wer diese Ingrid Ylva heiratet: ich selbst, wie du und Birger Brosa zuerst dachtet, oder mein Sohn Magnus!«

»Richtig!«

»Hast du Magnus schon gefragt, was er von seiner bevorstehenden Hochzeit hält?«, fragte Arn leise.

Aber diese Frage ignorierte der König einfach. Er wandte sich an die Dienerschaft, weil ihm der gepökelte Rinderbraten und das Bier ausgegangen waren. Der König war dafür bekannt, dass er gepökeltes

Fleisch dem frischen Braten vorzog, da es besser zum Bier passte.

Da Magnus Månesköld weniger als eine Armeslänge von Arn entfernt saß und sich eifrig mit Erik Jarl über Speere und die Jagd unterhielt, musste auf die Frage nach einer weiteren Hochzeit eine rasche Antwort zu bekommen sein. Zumindest erwartete Arn das, als er sich vorbeugte und seinem Sohn die Hand auf den Arm legte. Dieser unterbrach seine Unterhaltung sofort und drehte sich um.

»Ich habe eine Frage an dich, mein Sohn«, sagte Arn. »Sie ist einfach zu formulieren, aber vielleicht schwerer

zu beantworten. Willst du Ingrid Ylva, Sune Siks Tochter, zur Frau nehmen?«

Magnus Månesköld verstummte, so sehr verblüffte ihn diese Frage. Aber bald hatte er sich soweit gesammelt, dass er antworten konnte.

»Wenn das Euer Wunsch ist, mein Vater, und wenn das außerdem noch der Wunsch des Königs ist, dann könnt Ihr gewiss sein, dass ich sofort gehorchen werde«, antwortete er und beugte das Haupt.

»Ich habe es dir nicht befohlen, sondern dich nach deinen eigenen Wünschen gefragt«, erwiderte Arn

stirnrunzelnd.

»Mein Wunsch ist, meinem Vater und meinem König, soweit es in meiner Macht steht, zu Willen zu sein. Das Brautbett mit einer Frau zu teilen, gehört zu den leichteren Diensten, die ihr von mir begehren könnt«, antwortete Magnus Månesköld eilig, fast als würde er ein Gebet herunterleiern.

»Würde dich eine solche Hochzeit glücklich oder unglücklich machen?«, beharrte Arn, um herauszufinden, was hinter der merkwürdigen Bereitwilligkeit seines Sohnes steckte.

»Nicht unglücklich, mein Vater«, entgegnete Magnus Månesköld. »Ingrid Ylva habe ich nur zweimal gesehen. Sie ist eine holde Maid mit schmaler Taille und dem schwarzen Haar der Sverkerfrauen, das auch die Mutter meines Vaters hatte, wie ich gehört habe. Ihre Mitgift ist vermutlich auch nicht zu verachten, und sie ist von königlichem Geblüt. Was sollte ich mehr begehren?«

»So einiges, falls du vielleicht eine andere Frau so liebst, dass du für sie jeden Morgen und Abend voller Sehnsucht betest«, murmelte Arn mit gesenktem Blick.

»Ich bin nicht wie Ihr, mein Vater«,

antwortete Magnus Månesköld milde und mit einem Blick, der mehr von Mitleid und Liebe zeugte als von Spott. »Die Geschichte Eurer Liebe und der meiner Mutter ist schön, und sie wird in Ställen und auf Märkten besungen. Auch der heutige Tag hat das schöne Lied von Glaube, Hoffnung und Liebe nicht verringert. Und ich freue mich ehrlich darüber. Aber ich bin nicht wie Ihr, mein Vater. Wenn ich heirate, dann tue ich, was die Ehre fordert und was meine Familie, mein Vater und mein König von mir verlangen. Etwas anderes habe ich mir nie vorgestellt.«

Arn nickte stumm und wandte sich

erneut an den König. Gerade als er sagen wollte, was ihm auf den Lippen lag, nämlich dass die Hochzeit mit Ingrid Ylva stattfinden könne, sobald sie sich mit Sune Sik geeinigt hätten, hielt er inne und überlegte es sich anders. Mehrere Dinge ließen ihn zögern. Vor allem, dass er bei einem solchen Fest der Brautführer werden und die Tochter des Mannes abholen würde, dessen Bruder das Ziel des Mordanschlags gewesen war, an dem er sich seinerzeit beteiligt hatte. So etwas erforderte längeres Nachdenken und Gebet, so etwas durfte man nicht überstürzen.

Der Abend war erst knapp zur Hälfte vorbei, als die kurze Dunkelheit hereinbrach und es Zeit zum Tanzen war. Die Trommler, Bläser und Pfeifer spielten auf, und die sechs weiß gekleideten Brautjungfern erhoben sich, fassten sich an den Händen und gingen mit langen Schritten im Takt der Musik zwischen den Tischen entlang. Dieser Tanz war der Abschied der Jugend von der Braut, die jetzt ihre Schwestern verlassen würde. Er war bisher wohl nur selten zu ausländischer Musik von

ausländischen Spielleuten aufgeführt worden, aber die meisten waren der Meinung, dass ihn das noch besser machte.

Als die Jungfern das erste Mal um die Tische getanzt waren, wurde die Musik vor der zweiten Runde schneller und lauter. Bei der dritten und letzten Runde konnten einige der Jungfern kaum noch das Gleichgewicht halten. Nach geltendem Brauch hätten sie im Kreis tanzen und sich an den Händen festhalten sollen, dann hätten sie sich bei den schnellen Schritten auch gegenseitig stützen können, aber der Festsaal auf Arnäs war zu gut

besucht, um der alten Ordnung folgen zu können.

Nachdem sie dreimal im Kreis getanzt waren, blieben die Jungfern mit hochrotem Gesicht an der Brautbank stehen und forderten Cecilia Rosa, die Königin und Ulvhilde Emundsdotter auf, herabzusteigen und sie an den Händen zu nehmen. Mit Königin Blanka an der Spitze, gefolgt von Ulvhilde und der Braut, schritten die Frauen noch einmal durch den Saal und verließen ihn dann.

Sobald sich die Tür geschlossen hatte, wurde aus allen Richtungen nach mehr Bier gerufen, und der Lärm

war schließlich so groß, dass man seinen Nebenmann nur verstehen konnte, wenn man sich anbrüllte.

Kaum war der nächste Krug geleert, da stand der alte Herr Magnus auf und ging, auf seinen Sohn Eskil gestützt, zur Bank des Bräutigams. Er reichte Arn die Hand, damit dieser herabsteigen konnte. Der König, Erik Jarl, Magnus Månesköld und der Mönch folgten ihm.

Unter Glückwünschen und Zurufen, die teilweise recht frech waren und die man sich nur nach dem Genuss von sehr viel Bier traute, schritt Arn langsam und mit männlicher Würde als letzter aus dem Saal. Der König

führte den Zug an.

Draußen auf dem Hof standen die Gäste auf Tischen und Bänken, um zuzuschauen, wie das Brautpaar zum Hochzeitsbett geführt wurde. Fackelträger flankierten die Prozession.

Der Weg war nicht weit: Er führte zum hinteren Teil des Langhauses und von dort aus die Treppen zur Brautkammer hinauf.

Der alte Herr Magnus hatte Mühe, die Bräutigamstreppe hinaufzusteigen, aber er gab nicht auf und lehnte jede Hilfe wütend ab.

Im Vorzimmer der Brautkammer

herrschte großes Gedränge, nachdem alle eingetreten waren und damit begannen, Arn zu entkleiden. Dieser wehrte sich zunächst, doch sein Vater scherzte, dass es jetzt für jeden Widerstand zu spät sei.

Sie nahmen ihm seine ausländischen Kleider ab und zogen ihm ein fußlanges weißes Leinenhemd mit großem Halsausschnitt über. Dann konnten sie endlich die Tür zur eigentlichen Brautkammer öffnen.

Dort lag Cecilia in einem weißen Hemd und mit offenem Haar. Am Fußende des großen Brautbetts standen die Königin, Ulvhilde und die

sechs Brautjungfern. Der König und Herr Magnus führten Arn zum Bett und forderten ihn auf, sich neben Cecilia zu legen. Als er dalag, ebenso schamrot wie Cecilia, stellten sich auch seine Begleiter am Fußende des Bettes auf.

Alle standen eine Weile schweigend da, und Arn, der nicht die mindeste Ahnung hatte, was von ihm oder von Cecilia erwartet wurde, blickte verstohlen zu ihr hinüber und flüsterte ihr eine Frage zu, die sie nicht beantworten konnte. Es hatte den Anschein, als würden alle ihre Verwandten und Freunde auf etwas warten, obwohl weder Arn noch

Cecilia wussten, worauf.

Das Schweigen und Warten erschien ihnen unerträglich lang, bis sie endlich erfuhren, dass man auf den Erzbischof wartete. Dessen Ächzen war schon eine geraume Zeit von unten zu hören, ehe er auf einen Kaplan gestützt in die Kammer torkelte.

Jetzt war der Augenblick gekommen. Der Erzbischof hob seine Hand und sprach etwas atemlos seinen Segen. Die Königin nahm die große, prächtige Hochzeitsdecke an der einen Ecke und der König an der anderen, und gemeinsam zogen sie sie langsam über Cecilia und Arn.

In Anwesenheit von zwölf Zeugen waren sie jetzt zum Bett geleitet worden. Damit waren Arn Magnusson und Cecilia Rosa Mann und Frau. Nach den Regeln der Kirche hieß das, bis dass der Tod sie scheiden würde. Nach den Regeln des Westlichen Götalands und denen der Väter bedeutete es, dass ihre Ehe so lange hielt, bis es einen Grund gab, sich scheiden zu lassen.

Ihre Freunde beglückwünschten sie einer nach dem anderen, verbeugten sich und verließen das Brautpaar dann für die erste gemeinsame Nacht.

Die Kammer war von Kienspänen in schmiedeeisernen Haltern und von

Wachskerzen erleuchtet. Reglos und steif lagen sie nebeneinander und starrten an die Decke, ohne dass einer von ihnen etwas zu sagen gewusst hätte.

Ihr Weg bis in dieses Bett war lang gewesen. Jetzt waren sie endlich angekommen, da Gott es so gewollt hatte. Die Heilige Jungfrau hatte es ihnen versprochen, und sie selbst hatten zwanzig Jahre lang jeden Abend dafür gebetet. Sie lagen aber auch dort, weil der Friede und die Eintracht im Reich es forderten und weil ihre beiden Familien das so beschlossen hatten. Der König und die Königin hatten die

Hochzeitsdecke über ihnen ausgebreitet. Niemandem war es je vergönnt gewesen, so feierlich Mann und Frau zu werden.

Cecilia dachte daran, wie sich die Hindernisse aufgetürmt hatten, seit sie Arn nach all den Jahren auf Näs wiedergesehen hatte. Jetzt war das alles vorbei, wie es schien im Handumdrehen. So viel war mit ihr nach dem Willen anderer und nach den Erfordernissen der Bräuche geschehen, und sie hatte sich davon wie von einem gewaltigen Strom mitreißen lassen, wie das Laub in dem Frühlingsbach, den sie sich auf ihrem Ritt von Näs nach Riseberga

vorgestellt hatte. Diese Reise erschien ihr jetzt weit weg und gleichzeitig so nahe, als sei sie erst gestern gewesen. Beim Anblick der Zeit schwindelte es ihr, und sie versuchte sie zu fangen und festzuhalten, indem sie die Augen schloss und sich daran zu erinnern suchte, wie Arn auf seinem schwarzen Pferd mit der Silbermähne auf sie zugeritten war. Aber als sie die Augen schloss, drehte sich das Bett wie ein Mühlrad, und sie musste sofort wieder die Augen öffnen, um den Schwindel zu vertreiben.

Arn dachte daran, dass die Liebe, die er viele Jahre lang so stark

empfunden hatte und die er nie hatte verraten wollen, in letzter Zeit von mancherlei Dingen verdrängt worden war, die nichts mit Liebe zu tun hatten. Noch vor wenigen Stunden hatten er und Knut über die Heirat als ein wirkungsvolles Mittel gegen Krieg gesprochen, als hätte eine Hochzeit nicht das Geringste mit Liebe zu tun. Genauso hatte auch ihr gemeinsamer Sohn Magnus vorhin von der Liebe gesprochen, als er ihn nach der Hochzeit mit Ingrid Ylva gefragt hatte. Als hätte dieser ständige Kampf um die Macht seine eigene Liebe in den Schmutz gezogen und entwertet.

Und der körperliche Teil der Liebe, den er mit Hilfe von Gebeten, kaltem Wasser und nächtlichen Ausritten zu vertreiben gelernt und von dem es immer geheißen hatte, er sei Sünde und Versuchung, dieser Teil der Liebe sollte jetzt von der heiligen Gottesmutter gesegnet sein. Eine ganze Festgesellschaft erwartete, dass er die fleischliche Vereinigung mit Cecilia vollzog, denn bei der Messe des nächsten Tages sollte in der Kirche von Forshem die Läuterung der Braut stattfinden.

Er versuchte sich daran zu erinnern, wie es gewesen war, als sie zusammen gewesen waren und sich

mit großer Lust ebendem hingegeben hatten, aber es war, als sei die Tür zu dieser Erinnerung verschlossen, als hätten allzu viele Gebete und angsterfüllte Nächte in einer kleinen Klosterzelle oder in einem Schlafsaal mit anderen Ritterbrüdern ihr einen Riegel vorgeschoben.

Er spürte, dass er zu schwitzen begann, und schlug vorsichtig die dicke Hochzeitsdecke beiseite, die König und Königin ihnen bis zu den Nasenspitzen gezogen hatten.

»Danke, mein Liebster«, sagte sie.

Mehr sagte sie nicht, als würde ihrer beider Scham sie daran hindern.

Aber ihre Stimme zu hören war lieblich und ein Labsal, vor allem aber sie gerade diese Worte sagen zu hören, die sie jetzt mit vollem Recht verwenden durfte.

»Denk dir, dass wir das jetzt endlich sagen dürfen, meine Liebste«, erwiderte er mit belegter Stimme, entschlossen, nicht wieder ein längeres Schweigen eintreten zu lassen. »Wenn wir jetzt endlich hier angekommen sind, sollten wir da nicht zuerst der Heiligen Jungfrau danken, dass sie auf dem ganzen langen Weg ihre schützende Hand über uns gehalten hat?«, fuhr er fort.

Cecilia machte eine Bewegung, als

wolle sie sofort aus dem Bett steigen, um niederzuknien, aber er streckte die Hand aus und hinderte sie daran.

»Nimm meine Hand, meine Liebste«, sagte er und sah ihr zum ersten Mal in die Augen, als sie sich ihm zuwandte. »Dieses eine Mal bin ich mir sicher, dass die Heilige Jungfrau uns so sehen will, während wir ihr danken.«

Er hielt Cecilias Hand und sprach ihr ein langes Dankgebet in der Kirchensprache vor, das sie ihm gehorsam und mit leiser Stimme nachsprach.

Aber nach dem Gebet befahl sie

die Schüchternheit erneut. Lange betrachtete Arn Cecilias Hand in seiner, ohne etwas zu sagen. Es war dieselbe Hand wie früher, obwohl die Adern jetzt deutlicher hervortraten. Die Finger waren dicker und die Nägel an einigen Stellen gesprungen von der gottgefälligen Arbeit in den Klöstern des Herrn.

Sie bemerkte seinen Blick und ahnte vermutlich, was ihm durch den Kopf ging. Auch sie betrachtete eine ganze Weile seine Hand und dachte, dass es dieselbe Hand war wie früher, stark von der ganzen Arbeit mit dem Hammer in der Schmiede

und mit dem Schwert im Krieg, aber voller weißer Narben, die bewiesen, welche Entbehrungen und Schmerzen seine lange Bußzeit mit sich gebracht hatte.

»Du bist mein Arn, und ich bin deine Cecilia«, sagte sie schließlich, da es den Anschein hatte, als reiche sein Mut nicht aus, erneut etwas zu sagen. »Aber bist du noch derselbe Arn, und bin ich noch dieselbe Cecilia wie damals, als wir uns in so großer Trauer vor dem Kloster Gudhem voneinander trennten?«

»Ja, wir sind noch dieselben«, antwortete er. »Unsere Seelen sind dieselben, nur unsere Körper sind

älter geworden, aber die sind nur das Gefäß der Seele. Du bist die Cecilia, an die ich mich erinnere, du bist die Cecilia, die ich mir in vielen Träumen und bei vielen Gebeten vorgestellt habe, als ich wissen wollte, wie du aussiehst. Hast du nicht ebenso an mich gedacht?«

»Ich habe es versucht«, sagte sie. »Ich konnte mich die ganze Zeit an den Sommer erinnern, als du dir die Haare hast wachsen lassen, so dass sie im Wind wehten beim Reiten. Die ganze Zeit habe ich dein Gesicht so im Gedächtnis behalten, wie es damals aussah. Aber ich konnte mir nicht vorstellen, wie du aussehen

würdest, wenn du nach Hause kommst: derselbe Arn, nur älter.«

»Auch ich habe lange dein Gesicht in Erinnerung behalten, wie es damals war«, sagte er. »Dein Haar, deine Augen und jede noch so winzige Sommersprosse auf deiner Nase. Als die Jahre vergingen, versuchte ich mir vorzustellen, wie du jetzt wohl aussehen würdest: dieselbe Cecilia, nur älter. Das war nicht leicht, und das Bild wurde undeutlicher. Aber als ich dich an der Burg Näs wiedersah, ging mir auf, dass du viel schöner bist, als ich gewagt hatte mir vorzustellen. Die kleinen Fältchen um die Augwinkel

machen dich schöner und lassen dich klüger aussehen. Oh, das würde ich gerne auf Fränkisch sagen! Verzeih mir, dass meine Worte wie grobe Holzschuhe klingen, wenn ich unsere Sprache spreche, die mir nicht mehr vertraut ist.«

»Das waren schöne Worte, und ich habe sie gut verstanden, obwohl ich noch nie von Worten gehört habe, die wie Holzschuhe klingen«, antwortete sie lachend.

Ihr Lachen erleichterte sie beide, und sie atmeten tief durch, wie man es tut, wenn man zeigen will, dass einem eine Last von der Seele genommen ist. Und darüber lachten

sie dann beide, und Cecilia rückte in dem großen Bett vorsichtig näher.

»Und mein Gesicht?«, fragte Arn und lächelte glücklich. »Manchmal habe ich gefürchtet, dass mich meine Liebste im entscheidenden Augenblick vor lauter Narben nicht mehr erkennt. Aber das hast du doch?«

»Dich habe ich auf eine Pfeilschusslänge Entfernung wiedererkannt, noch ehe ich dein Gesicht aus der Nähe gesehen hatte«, antwortete sie eifrig. »Wer dich je zu Pferde gesehen hat, weiß, dass du angeritten kommst und kein anderer. Als hätte mich der Blitz aus einem

vollkommen wolkenlosen Himmel getroffen. Den Augenblick, in dem ich dich sah und wiedererkannte, werde ich nie richtig beschreiben können, mein Liebster, oh, es ist so süß, diese beiden Worte sagen zu dürfen.«

»Aber als du mein Gesicht aus der Nähe sahst, hast du da keine Angst bekommen?«, beharrte Arn. Er lächelte dabei, aber Cecilia ahnte dennoch seine Unruhe.

Sie zog ihre andere Hand hervor, die sie hinter dem Rücken verborgen gehalten hatte, trocknete den Schweiß am Leintuch ab und fuhr ihm dann über die Narben in seinem Gesicht, ohne etwas zu sagen.

»Du hast gesagt, dass unsere Seelen die gleichen sind«, sagte sie schließlich nachdenklich. »Es heißt auch, dass die Augen der Spiegel der Seele sind, und deine milden blauen Augen sind immer noch so, wie ich sie im Gedächtnis hatte. Die Sarazenen haben dich verletzt und mit Schwert und Lanze auf dich eingeschlagen, und das hat Spuren hinterlassen. Welch friedliche Stärke doch aus deinem Antlitz spricht, mein Liebster. Deine Wunden erzählen vom ewigen Kampf gegen das Böse und von Opfern, die nur die besten Männer, die im Glauben gefestigt sind, erbringen können. An deiner

Seite werde ich stets hoch erhobenen Hauptes gehen, denn einen so schönen Mann gibt es in unserem ganzen Reich kein zweites Mal.«

Arn beschämten diese Worte so sehr, dass er nicht antworten konnte. Cecilia merkte es und hatte Angst, dass sich das Schweigen wieder über sie senken würde. Sie lehnte sich vor und küsste ihn mit trockenen, furchtsamen Lippen, erst auf die Stirn, dann auf die Wangen, und schließlich suchte sie mit geschlossenen Augen seinen Mund.

Er versuchte, ihre Küsse zu erwidern, und wünschte sich, wieder siebzehn Jahre und völlig unbefangen

zu sein. Aber so leicht wie früher war ihm dabei nicht, und er hielt mit einer seltsamen und zunehmenden Verzweiflung seine Lippen auf ihren und versuchte gleichzeitig, ihr seine raue Hand auf die Brust zu legen.

Cecilia bemühte sich, nicht steif wie ein Brett dazuliegen und nicht ängstlich zu wirken. Aber sie hielt so lange die Augen geschlossen, dass es nach dem vielen Wein in ihrem Kopf zu kreisen begann. Plötzlich musste sie sich losreißen, und sie erbrach sich, ohne sich beherrschen zu können, lautstark im Treppenhaus.

Arn blieb erst wie gelähmt vor Scham liegen. Bald sah er jedoch ein,

dass er nicht tatenlos liegen bleiben konnte, wenn seine geliebte Cecilia Not litt. Er taumelte aus dem Bett, ging hinaus auf die Treppe und fasste seine Frau tröstend um die Schultern. Dann öffnete er die Tür nach draußen und rief nach viel kaltem Wasser. Wie er gehofft hatte, wartete dort draußen das Gesinde und kam sofort gehorsam angelaufen.

Etwas später lagen sie erneut in ihrem Bett. Beide hatten sich mit kaltem Wasser erfrischt und hielten je einen großen Becher davon in der Hand.

Cecilia schämte sich so sehr, dass sie dem Blick ihres Liebsten nicht zu

begegnen wagte. Er tröstete sie erst, indem er ihr mit der Hand über die Wange fuhr, musste dann aber lachen. Es dauerte nicht lange, da konnte auch sie nicht mehr ernst bleiben.

»Wir haben den Rest unseres Lebens vor uns, um uns wieder so lieben zu lernen, wie wir es früher getan haben«, sagte er und strich ihr mit der Hand über die feuchte Stirn. »Das gewöhnt man sich im Kloster ab. Genauso ist es bei den Tempelrittern, denn wir leben wie die Mönche. Aber wir haben ja keine Eile, das wieder zu lernen, was uns einst allzu leicht fiel.«

»Obwohl wir damals nicht erst ein

Fass Wein getrunken und einen ganzen Ochsen gegessen haben«, sagte Cecilia.

»Wir wollen es stattdessen mit kaltem Wasser versuchen«, sagte Arn und lachte wie über einen fernen Gedanken, der in seinem weinseligen Kopf aufgetaucht war.

Was Arn bei Wasser statt Wein so lustig fand, verstand Cecilia nicht, aber sie kicherte ebenfalls und brachte ihn dadurch nur noch mehr zum Lachen, und schließlich lachten sie beide und hielten sich in den Armen.

Am nächsten Morgen kamen die

zwölf Zeugen mit rot geränderten Augen und auf unsicheren Beinen, wie es die Sitte forderte. Arn sollte aufstehen und einen Speer durch das offene Fenster werfen. Einer der Männer scherzte mit rauher Stimme darüber, dass der Abstand vom Bett zum Fenster so kurz sei, dass selbst Arn Magnusson es nicht verfehlen könne, obwohl er als miserabler Speerwerfer bekannt sei.

Das tat er auch nicht. Die Morgengabe war damit bestätigt. Forsvik gehörte nun für ewige Zeiten Cecilia Algotsdotter und ihren Nachkommen.

VII

ZU SANKT OLAF PFLEGTE DIE HEUERNTEN im Westlichen Götaland noch in vollem Gange zu sein. Aber in diesem ungewöhnlich heißen Sommer war die Ernte schneller als sonst gereift, und das gesamte Heu war bereits eingebracht. Mittlerweile war ein Monat seit Arns und eingebracht. Mittlerweile war ein Monat seit Arns und Cecilias Hochzeitsfest vergangen, und es war an der Zeit für die dritte Läuterung der Braut. Die erste hatte einen Tag

nach der Hochzeitsnacht
stattgefunden, die zweite eine Woche
später.

Viel geläuterter als bisher würde
sie nicht werden, bloß weil ein
Priester ein weiteres Gebet sprach
und sie mit Weihwasser besprengte,
dachte Cecilia. Sie empfand eine
heimliche Scham über ihre
unfreiwillige Reinheit, die sie sich
selbst kaum eingestehen konnte, nicht
einmal in den kurzen Augenblicken
des Alleinseins und des Nachdenkens
in ihrem ersten Monat auf Forsvik.
Sie empfand es als eine umgekehrte
Sünde, dass sie und Arn sich nicht im
Fleische vereinigt hatten, und obwohl

sie sich selbst die größere Schuld gab als Arn, wusste sie nicht aus noch ein, wie sie dagegen angehen sollte.

Arn schien wie von Sinnen zu arbeiten. Gleich nach dem Morgengebet stürzte er sich in die Arbeit, und sie sah ihn nur kurz zum Frühstück und Mittagessen. Nach dem Abendgebet ging er zum Ufer des Bottensjö, um sich beim Schwimmen Schweiß und Staub abzuwaschen. Wenn er zu ihr in die Schlafkammer kam, war es bereits dunkel, und sie wechselten nur wenige Worte, ehe er in einen tiefen Schlaf fiel.

Ganz sicher war es so, wie Arn gesagt hatte: Es herrschte eine Zeit

besonders harter Arbeit, da so vieles bis zum Winter fertig werden musste. Viele neue Seelen brauchten ein Dach über dem Kopf, vor allem aber Wärme, da die Ausländer noch nie einen nordischen Winter erlebt hatten. Die Schmieden und die Glashütte mussten ebenfalls bis dahin fertig sein, damit sie endlich mit der richtigen Arbeit beginnen konnten. Anstatt nur zu essen, zu schlafen und zu frieren, würden sie den Winter durcharbeiten können.

Arn war überall zugleich: beim Transport der Baumstämme, beim Abdichten der Wände mit Flachs und Pech und beim Aufmauern der

Ziegelwände für die neuen Vorrathshäuser, die Schmieden und die Glashütte. Jedes Mal, wenn Flusskähne nach Forsvik kamen, ging er nachsehen, wie viel Ziegel sie gebracht hatten.

Der Ziegel verzögerte die Arbeit mehr als alles andere. Wie sehr sie auch gesucht hatten, so hatten sie brauchbaren Lehm nur am Braxenbolet gefunden. An den seichten, schlammigen Ufern des austrocknenden Sees gab es festen Lehm. Diesen jedoch auf Flusskähne zu verladen und bis nach Forsvik zu verfrachten war nicht möglich gewesen, da sich feuchter Lehm nicht

zusammen mit den anderen Waren auf Eskils Kähnen transportieren ließ. Deswegen hatte Arn eine einfache Ziegelbrennerei am Braxenbolet bauen lassen, an der alle Flusskähne anlegen und ein paar Steine mitnehmen konnten. Er musste jedoch zusehen, dass eine ausreichende Menge Lebensmittel und Bier auf die Boote verladen wurde, die in der Gegenrichtung unterwegs waren, damit diejenigen, die mit der eintönigen Ziegelherstellung beschäftigt waren, zumindest ausreichend zu essen hatten.

Bei diesem harten Leben auf Forsvik kamen sie mit wenigen

Worten aus, die meist die Arbeit betrafen, und Cecilia suchte Trost in dem Wissen, dass es sich nur um eine kurze Zeit handelte, die mit dem Eintritt des dunklen Winters enden würde. Dann würde es ruhiger werden. Sie freute sich über all das, was geschaffen wurde, und jeden Abend, wenn sie in ihre gemeinsame Schlafkammer kam, atmete sie genüsslich den Duft von frischem Holz und Teer ein.

Arn hatte verfügt, dass er sich mit Cecilia das kleinere Haus teilen würde, das auf einem Steinfundament in einiger Entfernung vom neuen Langhaus stand, oberhalb eines

Abhangs, der zum Ufer des Bottensjö hinunterführte. Am ersten Tag auf Forsvik, ehe ihn seine unbezwingbare Lust ergriff, jede Stunde zwischen Frühmesse und Vesper zu arbeiten, hatte er ihr alles gezeigt, was gerade gebaut wurde. Und das war nicht wenig, da neben dem alten Forsvik ein neues entstand.

Die größte Überraschung war, dass er ein Haus nur für sie beide errichtet hatte. Wie sehr hatte ihm davor gegraut, der alten Sitte zu folgen und als Hausherr zusammen mit seiner Frau bei den Leibeigenen und dem Gesinde an der wärmsten Stelle des Langhauses zu schlafen. Schlafsäle

mit Ritterbrüdern, daran sei er natürlich gewöhnt, erklärte er. Und wie sie habe auch er jahrelang eine eigene Klosterzelle bewohnt. Er glaube jedoch, dass es ihr genauso wenig wie ihm gefallen würde, wie nach einem großen Gelage bei allen anderen zu schlafen.

Ihr Haus war viel kleiner als ein Langhaus und bestand aus zwei großen Zimmern. Ein solches Haus für die Herrschaft gab es im ganzen Westlichen Götaland kein zweites Mal, davon musste sich Cecilia nicht lange überzeugen lassen.

Als er sie durch die kleinere Tür in die Kleiderkammer des Hauses

führte, staunte sie erst, da sie hier Wasser rauschen hörte, wie an einem Bach. Arn hatte innerhalb des Hauses eine Ziegelmauer gebaut, durch die Wasser floss: Durch die eine Außenwand strömte es hinein und verschwand durch die Wand neben der Tür und der Vortreppe hinaus. An zwei Stellen gab es in der Mauer Öffnungen, so dass man die Hände ins fließende Wasser tauchen konnte. Über der einen Öffnung war ein Fenster mit Holzladen, und daneben hing ein weißes Tuch zum Abtrocknen. Unter dem Tuch stand ein Holzteller mit etwas Wachsähnlichem, das Arn »Savon«

nannte und mit dem man sich waschen konnte. Bei der anderen Öffnung waren die groben Ziegel mit einem feingeschliffenen Holzbrett bedeckt, auf das man sich setzen konnte. Erst war sich Cecilia nicht sicher, ob sie das richtig verstanden hatte, aber als sie darauf deutete und unsicher fragte, nickte Arn, lachte und meinte, es sei genau das, ein »Retrit«. Was den Körper verlasse, werde sofort vom fließenden Wasser fortgetragen und verschwinde durch die Ziegelmauer, um schließlich in einen Bach zu gelangen, der im Bottensjö mündete.

Er sagte, er sei sich nicht sicher, ob das Wasser den ganzen Winter

hindurch fließen würde, auch wenn sie den Großteil der Leitung in der Erde vergraben hätten. Wenn man das Wasser in ein Haus leiten wolle, brauche man eine hohle Mauer, für die Arn kein nordisches Wort kannte und die er daher mit einem lateinischen Wort Aquädukt nannte. Die Schwierigkeit sei, das fließende Wasser vor der Winterkälte zu schützen. Ob das Ganze auch im Winter funktionieren würde, wussten sie erst, wenn der Winter am kältesten sei, und wenn es ihnen nicht beim ersten Versuch gelänge, müssten sie eben von vorne anfangen.

Cecilia war so begeistert von all

diesen Dingen, dass sie ganz vergaß, ihr Schlafzimmer zu besichtigen, und stattdessen wieder nach draußen trat, um zu sehen, wie die Wasserleitung konstruiert war. Arn ging fröhlich kopfschüttelnd hinter ihr her und erklärte ihr alles.

Es war derselbe Grundgedanke wie in Varnhem oder Gudhem: Man machte sich das fließende Wasser und die Fallhöhe zunutze, auf Forsvik lag nämlich das Wasser des Bottensjö niedriger als das des Viken. Während man in Varnhem von Anfang an Bleirohre verwendet hatte, um das Wasser in die Häuser zu leiten, gab es auf Forsvik nur Ziegel, aber die

Wasserströme in den Ziegelleitungen waren stärker und widerstandsfähiger gegen die Kälte. Außerdem verschmutzten und verstopften Bleirohre eher als Ziegelleitungen.

Cecilia hatte viele Fragen nach diesem wunderbaren Wasser und erinnerte sich daran, wie sie an kalten Wintertagen im Kloster Gudhem ins Lavatorium gegangen war und das Wasser gefroren vorgefunden hatte. Hier würde sie also aus dem Bett aufstehen und dann nur ein paar Schritte gehen müssen. Wenn sie ihre Notdurft verrichten wollte, musste sie nicht mehr ihre Schuhe anziehen und mitten im Winter durch den Schnee zu

Balken und Grube stapfen.

Plötzlich fiel ihr ein, dass sie ganz vergessen hatte, den Rest des Hauses in Augenschein zu nehmen. Lachend lief sie zurück, um sich das Schlafzimmer anzusehen.

Dieser Raum hatte eine Giebelwand aus Stein und einen Kamin mit zwei Rauchabzügen und einem runden Rauchfang, der von Streben aus gedrehtem Schmiedeeisen gehalten wurde. Der Fußboden bestand aus Holzbohlen, die genau wie die Wände mit Pech, Harz, Flachs und Moos abgedichtet waren. Sehr viel von dem Fußboden war jedoch nicht zu sehen, da er von

großen roten und schwarzen Wollteppichen mit fremdartigen Mustern bedeckt war.

Arn erzählte, dass er viele solcher Teppiche auf seinem Schiff mit nach Hause gebracht habe, nicht nur zum eigenen Gebrauch, sondern auch für seine Männer aus dem Heiligen Land. Diese würden sich in den nordischen Winternächten freuen, die Fußböden wie in der Heimat bedeckt zu finden.

Um den Kamin herum gab es eine Vertiefung in den Dielen. Mit einem verlegenen Achselzucken erklärte Arn, dass der Kalkstein für den Fußboden in diesem Teil des Zimmers noch nicht geliefert worden

sei. Sobald der Winter hereinbräche, würden sie viel heizen müssen, und dann sei es das Beste, wenn der Fußboden in der Nähe des Kamins mit Stein bedeckt sei.

Im Zimmer stand ein großes Bett, das dem Hochzeitsbett auf Arnäs glich, als hätte Arn genau so eines noch einmal tischlern lassen. Die Wände waren kahl, abgesehen von der Ostwand: Hier gab es eine ziemlich große rechteckige Fensteröffnung mit Läden, die sich sowohl von innen als auch von außen schließen ließen. Arn erzählte, dass auch das verbessert würde, sobald die Glasherstellung erst einmal in

Gang gekommen sei. Der Vorteil eines so großen Fensters sei, dass man Licht im Zimmer habe und dass einen die Morgensonne zur Arbeit rufe. Die Nachteile seien leicht einzusehen, wenn man an die Winterkälte und die Zugluft denke. Aber mit einem abgedichteten Glasfenster sei das keine Schwierigkeit, und jetzt sei ohnehin noch Sommer.

Im ganzen Haus duftete es nach frischem Holz, nach Pech und Harz. Im Freien überwog der Pechgeruch, da alle neuen Häuser mit einer dicken Schicht dieser schwarzen Masse überzogen waren. Das diene nicht nur

dazu, Fäulnis zu verhindern oder für die Ewigkeit zu bauen wie die Norweger ihre Kirchen, meinte Arn, es sei außerdem wichtig, jeden Hohlraum zwischen den liegenden Balken der Wände auszufüllen.

Arn führte sie zum nächsten Haus, einem Langhaus, das ebenso groß war wie das alte Langhaus auf Forsvik. Cecilia war erstaunt, dass er sie draußen warten ließ, während er selbst hineinging. Wenig später kamen zwei Ausländer, verbeugten sich und geleiteten Arn und Cecilia ins Innere.

Hier sah es etwa so aus wie im Langhaus auf Arnäs. Der eine Giebel hatte eine riesige Feuerstelle und

einen Rauchfang und bestand aus Stein. Auch hier floss Wasser durch eine Ziegelmauer, und der Fußboden war ebenfalls mit blutroten und schwarzen Teppichen bedeckt. Die Betten an den Längswänden waren dreistöckig und hatten Vorhänge aus Decken, die von den Dachbalken herabhingen. Einige der Decken waren so bunt wie die Teppiche, andere dagegen grau und farblos. Arn führte Cecilia zu einer der grauen Decken und bat sie, sie einmal anzufassen. Die Decke war sehr dick und fühlte sich fettig an. Das sei Filz, erklärte er, die erste der neuen Waren, die sie hier auf Forsvik

herstellen wollten.

Das nächste Langhaus war nicht für Menschen gedacht, sondern für Tiere. Hier sollten im Winter mehr als dreißig Pferde untergebracht werden, wobei jedes Pferd gewissermaßen eine eigene Kammer erhalten würde. Der hintere Teil des Gebäudes sollte Kühe beherbergen, und im gesamten Obergeschoss über den niedrigen Stallungen ließ sich Winterfutter verwahren. Der Boden bestand bisher nur aus festgetretener Erde, sollte aber mit Steinen gepflastert werden, da sich diese leichter sauber halten ließen.

Diese drei neuen Häuser lagen

neben dem alten Geviert aus grauen Gebäuden, die das alte Forsvik ausmachten. Arn führte Cecilia auf den Hof und ging eilig an den alten Häusern vorbei, während er erklärte, dass es dort nicht viel zu sehen gebe. Im alten Langhaus sollten die Leibeigenen und das Gesinde im Winter wohnen, aber es gebe immer noch kein Gebäude für Feste oder für Besuch.

Es schien ihm ein besonderes Anliegen zu sein, ihr eine Reihe kleinerer Gebäude zu zeigen, die auf der anderen Seite des alten Hofes in einer Reihe aufgeführt wurden. Dort waren bereits drei Schmieden in

Betrieb: eine für
Grobschmiedearbeiten, eine für
Haushaltsgegenstände und eine für
Waffen und zum Ziehen von Drähten.
In der Verlängerung lagen die
Glashütte, die bald fertiggestellt
werden würde, eine Werkstatt zur
Herstellung von Filz, in der zwei
fremdländische Männer auf etwas
einschlugen und dabei sangen, zwei
weitere Häuser, deren Aufgabe
Cecilia nicht so recht einleuchtete,
und eine Töpferwerkstatt. Dahinter
wurden gerade ein paar ältere Häuser
abgerissen, um Platz für weitere
Gebäude in dieser Reihe zu machen.

In einem der neuen Häuser, fand

Arn, könne die Oeconoma von Forsvik ihre Bücher aufbewahren. Sofern sie diese nicht lieber in ihrem eigenen Haus haben wolle, fügte er eilig hinzu, um zu zeigen, dass sie die Herrin sei und selbst bestimmen könne. Cecilia wies den Gedanken, dort, wo man schlafe, auch zu arbeiten, sofort von sich, und er zog sie erleichtert an der Reihe von kleineren Häusern vorbei, aus denen bereits Geräusche von Arbeit zu vernehmen waren.

Jetzt kämen sie zu den großen Veränderungen auf Forsvik, erzählte er stolz. Neben den neuen Werkstätten liege der Obst-und Gemüsegarten mit

Apfelbäumen, Zwiebeln, Lauch, Rüben und Möhren. Leider müsse der Garten verschwinden, erklärte er und schaute sie verstohlen von der Seite an. Die Frage sei jedoch, ob jemand, der wie sie etwas vom Gartenbau verstehe, möglichst viel davon an einen anderen Platz retten könne.

Cecilia fand jetzt, dass sein Eifer zu weit ginge, und meinte, dass die meisten der älteren Apfelbäume beim Umsetzen verlorengehen würden. Es sei wirklich eine Sünde und Schande, so mit der Arbeit der Urahnen umzugehen, die in diesem Garten stecke.

Arn seufzte und sagte, dass das,

was hier gebaut werden solle, kaum irgendwo anders errichtet werden könne. Denn hier sollten nicht nur neue Häuser entstehen, sondern auch ein Kanal. Die Senke, in der der Garten liege, sei der ideale Ort, und trotz etlicher Probegrabungen seien sie auf keinen anderen geeigneten Platz gestoßen.

Cecilia wollte ihren Garten gerne verteidigen, wurde aber unsicher, da sie die Bedeutung dieses Kanals nicht verstand, und daher bat sie Arn, ihr alles geduldig und genau zu erklären.

Er strahlte, nahm ihre Hand und ging erst zu den kleinen Stromschnellen, wo sich ein Mühlrad

drehte, führte sie in die Mühle und zeigte ihr, was man bereits jetzt mit Wasserkraft bewerkstelligen konnte. Hier gab es nicht nur eine Mühle zum Mahlen von Brotgetreide, ein Mahlwerk für Kalkstein, das diesen für die Herstellung von Mörtel in Pulver verwandelte, sondern auch Schleifsteine unterschiedlichster Art, von großen und langsamen gelbbraunen Sandsteinen bis hin zu kleinen und sich schneller drehenden schwarzen Steinen, die sie nicht kannte.

Als sie wieder im Garten waren, erklärte er ihr den Nutzen des Kanals. Er sollte gewährleisten, dass das

Wasser immer mit derselben Kraft floss: im Frühling, im Herbst, im Sommer und auch während des größten Teils des Winters. Die Wasserkraft würde Blasebälge und Hämmer in mehreren der Werkstätten antreiben. Seine Männer aus dem Heiligen Land verfügten über die unterschiedlichsten Fähigkeiten, fuhr er fort. Sie könnten wahre Wunder bewirken, wenn sie nur mehr Wasserkraft zur Verfügung hätten, und hier gebe es sie, nur leider mitten im Obst-und Gemüsegarten. Aber das sei die Zukunft von Forsvik, hier liege sein Reichtum und sein Gedeihen, und hier gebe es die große Arbeit, die

zum Frieden führen würde.

Cecilia versuchte sich zu beherrschen, um sich nicht einfach von seiner Begeisterung mitreißen zu lassen. Ihr war bewusst, dass er ein gewisses Talent hatte, wie ein Oeconomus zu denken, und dass er auch den Unterschied zwischen Schuld und Forderung begriff. Vielleicht war er zu überschwänglich, als er jetzt von seinen neuartigen Gedanken erzählte, denn in ihren Ohren klangen sie vollkommen chaotisch. Noch seltsamer fand sie seine Vorstellung, dass man auf Forsvik etwas bauen und herstellen konnte, um damit

Frieden zu schaffen. Was den Frieden sicherte und was zum Krieg führte, wurde doch nicht in Schmieden und an Stromschnellen entschieden, sondern im Kopf der Menschen?

Sie bat ihn, sich neben sie auf eine alte Steinbank zu setzen, um ihr alles noch einmal langsamer zu erklären. Stattdessen fing er an, wild gestikulierend vor ihr auf und ab zu gehen und dabei ebenso konfus zu erzählen wie vorher. Er brachte Großes und Kleines durcheinander, vermischte Butbertonnen mit Stangeneisen aus Svealand, Pferdefutter mit der Herstellung von Pfeilspitzen, Glas mit Mehl und

Wolle, Ton für die Töpferei mit der Böttcherwerkstatt, und zum Schluss schien ihm vom Erzählen ebenso schwindlig zu sein wie ihr vom Versuch, zuzuhören.

Cecilia bat ihn, sich neben sie zu setzen und einfach ihre Fragen zu beantworten, denn wenn sie nicht verstünde, was er sage, dann könne sie ihm auch nicht helfen.

Diese Worte machten ihm sofort Eindruck, und er setzte sich gehorsam neben sie, strich ihr zärtlich über die Hand und schüttelte lächelnd den Kopf, als wolle er um Entschuldigung bitten.

»Nun, dann wollen wir noch einmal ganz von vorne anfangen«, sagte sie. »Sag mir erst, was auf Eskils Schiffen nach Forsvik kommen soll, aber wirklich nur das, was wir kaufen müssen!«

»Stangeneisen, Wolle, Salz, Tierfutter, Getreide, den Sand, den wir zur Glasherstellung benötigen, Häute und unterschiedliche Arten von Stein«, zählte er gehorsam auf.

»Und all das müssen wir bezahlen?«, fragte sie streng.

»Ja, aber das heißt nicht, dass wir immer mit Silber bezahlen müssen ...«

»Ich weiß«, unterbrach sie ihn.
»Bezahlen kann man auf mehrere Arten, aber dazu später. Und nun sag mir, was Forsvik herstellen wird.«

»Alles, was man aus Eisen und Stahl anfertigen kann«, antwortete er.
»Verschiedenste Waffen, aber auch Pflugscharen und eisenbeschlagene Wagenräder. Mehl können wir Tag und Nacht mahlen, und mit Eskils Kähnen kommt so viel Getreide, dass es uns nie ausgehen wird. Wir werden auch alles herstellen, was mit Leder und Sattlerei zu tun hat. Wenn wir das Problem mit der Tonerde lösen, die es im Augenblick nur in zu großer Entfernung gibt, dann können

die Töpfer genauso stetig arbeiten wie die Müller. Vor allen Dingen wird uns zu Anfang die Glasherstellung die größten Einnahmen verschaffen.«

»Insgesamt gesehen klingt das nach überhaupt keinen Einnahmen«, meinte Cecilia mit einer besorgten Falte auf der Stirn. »Das klingt nach Verlusten. Denn wir müssen hier auf dem Hof viele Menschen versorgen, und wenn ich deine Pläne richtig verstanden habe, werden es zum Winter noch mehr werden. Dann gibt es hier so viele Pferde wie auf der Königsburg Näs, und so viel Winterfutter geben unsere Wiesen nicht her. Bist du dir

ganz sicher, mein Liebster, dass das alles nicht ein Anfall von Vermessenheit ist?«

Zunächst machten ihn diese Worte vollkommen still, dann nahm er ihre Hand und küsste sie mehrere Male. Ihr wurde innerlich warm davon, aber was die Geschäfte betraf, beruhigte sie das überhaupt nicht.

»In einer Hinsicht bist du nicht mehr dieselbe wie damals, als ich dich vor dem Portal von Gudhem zurückließ«, sagte er. »Du bist jetzt viel klüger. Du siehst sofort, was niemand von deinen Verwandten begreifen würde. Eine Hausherrin wie dich gibt es in unserem Reich

kein zweites Mal.«

»Das will ich am liebsten sein, eine gute Hausherrin«, erwiderte sie. »Aber dann muss ich versuchen, über deine ehrgeizigen Pläne den Überblick zu behalten, denn du scheinst im Augenblick mehr zu bauen als nachzudenken.«

»Das mag sein«, gab er zu, ohne im Geringsten beunruhigt auszusehen. »Wie man mit Schulden, Verlusten, Gewinnen und Forderungen umgeht, hätte ich wohl auf später verschoben, auch wenn ich weiß, dass es wichtig ist.«

»Das ist eine leichtsinnige Art zu

denken, die uns teuer zu stehen kommen kann und die vielleicht viele von uns im Winter mit knurrenden Mägen bezahlen müssen«, antwortete sie gelassen. »Solltest du nicht lieber häufiger innehalten und nachdenken?«

»Nein, ich glaube, dass ich dieses Nachdenken besser dir überlassen sollte«, meinte er und küsste ihre Hand erneut. »Du weißt, dass man auch Geschäfte machen kann, die einem anfänglich Verluste einbringen, oder?«

»Ja, das weiß ich, denn das habe ich unfreiwilligerweise selbst erleben müssen. Aber dazu muss man schon ziemlich viel Silber in der

Truhe haben und sich sicher sein, dass die Geschäfte in Zukunft besser gehen.«

»Diese beiden Bedingungen erfüllen wir hier in Forsvik. Aber was waren das für Verluste, die du erleiden musstest, meine Liebe?«

»Cecilia Blanka, Ulvhilde und ich kamen als Erste auf die Idee, Gudhem Einnahmen in Silber zu verschaffen, indem wir Mäntel nähten, solche Mäntel, die jetzt von fast allen im Reich getragen werden. Anfänglich verkauften wir sie zu billig, so dass wir ebenso viel Silber für den Kauf von Fellen und Faden aus Lübeck ausgaben, wie wir für die fertigen

Mäntel bekamen«, antwortete sie eifrig.

»Aber dann habt ihr den Preis angehoben, und bald wollten alle solche Mäntel, und da habt ihr den Preis noch weiter erhöht!«, meinte Arn und breitete die Arme aus, als müsse man sich weder jetzt noch später über irgendetwas beunruhigen.

»Ja, wir mussten den Preis natürlich berichtigen«, erwiderte Cecilia und hatte wieder diese Falte zwischen den Brauen. »Du hast gesagt, dass wir Silber besitzen und dass in Zukunft alles besser wird. Das musst du mir erklären.«

»Das tue ich gern«, antwortete Arn. »Silber haben wir ausreichend. Was wir sofort verkaufen können, ist Glas, aber diese Einnahmen sind geringer als das, was wir für alles andere aufwenden müssen. Sobald wir Waffen verkaufen können, gleicht sich alles aus. Danach kommen Töpferwaren, Bretter und einiges andere, was den Verlust schnell in einen Gewinn verwandelt, wenn wir nur einmal angefangen haben.«

»Waffen?«, fragte Cecilia misstrauisch. »Wie können wir etwas verkaufen, was alle auf ihren eigenen Höfen herstellen?«

»Weil wir viel bessere Waffen

fertigen.«

»Wie sollen die Leute das erfahren, du kannst schließlich nicht durchs Land ziehen und allen deine Waffen vorführen?«

»Nein, aber es wird schon eine Weile dauern, ehe sämtliche Waffen für Arnäs hergestellt sind. Auf Arnäs wird es Waffen und Ringpanzer für hundert Mann geben. Und die muss Eskil bezahlen. Dann kommt die entsprechende Ausstattung für Bjälbo, und schließlich folgt ein Folkungerhof nach dem anderen.«

»Das ist wirklich eine neue Art, Geschäfte zu machen«, gab Cecilia

mit einem Seufzer zu. »Das Wichtigste ist natürlich nicht, dass wir Eisen aus Svealand beziehen und Waffen daraus herstellen. Wichtiger ist, dass die ganze Wolle, die wir von unseren eigenen Schafen bekommen, verschwindet für deinen ... wie hieß das noch gleich?«

»Filz.«

»Filz, richtig. Aber Wolle benutzt man sonst für die Kleidung von Herrschaft und Gesinde. Jetzt müssen wir also für die ganze Wolle bezahlen?«

»Richtig.«

»Und wir brauchen mehr Häute, als

wir sie aus der eigenen Schlachtung erhalten, und mehr Fleisch, insbesondere Hammelfleisch, als wir jetzt haben, um über den Winter zu kommen? Und Futter für alle Tiere, vor allem für die Pferde?«

»So ist es, meine Liebste.«

»Aber dann muss einer von uns nachrechnen, damit wir all dies zur rechten Zeit tun, und das ist keine einfache Rechnung!«, wandte sie zum Schluss ein, denn die Schwierigkeiten der nahen Zukunft schienen sich vor ihr wie ein Berg aufzutürmen.

»Darf ich dich, meine liebe Hausherrin, darum bitten?«, fragte er

eifrig.

»Ja, das darfst du«, antwortete sie.
»Ich habe zwar Rechenbretter, aber das hier ist mehr, als man im Kopf behalten kann. Ich brauche Schreibzeug und Pergament, um mit dieser Arbeit fertigzuwerden. Und dann muss ich mit vielen Leuten sprechen, es wird also einige Zeit dauern. Aber wenn wir diese Rechnung nicht rechtzeitig aufstellen, müssen wir im Winter hungern!«

Er versprach sofort, ihr alles zu beschaffen, was sie brauchte, um Rechnungsbücher anzulegen. Selbstbewusst fügte er hinzu, dass sie auf Forsvik ganz sicher nie hungern

würden, und danach hatte es den Anschein, als habe er die ganze Angelegenheit vergessen, und er stürzte sich wieder in seine Arbeit.

* * *

König Knuts Bemerkung, dass die nächste Kirche für die Leute auf Forsvik die Burgkapelle von Näs sei, entsprach nicht ganz der Wahrheit. Es gab durchaus Kirchen, die näher an Forsvik lagen, aber wenn der Wind günstig stand, waren sie schneller auf Näs, da König Knut immer noch norwegische Ruderer und Seeleute

beschäftigte.

Zur Olafsmesse wurden Arn und Cecilia früh am Morgen von einem Schiff abgeholt, das den Namen »Ormen korte«, »Kurze Schlange«, trug. Cecilia freute sich, als sie das schmale schwarze Schiff sah, und hoffte, dass der Steuermann immer noch derselbe war, den sie bei einer früheren Gelegenheit kennengelernt hatte. So war es auch, fand sie bald heraus, aber sein langes Haar war inzwischen weiß geworden.

Für Arn war dieses Wiedersehen nicht von Freude erfüllt. Er war bei der ersten Fahrt dieses Schiffes dabei gewesen, die mit einem Königsmord

geendet hatte, aber darüber verlor er weder Cecilia noch jemand anders gegenüber ein Wort, als er sein Haupt beugte, sich bekreuzigte und an Bord ging. Die norwegischen Ruderer lächelten sich an, weil sie glaubten, wieder einmal jemanden aus dem Westlichen Götaland auf ihrem Schiff zu haben, der noch nie zur See gefahren war. Sie erzählten sich immer noch die lustige Geschichte von der vornehmen Frau, die den Steuermann Styrbjørn gefragt hatte, ob er nicht Angst habe, sich auf dem Vättersee zu verirren.

Sie mussten nicht einmal eine Stunde rudern, bis Wind aufkam und

sie die Segel setzen konnten. Danach ging es in rasender Fahrt voran, und der Schaum spritzte um den Bug des Schiffes.

Nach der Messe und der dritten Läuterung der Braut in der Burgkapelle trennten sich die Freunde. Die beiden Cecilien verschwanden in die eine Richtung, und Knut nahm Arn auf den Wehrgang zwischen den beiden Türmen mit. Dorthin hatte er einen Tisch und eine Bank bringen lassen und außerdem Essen und Getränke, die Arn an diesem Feiertag jedoch trotz aller Überredungsversuche ausschlug.

Über so vieles mußten sie

sprechen, dass dafür ein Tag kaum ausreiche, erklärte Knut betrübt und strich sich mit der Hand über seinen fast kahlen Kopf. Aber wenn er schon irgendwo beginnen müsse, so könne er genauso gut mit dem Leichtesten beginnen, so dass zum Schluss nur noch das Schwerste auf dem Tisch zwischen ihnen liege.

Das Leichteste seien vermutlich die Vorbereitungen für die Hochzeit von Magnus Månesköld und der Sverkertochter Ingrid Ylva. Knut sagte, er könne gut verstehen, dass sowohl Arn als auch der Brautvater Sune Sik zögerten, Arn als Brautführer oder gar Verheirater zu

benennen, der sich um die Verhandlungen kümmern musste. Schließlich sei er am Mord von Sune Siks Bruder beteiligt gewesen. Birger Brosa habe diese Frage jedoch ebenso leicht gelöst, wie er eine Nuss mit bloßen Händen knacke.

Magnus Månesköld sei als Pflegesohn bei Birger Brosa aufgewachsen, und wenn nun Birger Brosa anstelle von Arn die Rolle des Verheiraters hätte, würde man alle Schwierigkeiten elegant umgehen, und niemand sei gekränkt. Außerdem würde dem Königsbruder Sune Sik die Ehre zuteil, den Jarl des Reiches als Unterhändler seines zukünftigen

Schwiegersohns zu treffen.

Arn hatte zu diesem Vorschlag nicht viel zu sagen. Er nickte nur kurz und murmelte, dass sie auf diese Frage nicht mehr Zeit zu verschwenden bräuchten, wenn es schwierigere Dinge zu besprechen gebe.

Der nächste Punkt war auch weitaus heikler: Arn musste sich so schnell wie möglich mit seinem Onkel Birger Brosa versöhnen. Knut hatte schon versucht, diese Sache zur Sprache zu bringen, aber da hatte ihn der Jarl nur wie ein wütender Kater angefaucht. Birger Brosa fühlte sich sowohl von Knut als auch von Arn

verraten, was die Hochzeit auf Arnäs anging, die seiner Meinung nach zu schnell über die Bühne gegangen war. Und genauso enttäuscht war er, dass sowohl der König als auch die Königin auf Arnäs erschienen waren, um ihr Einverständnis zu zeigen.

Arn überlegte, ob er vielleicht mit Cecilia zu einem Überraschungsbesuch nach Bjälbo reiten solle. Früher oder später wollten sie ohnehin Ulvhilde Emundsdotter auf Ulfshem einen Besuch abstatten, denn das hatte er Cecilia versprochen. Da Bjälbo auf dem Weg zwischen Forsvik und Ulfshem lag, wäre es nicht weiter

merkwürdig, wenn er und Cecilia, aufgehalten von schlechtem Wetter oder ähnlichem, unerwartet auf Bjälbo erschienen. Birger Brosa würde seine Verwandten in dem Fall kaum abweisen können.

Knut schüttelte bei diesem Vorschlag nur den Kopf. Schließlich sei bekannt, dass Birger Brosa eine Abneigung gegen ungeladene Gäste habe. Möglicherweise seien es in all den Jahren einfach zu viele gewesen. Seine Gastfreundschaft würde vermutlich eher dürftig ausfallen: Er würde seinem Gesinde befehlen, Arn und Cecilia eine Schlafstelle zuzuweisen und ihnen nur magere

Kost bringen lassen, schlimmstenfalls in eines der Kochhäuser oder ins Gästehaus der Reisenden. Und dadurch würde alles noch viel schlimmer.

Sie dachten eine Weile schweigend nach, ehe Arn bemerkte, dass beim Hochzeitsfest, das entweder auf Bjälbo oder bei Sune Sik stattfinden müsse, die Eltern des Bräutigams auf die Ehrenplätze, den Hochsitz, geladen würden. Das gelte auch für die Verlobungsfeier. Zweifellos würde dort auch der Jarl sitzen. Könne man sich nicht während der Verlobungsfeier oder beim Hochzeitsfest versöhnen, dann sei es

vermutlich überhaupt nicht möglich.

Knut stimmte zu, meinte aber, es sei wahrscheinlich klug, mit dem Hochzeitsfest bis kurz vor Weihnachten zu warten. Vielleicht hätte sich Birger Brosas erhitztes Gemüt bis zum ersten Schnee etwas abgekühlt. Vermutlich sei es klug, nichts zu überstürzen.

Da er glaubte, dass jetzt alle schwierigen Gesprächsthemen hinter ihnen lägen, begann Arn eifrig zu fragen, wie das Reich inzwischen regiert werde. Er habe bemerkt, dass seit seiner Jugend einiges anders geworden sei. Damals habe sich das Volk auf dem Thing der Götter

versammelt: Mit dem König, dem Jarl und dem obersten Richter seien es alles in allem vielleicht zweitausend Mann gewesen. Von einem solchen Thing habe er seit seiner Rückkehr kein Wort gehört. Das müsse doch bedeuten, dass sich die Macht verlagert habe?

König Knut seufzte. Das sei vollkommen richtig. Einiges sei dadurch besser geworden, anderes dagegen habe sich verschlechtert.

Beim Thing entschieden die freien Bauern über alle Angelegenheiten, die sie unmittelbar betrafen. Dort konnten sie ihre Streitigkeiten beilegen, die Höhe der Buße für

einen Erschlagenen bestimmen, Diebe hängen und andere Kleinigkeiten klären.

Der königliche Rat beschloss dagegen alles, was das Reich als Ganzes betraf, wer König, Jarl oder Bischof werden sollte, welche Steuern an König und Jarl zu zahlen waren, ob Klöster gebaut werden sollten, und alles, was den Handel mit dem Ausland und die Verteidigung des Reiches betraf. Als die Finnen und Russen vor fünf Jahren ins Mälartal gesegelt waren, wo sie die Stadt Sigtuna plünderten und brandschatzten und den Erzbischof Jon erschlugen, hatte es

für den königlichen Rat so viel zu entscheiden gegeben, dass sich das auf einem Thing mit über tausend streitenden Männern gar nicht hätte bewerkstelligen lassen. Man hatte zum Schutz vor solchen Angriffen an der Mündung des Mälarsees in die Ostsee, bei Agnefit, eine neue Stadt bauen müssen, damit die Plünderer aus dem Osten nicht erneut eindringen konnten, zumindest nicht so unbemerkt wie beim vorigen Mal. Solche Dinge wurden vom königlichen Rat beschlossen.

Arn, der gut wusste, wo Agnefit lag, weil er einmal auf dem Weg von Östra Aros nach Bjälbo dort

vorbeigeritten war, ereiferte sich sofort, dass der König besser dort residieren solle als auf Näs mitten im Vättersee.

So ungeduldig Knut auch war, dass die Unterhaltung eine ganz andere Richtung nahm, konnte er es nicht lassen, Arn zu bitten, mehr über diesen unerwarteten Gedanken zu sagen. Was sei denn gegen Näs einzuwenden?

Die Lage, antwortete Arn lachend. Der einzige Grund, weshalb Karl Sverkersson sich einst für Näs entschieden habe, sei gewesen, dass der König eine Burg gebraucht habe, auf der ihn keine Meuchelmörder

bedrohen konnten. Wie einfältig dieser Gedanke gewesen sei, wüssten sie beide besser als alle anderen, denn König Karl sei genau hier auf Näs erschlagen worden, und zwar weniger als einen Pfeilschuss von dem Platz entfernt, wo sie gerade saßen.

Der König solle dort residieren, wo Gold und Silber im Reich den Besitzer wechselten. Vermutlich würden sich die Geschäfte eher nach Osten als nach Westen verlagern, denn im Westen liege Dänemark.

Von Linköping im Östlichen Götaland aus könne man gewiss besser Handel treiben, besonders mit

Lübeck, als von der abgelegenen Burg Näs aus. Aber Linköping sei von alters her eine Stadt der Sverkerleute, und für einen König aus dem Erikschen Geschlecht bedeute das, seine Residenz neben einem Hornissennest zu errichten. Aber in einer neuen Stadt an der Ostsee, einer Stadt, die nur dem gehöre, der sie baue, dort solle der König wohnen.

Knut wandte ein, dass Näs sicherer sei. Hier könne man sich verteidigen und im Notfall fliehen, und den größten Teil des Jahres könnten außerdem keine Feinde auf die Insel gelangen. Wenn man dagegen eine Stadt baue, könne diese gestürmt und

niedergebrannt werden. Arn entgegnete, dass der Platz bei Agnefit und Stocksund so beschaffen sei, dass man ihn nicht einnehmen könne, vorausgesetzt, dass die richtigen Mauern errichtet würden. Außerdem gebe es nur einen Feind, nämlich Dänemark, und wenn die Dänen das Westliche Götaland angreifen wollten, dann müssten sie sich von Schonen aus auf dem Landweg nähern. Und von Lödöse an den Dänen vorbei nach Lübeck zu segeln wäre überdies völlig unmöglich, sobald die Dänen Widerstand leisteten, schließlich sei Dänemark eine Großmacht.

Die Ostküste des Reiches sei für die Dänen hingegen nicht leicht zu erreichen. Und die Fahrtzeit von Agnefit nach Lübeck sei kürzer als von Näs aus, da man den größten Teil des Weges segeln könne und bei günstigem Wind sogar die ganze Strecke. Das gelte auch, wenn man die Macht des Reiches von Näs an die Ostküste verlege.

Doch nun wollte Knut wieder auf die Fragen zurückkommen, über die er von Anfang an hatte sprechen wollen. Das größte Problem sei der widerspenstige Erzbischof Petter oder Petrus, wie er sich auch nenne. Einen feindlich gesinnten Erzbischof

am Hals zu haben sei das Schlimmste, was einem König passieren könne.

Erzbischof Petter gehörte nämlich zur Sverkerfraktion, und das versuchte er nicht im mindesten zu verbergen. Wonach er strebte, war inzwischen allen klar. Er wollte seinem eigenen König die Krone vom Haupt reißen und sie Sverker Karlsson reichen, der sein ganzes Leben in Dänemark verbracht hatte.

Arn wandte ein, dass die heilige römische Kirche zwar über große Macht verfüge, er aber nie davon gehört habe, dass sie Könige krönen könne. Denn dann würde es schließlich nur eine Macht auf der

Welt geben.

So sei es natürlich nicht, gab Knut zu, aber die Sache sei trotzdem unangenehm genug. Der Rat bestimme jeden Bischof im Reich, und seinen Stab und seinen Ring bekomme der Bischof vom König. Niemand könne also gegen den Willen des Königs Bischof werden. Leider sei das mit dem Erzbischof nicht so einfach, denn dieser werde durch den Heiligen Stuhl ernannt. Allerdings habe Rom diese Entscheidungsgewalt an Erzbischof Absalon in Lund abgegeben und damit an Dänemark.

Die Dänen entschieden also, wer bei ihnen in Svealand und Götaland

Erzbischof würde. So verkehrt das auch sei, dagegen könnten sie nicht vorgehen. Und auch wenn er, Knut, alles unternähme, um die Bischofsmeute von Sverkeranhängern zu säubern, so hängten diese Kanailen doch immer ihr Fähnchen nach dem Wind: Sobald sie Ring und Stab erhalten hätten, gehorchten sie dem Erzbischof, ungeachtet welche heimlichen Versprechen sie dem König vor ihrer Ernennung gegeben hätten. Auf Gottesmänner sei eben nie Verlass.

Dieser heimtückische Petter hielt Knut vor, er habe den Mord an König Karl nicht ausreichend gesühnt. Und

solange dieser Mord nicht gesühnt sei, so lange sei auch seine Krone unrechtmäßig erworben, da mochte er noch so gekrönt und gesalbt sein.

Sehr viel werde auch darüber geklagt, dass Königin Cecilia Blanka das Klostersgelübde abgelegt haben sollte. Somit wären ihre Söhne Erik, Jon, Joar und Knut unehelich, und laut Petter konnten uneheliche Söhne nicht die Krone erben.

An diesen beiden Zügeln zog Erzbischof Petter, einmal in die eine Richtung, dann wieder in die andere. Knut konnte so viele Kreuzzüge versprechen, wie er wollte, und ein neues Kloster nach dem anderen

bauen lassen, ohne dass Petter aufgehört hätte, ihm mit Cecilia Blankas Klostersgelübde in den Ohren zu liegen. Und wenn schließlich zahlreiche Zeugen verbürgten, dass das Gerede von Blankas Gelübde eine reine Lüge sei, dann kam Petter eben wieder auf den Mord an König Karl zu sprechen. Er war einfach nicht loszuwerden.

Arn wandte ein, dass sich die Kirche der Wahl eines Königs nicht widersetzen könne. Wenn der Rat beschlösse, Erik Jarl zu Knuts Nachfolger zu machen, dann mochten die Bischöfe jammern, so viel sie wollten. Sie könnten sich zwar

weigern, Erik zu krönen, aber ungekrönte Könige habe es im Reich schon früher gegeben.

»Dann wird die Bischofsmeute aber nach Dänemark ziehen und diesen Sverker krönen«, wandte Knut verzweifelt ein.

»Das würde in Svealand und Götaland aber niemand ernst nehmen, denn ein König im Dienst des Auslands könnte seinen Fuß ohnehin nie in das Reich setzen«, antwortete Arn ruhig.

»Aber wenn ein solcher König an der Spitze eines dänischen Heeres stünde?«, fragte Knut weiter, dem die

Angst ins Gesicht geschrieben stand.

»Dann siegt der Gewinner des Krieges, das ist nichts Neues«, erwiderte Arn.

»Glaubst du, dass die Dänen uns besiegen können?«, fragte Knut, den Tränen nahe.

»Ja, zweifellos«, antwortete Arn.
»Wenn wir so dumm wären, heute einem dänischen Heer auf dem Schlachtfeld zu begegnen, würden sie einen gewaltigen Sieg erringen. Wenn ich dein Marschall wäre, würde ich davon abraten, ihnen auf dem Schlachtfeld zu begegnen.«

»Dann sind wir also verloren und

außerdem entehrt, weil wir nicht für unsere Ehre und Freiheit gekämpft haben?«

»Nein«, sagte Arn. »Keineswegs. Von Seeland nach Näs ist es weit, und noch weiter ist es nach Östra Aros in Svealand. Wenn ein dänisches Heer in unser Land einbricht, will es natürlich schnell eine Entscheidung herbeiführen, solange die Jahreszeit günstig und die Versorgung sichergestellt ist. Jetzt stell dir einmal vor, wir geben ihnen diese Möglichkeit nicht. Sie erwarten genau wie du, dass wir sofort alle zu den Waffen rufen, dass alle Männer ihre Eisenhüte überziehen und

männlichbreitbeinig mit der Axt in der Hand in die Schlacht ziehen, um tapfer und ehrenvoll zu sterben, aber eben doch zu sterben. Nun stell dir einmal vor, wir tun das nicht.«

»Dann verlieren wir unsere Ehre, und einem König ohne Ehre gehorcht niemand!«, antwortete Knut, der plötzlich zornig wurde und seine Faust auf den Tisch knallte.

»Einem toten König gehorcht auch niemand«, erwiderte Arn kalt. »Wenn die Dänen nicht die große Schlacht bekommen, auf die sie hoffen, tragen sie auch keinen Sieg davon. Sie brennen eine Stadt nieder, sie plündern Dörfer und richten viel

Elend an. Aber dann kommt der Winter. Dann schrumpfen ihre Vorräte zusammen, und wir nehmen sie uns einen nach dem anderen vor und schneiden außerdem ihren Nachschub von Dänemark ab. Wenn der Frühling kommt, bist du der große Sieger. Du kannst keine größere Ehre als diese erringen.«

»Du denkst wahrhaftig nicht wie die anderen, was den Krieg betrifft«, sagte König Knut.

»Da hast du Unrecht, und zwar ganz und gar«, antwortete Arn mit einem beinahe frechen Lächeln. »Ich denke wie tausend andere Männer, von denen ich selbst viele persönlich

gekannt habe. Im Heiligen Land waren wir nicht mehr als tausend Mann gegen eine unendliche Übermacht, die die dänische weit übertraf. Die Tempelritter haben sich mit großem Erfolg ein halbes Jahrhundert lang geschlagen ...«

»... bis ihr verloren habt«, wandte König Knut ein.

»Das ist wahr«, entgegnete Arn.
»Wir haben verloren, nachdem ein wahnsinniger König entschieden hatte, unser ganzes Heer in einer einzigen Schlacht gegen einen überlegenen Feind aufs Spiel zu setzen. Da unterlagen wir. Hätten wir weitermachen dürfen, wie wir es

gewohnt waren, würden wir das Heilige Land noch heute besitzen.«

»Wie hieß dieser König?«

»Guy de Lusignan. Sein Ratgeber hieß Gérard de Ridefort. Mögen ihre Namen der ewigen Schmach anheimfallen!«

* * *

Für die Brüder Jacob und Marcus Wachtian war die Reise nach Skara etwas von dem Merkwürdigsten, was sie je erlebt hatten, obwohl beide weit gereiste Männer waren.

Sir Arn hatte zunächst vorgeschlagen, dass die Brüder allein reisten, abgesehen von einigen seiner Leibeigenen als Führer, aber das hatten sie mit Schrecken von sich gewiesen, mit der Begründung, dass sie Mühe haben würden, in einer Sprache, die sie nicht verstanden, Einkäufe zu machen. Die eigentlichen Gründe waren die dunklen Nächte an den einsamen und trostlosen Flussufern, vor denen sie sich fürchteten. Dieses nordische Land war ein Land der Dämonen, davon waren beide überzeugt. Die Menschen, die sie sahen, ließen sich oft kaum von Tieren unterscheiden,

was ihnen ebenfalls Angst machte.

Sir Arn war sehr unwillig gewesen, seinen Bauplatz im Stich zu lassen, aber schließlich hatte er ihren Einwänden nachgegeben und entschieden, dass er und seine Frau mitkommen würden, da auch sie sich um Einkäufe zu kümmern hatte. Etwas lahm hatten die Brüder darauf hingewiesen, dass es ihnen unklug erscheine, sich mit Gold und Silber für die vielen Einkäufe, aber ohne Garde auf den Weg zu machen, aber über diesen Einwand hatte Sir Arn nur gelacht, sich übertrieben ritterlich verbeugt und versichert, dass ihnen ganz sicher ein Tempelritter ständig

zur Verfügung stehe. Er reiste in seiner Kriegerkluft und nahm außer dem Schwert und der Streitaxt, die er immer bei sich trug, auch noch Pfeil und Bogen mit.

Als sie einen Wagen mit zwei Ochsen, ihre Pferde und ihren Proviant auf einem Kahn verladen hatten, fiel Sir Arn ein, dass sie jemanden für die Zügel des Ochsenwagens bräuchten, wenn sie die Reise zu Land fortsetzen mussten, und er rief zu diesem Zweck zwei Jungen herbei.

Für die Fahrt hatten sie einen leeren Flusskahn mit acht übelriechenden und heimtückisch

aussehenden Ruderern gemietet. Die Brüder Wachtian fanden, dass sie ihr Leben aufs Spiel setzten, wenn sie sich mit so viel Gold und Silber in dies unbevölkerte und schreckenerregende Land begaben. Bald waren sie jedoch anderer Meinung, als sie sahen, mit welcher unterwürfigen und beinahe schreckerfüllten Mienen diese wilden Gesellen des Flusses Sir Arn betrachteten.

Die Fahrt ging erst über Askeberga, auf demselben Weg, den sie gekommen waren, und von dort weiter zu einem See namens Östansjön. Von dort fuhren sie nicht

nach Nordwesten, Richtung Arnäs, sondern auf einem neuen Fluss gen Süden, bis sie nach vielen Stunden zu der Stelle kamen, wo alles ausgeladen und die Reise zu Pferde fortgesetzt werden musste.

Von der Schiffsanlegestelle am Fluss ging es durch einen dichten Wald zur nächsten Stadt, und da es der einzige Weg war und ihn alle benutzen mussten, die in die Stadt auf den Markt wollten, fiel es nicht schwer, sich die Gefahren vorzustellen, die dort lauerten.

Die bösen Ahnungen der Brüder bewahrheiteten sich, denn plötzlich hielt Sir Arn, der an der Spitze ritt,

mitte im Wald sein Pferd an, hob seine rechte Hand, um auch die anderen zum Anhalten zu bewegen, und setzte den Helm auf. Eingehend betrachtete er den Boden und schaute dann in die dichten Laubkronen, ehe er ein paar Worte in seiner eigenen Sprache rief, die den Wald auf einmal lebendig werden ließen. Räuber kletterten von den Bäumen und kamen hinter Büschen und Baumstämmen hervor. Aber statt sich wie bei einem Überfall auf sie zu werfen, der ihnen, wäre er geglückt, ziemlichen Reichtum eingebracht hätte, stellten sie sich gebeugten Hauptes und mit gesenkten Waffen am Wegrand auf,

ohne einen einzigen Pfeil abzufeuern. Schlechtere Räuber waren ihnen noch nie begegnet.

Fröhlich machte Marcus Scherze darüber, als sie den Wald endlich verlassen hatten und in der Ferne eine kleine Stadt mit einer Kirche auftauchen sahen: Solche Räuber würden nicht lange am Leben bleiben und nicht fett werden, zumindest nicht, wenn sie in Outremer ihr Unwesen trieben.

Jacob, der daran zweifelte, dass dieses Auftreten für nordische Räuber typisch war, ritt zu Sir Arn, um sich zu erkundigen, was eigentlich vorgefallen war. Als er wieder zu

seinem Bruder zurückkehrte, erzählte er belustigt, was passiert war.

Die Männer im Wald seien nicht nur Räuber gewesen, sondern zugleich auch Steuereintreiber des Bischofs. Je nachdem, wer gerade geritten kam, trieben sie Steuern für ihren Bischof ein oder plünderten die Reisenden auf eigene Rechnung aus, da sie ansonsten keinen Lohn für ihre Arbeit als Steuereintreiber bekamen.

Diesmal wurden jedoch weder Steuern eingetrieben, noch wurde geplündert. Denn als Sir Arn die Räuber entdeckt hatte, hatte er ihnen gesagt, womit sie zu rechnen hätten. Er sei Arn Magnusson und könne sie

ohne weiteres töten, wenn er Grund dazu habe. Außerdem sei er Folkunger, was bedeute, dass kein Räuber, nicht einmal, wenn er in Diensten des Bischofs sei, drei Sonnenuntergänge überleben würde, nachdem er seinen Pfeil abgefeuert hätte. Die Räuber hatte das sofort überzeugt.

Das Geschlecht, zu dem Sir Arn gehörte, musste also so etwas wie ein Beduinenstamm sein, überlegte Jacob. Wie in allen anderen Ländern gab es auch in diesem Land der Barbaren eine königliche Macht und eine Kirche. Beim Hochzeitsfest hatte er mit eigenen Augen gesehen, dass

man weltliche und kirchliche Truppen hatte. Also wurden Recht und Ordnung hier so ähnlich aufrechterhalten wie in anderen christlichen Ländern.

Aber in welchem anderen Land konnte man auf einen Räuber oder Steuereintreiber zureiten und sagen, dass man zu einem gewissen Stamm gehöre, und damit den Räuber dazu bringen, seine Waffen zu senken? Nur in Outremer. Wer dort ein Mitglied gewisser Beduinenstämme überfiel, konnte sicher sein, gegebenenfalls bis ans Ende aller Zeiten von Rächern gejagt zu werden. Hier im Norden verhielt es sich offenbar genauso.

An der ersten Stadt ritten sie einfach vorbei, ohne Rast zu machen. Jacob und Marcus waren darüber sowohl erleichtert als auch enttäuscht. Ihre Hinterteile schmerzten nach dem ungewohnten mehrstündigen Ritt, allerdings war der Gestank, den die Stadt schon von weitem verbreitete, ziemlich abschreckend.

Für die ausgestandenen Mühen wurden sie jedoch doppelt belohnt, denn nach wenigen Stunden, als sich der erste kühle Abendnebel über das Land legte, näherten sie sich einem Kloster, wo sie übernachten konnten.

Die Brüder Wachtian hatten das

Gefühl, als seien sie plötzlich nach Hause gekommen. Sie wurden in einem eigenen Zimmer mit weiß gekalkten Wänden im Hospitium des Klosters einquartiert. Die Mönche, denen sie begegneten, sprachen Fränkisch und benahmen sich wie richtige Menschen, und das Essen, das nach der Vesper serviert wurde, war ebenso ausgezeichnet wie der Wein. Es kam ihnen vor, als seien sie in der heißesten Wüste auf eine Oase mit reifen Datteln und klarem, kaltem Wasser gestoßen.

Die Brüder durften die Klausur nicht betreten, aber sie sahen, dass Sir Arn seinen Tempelrittermantel

überzog und zum Beten dort hinging. Seine Frau erklärte ihnen in ihrem lustigen Kirchenlatein, dass er das Grab seiner Mutter besuche.

Am nächsten Tag ließen sie Kleider und Proviant im Hospitium des Klosters, da sie nach den Einkäufen in einer nahe gelegenen Stadt namens Skara noch einmal dort übernachten wollten.

Sie hatten erfahren, dass Skara die größte und älteste Stadt im ganzen Westlichen Götaland war, und hatten deswegen übertriebene Erwartungen. Der Ort, in den sie an diesem Morgen ritten, war alles andere als ein zweites Damaskus. Der gleiche

Gestank nach Abfällen und nach Unreinlichkeit wie vor der kleineren Stadt, deren unaussprechlichen Namen sie bereits vergessen hatten, die gleichen ungewaschenen Menschen, und Straßen, die weder gepflastert waren noch Rinnsteine besaßen. Die kleine, primitive Kirche mit ihren beiden Türmen war eher dunkel und furchterregend als segenverheißend. Aber sie konnten sich als gute Christen kaum widersetzen, als Sir Arn in Begleitung seiner Gemahlin und der beiden Jungen dort eintrat, um zu beten. Jacob und Marcus hatten das Gefühl, dass es in dieser Kirche

keinen Gott gab, sei es, dass er nie dort eingetreten war, sei es, dass er sie bereits vergessen hatte. Drinnen war es feucht und roch nach Heidentum.

Aber auch dieses winzige stinkende Loch barg einen Segen, der dem des Klosters in der Einöde ähnlich war. Ein weiteres Mal wurden die Brüder von etwas Unerwartetem und Gutem überrascht.

Am Stadtrand von Skara gelangten sie in eine Straße, in der es so sauber und aufgeräumt war wie in einer fränkischen Stadt oder in Outremer. Es roch nach Sauberkeit, Kaffee, Essen und Gewürzen, die ihnen

bekannt vorkamen, und überall wurde Fränkisch gesprochen.

Sie befanden sich in der Straße der Glasbläser, Kupferschmiede und Steinmetzen. Am Straßenrand standen Gläser, Steinmetzarbeiten und Kupferkannen, und von allen Seiten kamen Dolmetscher herbeigelaufen, die die schweren Geldbeutel an Sir Arns Gürtel bemerkt hatten. Doch sie erfuhren bald, dass ihre Dienste ausnahmsweise nicht gebraucht wurden.

Die Brüder Wachtian besuchten mit Sir Arn und seiner Gemahlin ein Geschäft nach dem anderen, ließen sich kaltes Wasser in schönen

Gläsern servieren und lehnten freundlich, aber doch bestimmt die Bierkrüge ab, die man ihnen aufschwätzen wollte.

Sie erfuhren, dass man zur Herstellung von gelbem oder blauem Glas in Dänemark und Lübeck Glassand mit Kupferspänen und Schwefelkupfer bestellen könne, während die Zusatzstoffe für grünes, rosafarbenes oder farbloses Glas im Land selbst zu beschaffen seien, wenn man nur seine Leute an die richtigen Orte zu schicken wisse. Sir Arn beauftragte die beiden Jungen, den Ochsenkarren zu holen, den sie bei einer Wache vor dem Dom

zurückgelassen hatten. Der Wagen wurde mit Material für die Glasherstellung beladen. In einigen Werkstätten schien Sir Arn das gesamte Lager aufzukaufen. Unter anderem erstand er große Mengen an Blei, da die Glasbläser hauptsächlich Kirchenfenster herstellten. Sir Arn gab viel Geld aus, ohne zu handeln, was seine Frau fast ebenso zu stören schien wie die Brüder Wachtian. Für diese überwiegend fränkischen Glasmeister waren das ungewöhnliche Geschäfte, da sie gewohnt waren, durch einen Dolmetscher zu verhandeln, und noch nie mit einem Bewohner des Nordens

gesprochen hatten, der ihre Sprache genauso sicher beherrschte wie sie selbst. Außerdem hatten sie noch nie Werkzeuge und das Rohmaterial für die Glasmasse verkauft, sondern nur fertiges Glas. Ein paar Einzelstücke kaufte Sir Arn jedoch, um sie als Arbeitsproben mitzunehmen.

Beim Anblick der gehämmerten und verzinnnten Gefäße, die vor den Werkstätten der Kupferschmiede zum Verkauf auslagen, waren sowohl die Brüder Wachtian als auch Sir Arn überzeugt, dass die damaszenischen Kupferschmiede auf Forsvik bessere Ware herstellen konnten. Sir Arn kaufte zwar auch die eine oder andere

Kanne, hauptsächlich aber Kupfer und Zinn.

Als sie ihren Wagen bereits schwer beladen und alle Glasmeister und Kupferschmiede auf der einen Straßenseite aufgesucht hatten, gingen sie genauso langsam die gegenüberliegende Seite entlang, wo die Steinmetzwerkstätten lagen. Viele der Steinmetzmeister hielten sich gerade bei irgendwelchen Kirchenbauten auf, die sie vor Ort überwachen mussten. Jacob und Marcus erfuhren zu ihrem Erstaunen, dass das Geschäft mit den Kirchen in diesem kleinen Land besser florierte als irgendwo anders auf der Welt.

Mehr als hundert Kirchen wurden hier gleichzeitig gebaut, und mit so vielen Bestellungen konnten die Steinmetzen doppelt so viel einnehmen wie im Frankenreich, in England oder in Sachsen.

Der Steinmetz Marcellus war teurer als alle anderen. Vor seiner Werkstatt standen Skulpturen, die von der Dombauhütte bestellt worden waren. Besonders Sir Arns Frau schienen die Kunstwerke zu gefallen. Als Sir Arn und seine Begleitung in die Werkstatt traten, wirkte der Meister zunächst mürrisch und abweisend. Er klagte, dass er für eine Unterhaltung keine Zeit habe. Aber

als ihm aufging, dass er mit diesem Käufer seine eigene Sprache sprechen konnte, überlegte er es sich schlagartig anders und begann eifrig, ja beinahe wirr, zu erzählen, was er sich bei seiner Arbeit vorstelle und was er gerne vollbringen würde. Sir Arn erwähnte, dass er gerne die Kirche seiner Familie umbauen lassen würde, und zwar von Grund auf. Diese Kirche solle nicht wie die meisten anderen im Westlichen Götaland der Jungfrau Maria geweiht werden, sondern dem Heiligen Grab.

Andächtig und interessiert hörte der Steinmetz zu. Dann sagte er, dass er jahrelang die Heilige Jungfrau in

allen möglichen Variationen gestaltet habe, mild oder streng, mit ihrem toten Sohn oder dem neugeborenen Kind, beseelt vom Heiligen Geist, auf dem Weg nach Bethlehem, an der Krippe und was man sich sonst noch vorstellen könne.

Aber das Grab Gottes? Da müsse man vollkommen umdenken, was jedoch einige Zeit erfordere, meinte Meister Marcellus. Leider hatte er zurzeit überall im Land Verpflichtungen, so dass er sich erst in anderthalb Jahren Arns Auftrag widmen konnte.

Sir Arn fand nicht, dass die Verzögerung ein Problem darstellte,

wichtiger war ihm, dass die Arbeit schön und für die Ewigkeit geschaffen würde, da das, was in Stein gehauen würde, alle Zeiten überdauern solle.

Es juckte Marcus und Jacob in den Fingern, als sie hörten, zu welchem schamlosen Vorschuss sich Sir Arn überreden ließ. Sie sahen jedoch keine Möglichkeit, sich in die Sache einzumischen, und die Verhandlungen endeten damit, dass Sir Arn die unerhörte Summe von zehn Goldbesanten als Vorschuss für das erste Arbeitsjahr bezahlte und weitere zehn für jedes weitere Jahr versprach, das erforderlich sei. Der

Steinmetzmeister Marcellus zögerte keinen Moment, diesen Vorschlag anzunehmen.

Auf dem Rückweg zum Kloster Varnhem hatte es erst den Anschein, als würde Frau Cecilia ihren Mann, wenn auch milde, für seine verantwortungslose Art schelten, mit Silber und Gold umzugehen. Das beeindruckte ihn aber nicht weiter, denn er antwortete ihr eifrig gestikulierend, so dass auch alle, die keine nordischen Sprachen verstanden, sahen, dass es um große Pläne gehen musste.

Schließlich begann Sir Arn zu singen, und da schien es, als könne

sie es nicht lassen, mit einzustimmen. Es handelte sich um ein sehr schönes Lied, offenbar ein kirchliches und kein weltliches.

Solchermaßen näherten sie sich lange vor Sonnenuntergang und der rauen Abendkälte mit den himmlischen Sängern an der Spitze dem Kloster Varnhem. Die Brüder waren sich einig, dass diese Reise weitaus mehr gute Überraschungen geboten hatte, als sie erwartet hätten.

Am nächsten Tag verzögerte sich ihre Weiterreise dadurch, dass die Frau von Sir Arn Pergament und Rosen kaufte. Die Rosen verwahrte sie in feuchten Lederbeuteln, die mit

Erde gefüllt waren. Die Blumen waren so weit abgeschnitten, dass nur noch die Stiele oben aus den Beuteln schauten. Dass diese Frau sich besser auf Geschäfte verstand als ihr Mann, war ganz offensichtlich: Alle mussten warten, bis sie sich mit dem Gärtner des Klosters über jede Kupfermünze geeinigt hatte. Sir Arn machte nicht die geringsten Anstalten, sich einzumischen. Schließlich hatte seine Frau die Pflanzen, die sie sich wünschte, auf den Wagen geladen, und nach den roten und weißen Rosen zu urteilen, die an den Mauern von Varnhem emporrankten, hatte sie für Forsvik sehr viel Schönheit gekauft.

Zwischen den geschäftigen Tagen um Sankt Bartholomäus, als die letzte Ernte eingebracht wurde, und der Marienmesse kehrte der Sommer für kurze Zeit ins Westliche Götaland zurück. In dieser Zeit hatte Cecilia mindestens ebenso viel zu tun wie Arn. In den Gärten musste alles geerntet werden, und anschließend wollte sie versuchen, zu retten, was zu retten war. Sie rackerte sich ab wie die Leibeigenen, die sie verpflichtet hatte. Gemeinsam gruben sie die Apfelbäume mit den Wurzeln aus, um sie am Abhang unterhalb des

Wohnhauses wieder einzupflanzen. Dort trocknete die Erde nie aus.

Von der Arbeit bekam Cecilia Hornhaut an den Händen, und ihre Fingernägel rissen ein. Deswegen war es besonders angenehm, sich abends mit fließendem Wasser und der von Arn sogenannten »Savon« waschen zu können.

Als alle Gartenarbeiten, die sie anleiten und überwachen musste, beendet waren, ging sie in die Werkstatt der Brüder Wachtian und erkundigte sich, mit welchen Arbeiten sie beginnen wollten und was erst später in Angriff genommen werden sollte. Sie besuchte mit ihnen die

Schmieden und die Töpferei und ließ sie dolmetschen, da sie nicht nur Latein und ihre eigene Sprache beherrschten, sondern auch den vollkommen fremden Zungenschlag, den viele der Männer aus dem Heiligen Land sprachen. Die Brüder zeigten ihr verschiedene Arten von Pfeilspitzen, und sie gingen in die Schwertschmiede und zum Reifenziehen, wo sie sich alles erklären ließ. In der Glashütte fragte sie, welche der Mustergläser, die auf einer Bank standen, sie auf Forsvik herstellen könnten und welche nicht. Von den Pferde knechten wollte sie wissen, wie viel Futter ein Pferd

brauchte, und im Kuhstall brachte sie in Erfahrung, wie viel Milch eine Kuh gab. Zum Schluss ging sie in die Schlachtereier, um sich zu erkundigen, wie viel Salz und wie viele Tonnen dort zum Pökeln benötigt würden.

Nach jedem solchen Besuch kehrte sie zu ihren Rechenbrettern und ihren Büchern zurück. Seit ihrem Besuch in Varnhem besaß sie einen großen Vorrat Pergament, aus dem sie Rechnungsbücher herstellen konnte. Das beherrschte sie am besten von allem, sogar noch besser als die Gärtnerei und das Nähen, denn über zehn Jahre lang hatte sie die Bücher zweier Klöster geführt und sich dort

um alle Geschäfte gekümmert.

Schließlich hatte sie sich einen Überblick über alles verschafft und wusste auf die Kupfermünze genau, wie es um Forsvik bestellt war. Da suchte sie Arn auf, obwohl es früher Abend war und er mit den Arbeiten an den Kühlhäusern neben dem großen Bach beschäftigt war. Er freute sich, als sie kam, und wischte sich mit dem Zeigefinger den Schweiß aus der Stirn, wie er es zu tun pflegte.

»Begleite mich in meine Schreibstube, dann werde ich dir alles erklären, mein Liebster«, sagte sie mit gesenktem Blick. Ihr war

bewusst, dass er diesen Worten nicht widerstehen konnte. Aber ebenso gut wusste sie, dass die Worte der Wahrheit entsprachen und nicht nur weibliche List waren: Es stimmte, dass er ihr Liebster war.

Aber deswegen konnte sie ihm das Törichte seines Unterfangens, das sie jetzt mit Zahlen beweisen konnte, trotzdem nicht verschweigen. Sie sprach ein stilles Gebet, dass er einsichtig sein würde, auch wenn er sich im Augenblick für nichts anderes interessierte als für den Hausbau.

Es war früh an diesem ungewöhnlich warmen Abend, und Cecilia brauchte kein Licht

anzuzünden, als sie ihre Bücher aufschlug und ihn bat, sich neben sie zu setzen.

»Sieh hier, mein Liebster«, sagte sie und zeigte ihm das Verzeichnis darüber, was jeden Tag auf Forsvik von Mensch und Tier gegessen und getrunken wurde. »So viel Futter braucht ein Pferd pro Tag. Hier siehst du, wie viel das im Monat ergibt, und hier steht, was in unseren Scheunen lagert. Irgendwann nach Mariä Lichtmess, mitten im kältesten Winter, werden hier zweiunddreißig hungernde Pferde stehen. Das Fleisch wird zu Mariä Verkündigung zu Ende sein. Außerdem ist der Verbrauch von

Hammelfleisch so groß, dass wir bereits zu Weihnachten keines mehr haben werden. Der Trockenfisch ist noch nicht gekommen. Du siehst, dass das alles stimmt, nicht wahr?«

»Ja«, sagte Arn. »Das scheinen sehr gute Berechnungen zu sein. Was ist zu tun?«

»Der Trockenfisch muss wie vereinbart hier eintreffen, am besten noch vor der Fastenzeit. Was das Fleisch betrifft, musst du Jäger anstellen, denn Hirsche und Wildschweine gibt es hier in den Wäldern viele, und im Tiveden leben Tiere, die groß sind wie eine Kuh und viel Fleisch haben. Was die Pferde

angeht, willst du vermutlich nicht, dass sie zu Mariä Lichtmess geschlachtet werden, oder?«

»Nein, wahrhaftig nicht«, erwiderte Arn lächelnd. »Jedes dieser Pferde ist so viel wert wie zwanzig der einheimischen Pferde oder sogar noch mehr.«

»Dann müssen wir Futter kaufen«, fiel ihm Cecilia ins Wort. »Das ist zwar nicht üblich, da alle über eigenes Futter verfügen, aber deswegen musst du dafür auch als Erstes sorgen, ehe alle Gewässer zufrieren und weder Kähne noch Schlitten hierher gelangen können.«

»Das denke ich auch«, sagte Arn.
»Ich werde mich morgen um diese Frage kümmern. Worauf bist du noch gestoßen?«

»Dass wir fast so viel Silber ausgegeben haben, wie Forsvik wert ist, ohne aber irgendwelche Einnahmen zu haben. Allein das Gold, das du dem Steinmetzen in Skara gegeben hast, hätte gereicht, um uns mehrere Jahre den Lebensunterhalt zu gewährleisten.«

»Dieses Gold darfst du bei deinen Berechnungen nicht berücksichtigen!«, sagte Arn heftig, bereute es aber sofort und lächelte, um sich für seine Heftigkeit zu

entschuldigen. »Ich habe genug Gold für alles, was mit der Kirche von Forshem zu tun hat. Es liegt in einer eigenen Truhe, und wir können die Kirche daher als etwas betrachten, was bereits bezahlt ist.«

»Das ändert natürlich vieles zum Besseren«, räumte Cecilia ein. »Das hättest du mir auch früher sagen können, dann hätte ich weniger Tinte verschwendet. Vielleicht ist es aber auch an der Zeit, dass du deiner Frau sagst, was wir eigentlich besitzen, oder genauer gesagt, was du besitzt, da Forsvik mir gehört und mit jedem Schweißtropfen, den du vergießt, im Wert steigt.«

»Ich besitze ungefähr tausend Goldmark«, antwortete Arn und blickte verlegen auf den Holzboden. »Die Kosten für den Umbau von Arnäs zu einer unbezwingbaren Burg und für die Kirche von Forshem habe ich schon abgezogen.«

Er rutschte unruhig hin und her und schaute immer noch weg, als wisse er, dass seine Worte völlig unglaublich klangen.

»Tausend Goldmark«, flüsterte Cecilia wie gelähmt. »Tausend Goldmark sind mehr, als Riseberga, Varnhem und Gudhem zusammen besitzen.«

»Das weißt du besser als ich, meine Liebste«, erwiderte Arn leise. Er machte den Eindruck, als würde er sich seines großen Reichtums schämen.

»Warum hast du mir das nicht schon eher gesagt?«, fragte Cecilia.

»Ich wollte es dir schon oft erzählen«, antwortete Arn. »Aber dann ergab sich irgendwie nie die richtige Gelegenheit. Wie ich im Heiligen Land zu diesem Gold gekommen bin, ist eine lange Geschichte. Gold ist aber nicht alles, Gold bewahrt uns nicht vor Kälte, insbesondere nicht meine Freunde aus den warmen Ländern. Ich hatte nicht

vor, dir das Wissen vorzuenthalten, aber mir wäre eine lange und kalte Winternacht lieber gewesen, in der der Nordwind ums Haus pfeift und wir im Schein eines wärmenden Feuers daliegen. Da hätte ich dir gern die ganze Geschichte erzählt.«

»Wenn du auf den Winter wartest, dann wartest du nicht vergebens«, antwortete Cecilia mit einem kleinen Lächeln, das sofort etwas Licht in diese eigentümlich düstere Unterhaltung über den Reichtum brachte.

»Auf diesen Winter freue ich mich«, antwortete Arn und lächelte ebenfalls.

»Und doch ist Gold ein sehr schlechter Schutz vor Kälte und Hunger. Du musst, wie gesagt, morgen beginnen, Futter in Linköping zu kaufen oder wo auch immer du es bekommen kannst.«

»Das verspreche ich«, antwortete Arn. »Was hast du in der unerbittlichen Logik deiner Zahlen noch gefunden?«

»Du solltest ein eigenes Schiff kaufen oder bauen lassen, um Tonerde zu transportieren«, entgegnete sie. »Für die Ziegelherstellung wird so viel Tonerde benötigt, dass es sich nicht lohnt, sie hierher zu transportieren. Es ist daher einfacher,

diese Arbeiten am Braxenbolet ausführen zu lassen. Aber mit dem Ton für die Töpferei verhält es sich anders. Wenn du diesen Ton hierher transportieren lässt, dann können die Töpfer den ganzen Winter arbeiten. Man muss ihn nur feucht aufbewahren und aufpassen, dass er nicht friert.«

Arn konnte seine Bewunderung unmöglich verbergen. Sie lächelte zufrieden, beinahe triumphierend.

»Cecilia, meine geliebte Cecilia«, sagte er. »Du bist wahrhaftig nicht nur die schönste und liebenswerteste Frau, der ich je begegnet bin, du bist auch die klügste. Mit dir an den Rechnungsbüchern ist unser Glück

gemacht, so viel ist sicher!«

»Du hättest mich das schon eher machen lassen sollen«, sagte sie, warf den Kopf in den Nacken und spielte beleidigt.

»Ja, vom ersten Tag an«, gab er zu.
»Aber mein Kopf war voll von dem, was noch nicht erledigt war. Kannst du mir diese Dummheit verzeihen?«

»Ja, unter einer Bedingung«, antwortete sie mit einem geheimnisvollen Lächeln.

»Auf diese Bedingung gehe ich ein, noch ehe du sie ausgesprochen hast«, versicherte er.

»Arbeite heute nicht mehr«, sagte sie. »Bleib bei mir, lass uns ausreiten und die Früchte unserer Arbeit genießen.«

Er nahm sie, ohne etwas zu sagen, an der Hand und ging mit ihr zu ihrem Haus. Dort zog er zwei Wollmäntel von einer Stange an der Decke, sah sie prüfend an, langte erneut nach oben und nahm ihren eigenhändig genähten Reitanzug herab, der eine Art Rock für jedes Bein hatte.

»Ich vermute, dass du keine Lust hast, im Damensattel zu reiten«, sagte er, und obwohl es in der Ankleidekammer dunkel war, hatte es den Anschein, als sei er beim

Berühren ihrer Kleider errötet.

Sie nahm ihren Reitanzug in Empfang, ging ins Schlafzimmer und schloss die Tür hinter sich, um sich umzuziehen. Während er wartete, zog er schnell die schmutzigen Arbeitskleider aus, kühlte mit dem fließenden kalten Wasser sein immer noch erhitztes Gesicht und zog ein langes blaues Hemd über.

Nach kurzem Zögern gürtete er sein Schwert. Er hatte im Gefühl, dass sie ihn lieber unbewaffnet gesehen hätte, aber er fand es unvernünftig, ohne Schwert an der Seite seiner Geliebten durch den Wald zu reiten.

Wie erwartet, runzelte sie die Stirn, als sie in ihren Reitkleidern ins Freie trat und ihn dort mit den Wollmänteln überm Arm stehen sah, als versuche er, die lange schwarze Schwertscheide unter dem Tuch zu verbergen. Aber sie sagte nichts.

Sie gingen erst in den Stall, der um diese Jahreszeit leerstand, da alle Pferde auf der Weide waren. Dort hing eine lange Reihe von Sätteln, über denen etwas in fremdartigen Zeichen geschrieben war, und Arn wählte schnell zwei davon aus. Er reichte ihr die Mäntel und ging vor ihr her zur Pferdekoppel. Die Sonne stand niedrig, aber es war immer

noch so warm wie an einem Sommertag. Die laue Brise strich ihnen über das Gesicht.

Sie gingen zu einer kleineren Weide, wo eine schwarze Stute und ihr Fohlen standen, und kletterten zwischen den Zaunlatten, über die Arn die Sättel gelegt hatte, hindurch. Dann rief Arn die Stute, die sofort die Ohren aufstellte und mit zurückgeworfenem Kopf auf ihn zugelaufen kam. Ihr Fohlen tänzelte hinter ihr her. Erstaunt sah Cecilia, wie zärtlich ihr Mann und die Stute sich begrüßten. Er drückte seine Wange gegen ihr Maul, kraulte sie hinter den Ohren und sprach in einer

fremden Sprache mit ihr.

»Komm!«, sagte er und hielt Cecilia die Hand hin. »Du musst dich mit Umm Anaza anfreunden, denn sie soll in Zukunft dein Pferd sein, komm und begrüße sie!«

Cecilia trat vor und versuchte es Arn gleichzutun, sie rieb ihre Wange gegen die Nüstern der Stute, doch diese wirkte anfänglich etwas scheu. Da sprach Arn einige Worte zu ihr in der fremden Sprache, woraufhin sie sofort weiter von Cecilia gekraut werden wollte, die sich nicht zweimal bitten ließ.

»Was für eine Sprache sprichst

du?«, fragte Cecilia, während sie die Stute und das kleine Fohlen kraulte, das sich ebenfalls schüchtern vorgewagt hatte.

»Die Sprache der Pferde«, sagte Arn und lächelte geheimnisvoll, aber dann schüttelte er fröhlich den Kopf. »Das hat Bruder Guilbert einmal zu mir gesagt, als ich noch ein Kind war, und damals habe ich wirklich geglaubt, es gebe eine Sprache, die nur die Pferde verstehen. Ich spreche die Sprache, die die Pferde seit ihrer Geburt in Outremer gehört haben: Sarazenisch.«

»Und ich kann mit ihr nur die Sprache des Volkes oder Lateinisch

reden!«, meinte Cecilia lachend. »Du musst mir zumindest ihren Namen erklären.«

»Sie heißt Umm Anaza, das bedeutet Mutter Anaza, und der Kleine heißt Ibn Anaza, obwohl ich seinen Vater so getauft hatte. Jetzt heißt der Hengst, den wir gleich treffen werden, Abu Anaza, und was Abu und Ibn bedeuten, errätst du vermutlich?«

»Vater und Sohn Anaza.« Cecilia nickte. »Aber was bedeutet Anaza?«

»Das ist einfach ein Name«, antwortete Arn und warf einen Sattelgurt, der auf der Unterseite mit

Lammfell gepolstert war, auf die Stute. »Die Anaza sind die ältesten Pferde im Heiligen Land, und wenn die langen Winternächte kommen, werde ich dir die Sage von den Anaza erzählen.«

Arn sattelte und zäumte die Stute in einem verblüffenden Tempo, und die Stute muckte nicht, sondern wirkte ganz im Gegenteil froh, die Weide verlassen zu dürfen.

Cecilia musste Umm Anaza zur großen Koppel führen, auf der die Hengste standen. Gelenkig sprang Arn über die Latten der Umzäunung und pfiff. Die weidenden Pferde blickten auf, und im nächsten

Augenblick galoppierten sie auf Arn zu, dass die Erde nur so bebte. Cecilia bekam Angst, aber sah bald, wie unnötig das war, weil die Pferde in dem Augenblick, in dem Arn seinen Arm hob, langsamer wurden. Alle drängten sich um Arn, der sämtliche Namen wusste und für jedes Tier ein freundliches Wort hatte. Schließlich kraulte er den Hengst, der aussah wie Cecílias Stute. Er hatte ein schwarzes Fell und eine Silbermähne und musste Abu selbst sein. Cecilia fand es rührend, dass ihr Mann diese Tiere so liebevoll behandelte. Als seien sie viel mehr als nur Pferde, als seien sie

seine liebsten Freunde. So behandelte niemand im Norden seine Pferde, dachte sie, sah aber auch sofort ein, dass es im Norden niemanden gab, der so reiten konnte wie Arn. Es war ein erbaulicher Gedanke, dass liebevolle Zuneigung bessere Reiter hervorbrachte als Härte und Selbstsicherheit.

Etwas von dieser Liebe empfand sie selbst, als sie etwas später von Forsvik in Richtung Norden den Bottensjön entlang davonritten. Der Stute gefiel es offenbar, ihre neue Besitzerin zu tragen. Sie schien zu ihr durch ihre weichen Bewegungen zu sprechen, die nicht mit denen anderer

Pferde zu vergleichen waren.

Die Sonne war hinter den Baumwipfeln untergegangen. Der unendliche Tannenwald, der Tiveden, begann. Arn ritt einen Pfad entlang, und bald sahen sie den Bottensjön und etwas weiter weg den Vättersee in der Abendsonne funkeln. Die Gerüche von Pferden und Spätsommer mischten sich geheimnisvoll mit einem süßen Modergeruch und dem Duft des Tannenwalds.

Arn ritt an sie heran und meinte, er sei jetzt alt genug, um sich nicht mehr auf Pferderücken stellen zu müssen, diesmal habe er vor, im Sattel sitzen

zu bleiben. Erst verstand Cecilia nicht, was er meinte, aber dann erinnerte sie sich an den Abend auf dem Kinnekulle, als sie zum ersten Mal zusammen ausgeritten waren und er sich in vollem Galopp auf den Pferderücken gestellt hatte, den Blick auf sie und nicht auf den Weg gerichtet. Er war damals mit einem kräftigen Ast zusammengestoßen, vom Pferd gestürzt und bewusstlos liegen geblieben.

»Mir wäre fast das Herz stehengeblieben«, flüsterte Cecilia.

»Das wollte ich nicht«, antwortete Arn. »Ich wollte dein Herz erobern und es nicht zum Stillstand bringen.«

»Du wolltest mein Herz gewinnen, indem du mir zeigst, dass du auf einem Pferderücken stehen kannst?«

»Ja. Ich hätte dafür sogar einen Kopfstand gemacht, wenn es nötig gewesen wäre. Aber es ist mir gelungen, oder?«

Während er noch darüber scherzte, wie er damals um sie gefreut hatte, machte er auf dem Sattel einen Handstand, erst mit gespreizten und dann mit hoch aufgerichteten Beinen, während sein Hengst ruhig seinen Weg fortsetzte, als sei er an solche Faxen seines Herrn gewöhnt.

»Du brauchst dich wirklich nicht

so aufzuspielen«, sagte Cecilia kichernd. »Wenn ich dir versichere, dass du mein Herz wie in einem goldenen Schrein besitzt, setzt du dich dann hin und reitest wie ein normaler Mensch?«

»Ja, wenn das so ist«, erwiderte Arn, ließ sich schnell wieder herab und saß sicher mit beiden Füßen in den Steigbügeln. »Ich habe das Gefühl, dass ich allmählich für solche Kunststücke zu alt werde, es ist also ein Glück, dass wir bereits Mann und Frau sind.«

»Du darfst die Güte und den hohen Willen, die uns zu Mann und Frau gemacht haben, nicht geringer

machen!«, sagte Cecilia streng, unnötig streng, wie sie selbst sofort fand. Aber sie war der Meinung, der Scherz sei zu weit gegangen.

»Ich glaube nicht, dass die Heilige Jungfrau etwas dagegen einzuwenden hat, dass wir in unserem Glück über die Zeit scherzen, in der unsere Liebe entstand«, entgegnete Arn vorsichtig.

Cecilia verwünschte sich, dass sie, ohne es zu wollen, ihre sorglose und verspielte Unterhaltung beendet hatte. Sie ritten jetzt schweigend dahin und wussten beide nicht, wie sie dieses Schweigen brechen sollten.

Schließlich kamen sie zu einer

Lichtung an einem Bach, wo das grüne Moos zwischen den Baumstämmen im Abendlicht verlockend und geheimnisvoll leuchtete. Neben einer morschen Eiche bildete das Moos ein großes einladendes Bett, das von rosa Waldblumen übersät war.

Als ließe sich Umm Anaza von Cecílias Gedanken leiten, als würde die Stute alles verstehen, was Cecilia beim Anblick dieses Ortes durch den Kopf ging, trabte sie dorthin, ohne dass ihre Herrin ihr das bedeutet hätte. Wortlos saß Cecilia ab und breitete ihren Mantel auf dem grünen Moos aus.

Arn folgte ihr, saß ebenfalls ab, band die Zügel um die Vorderbeine ihrer Pferde und breitete seinen Mantel neben dem ihren aus.

Sie brauchten nichts zu sagen, weder über Arns alberne Kunststücke auf dem Pferderücken noch über die Erinnerungen an ihre erste Liebe, all dies war selbstverständlich.

Als sie sich küssten, geschah es ohne Angst, als hätte es die schwere Zeit nach der Hochzeitsnacht nie gegeben. Und als beide voller Glück entdeckten, dass die Angst verschwunden war, kehrte ihr Begehren mit derselben Kraft zurück wie damals, als sie noch siebzehn

waren.

VIII

EINE FRAU VOM GESCHLECHT DER FOLKUNGER war von ihrem eigenen Ehemann schmäählich erschlagen worden. Der Übeltäter hieß Svante Sniving und gehörte zur Ymsesippe, und seine erschlagene Ehefrau war Elin Germundsdotter aus Älgarås. Sie hatten nur einen Sohn, den dreizehnjährigen Bengt.

Nachdem er gesehen hatte, wie seine Mutter von seinem Vater erschlagen worden war, floh der

junge Bengt zu seinem Onkel Germund Birgersson auf Älgårås. Von dort wurden noch in derselben Nacht reitende Boten mit Aufgebotsstäben in alle Himmelsrichtungen zu den Höfen der Folkunger geschickt, die nicht mehr als eine Tagesreise weit entfernt lagen.

Der nächste Morgen war schon angebrochen, als die Reiter mit dem Aufgebotsstab, junge Leute in verschlissenen blauen Mänteln, Forsvik erreichten. Die unerwarteten Gäste wurden von Cecilia mit Brot, Salz und Bier willkommen geheißen. Sie löschten ihren Durst, ehe sie ihr Anliegen vorbrachten.

Cecilia sagte, sie wolle ihren Ehemann suchen gehen, und bat ihre Gäste, sich Schinken und Bier schmecken zu lassen, während sie fort sei. Ihr Herz pochte vor Unruhe, als sie zum Reitplatz eilte. Schon von weitem hörte sie donnernde Hufe, und bald war auch Arn mit den Knaben Sune und Sigfrid sowie den beiden sarazenischen Pferdeknechten zu sehen. Unruhig winkte sie Arn zu, der sofort aus der Reiterformation ausbrach und wie der Wind über den großen Platz auf sie zugeritten kam. Er zügelte sein Pferd, saß ab und umarmte sie.

»Von den Folkungern ist ein

Aufgebotsstab gekommen«, antwortete sie auf seine wortlose Frage.

»Ein Aufgebotsstab von den Folkungern? Was bedeutet das?«, wollte Arn verlegen wissen.

»Zwei junge Männer mit sehr ernstesten Gesichtern kamen zu Pferde und sagten nur, dass sie einen Aufgebotsstab hätten«, antwortete sie. »Ich weiß auch nicht mehr als du, vielleicht solltest du die Jungen da drüben fragen?«

Arn befolgte Cecilias Vorschlag und rief die vier Reiter mit einem Pfiff und zwei lauten Rufen zu sich.

»Von den Folkungern ist ein Aufgebotsstab gekommen, kann mir einer von euch beiden erklären, was das bedeutet?«, fragte er Sune und Sigfrid.

»Das bedeutet, dass alle Folkunger auf Forsvik, jedenfalls alle Männer, sofort alles stehen und liegen lassen müssen, um zu den Waffen zu greifen und dem zu folgen, der mit der Nachricht gekommen ist«, antwortete Sigfrid.

»Keiner aus unserem Geschlecht darf sich einem Aufgebotsstab verweigern. Das würde ewige Schmach bedeuten«, fügte Sune hinzu.

»Aber ihr seid doch noch halbe Kinder«, murmelte Arn verärgert.

»Trotzdem sind wir Folkunger, und dass wir jung sind, spielt keine Rolle. Wir sind Folkunger, und zwar die Einzigen, die Ihr hier auf Forsvik an Eurer Seite habt, Herr Arn«, entgegnete Sune keck.

Arn seufzte und dachte nach. Dann sagte er etwas zu den beiden sarazenischen Reitern, was nach einem Befehl klang, und deutete auf die blauen Waffenhemden, die die Jungen trugen. Die beiden Krieger aus dem Heiligen Land senkten sofort das Haupt zum Zeichen, dass sie gehorchen würden, und galoppierten

auf den Hof zu.

»Lasst uns zusammen unsere Verwandten, die mit der Botschaft gekommen sind, aufsuchen und sie fragen, was sie wollen«, sagte Arn, hob Cecilia vor sich in den Sattel und galoppierte dann so schnell auf das alte Langhaus zu, dass Cecilia während des kurzen Ritts abwechselnd schrie und lachte.

Im Langhaus begrüßten die beiden unbekannten Folkunger Arn mit einer höfischen Verbeugung, und dann trat einer der beiden nach kurzem Zögern auf ihn zu, ließ sich auf das eine Knie niedersinken und hielt ihm mit ausgestreckten Armen den

Aufgebotsstab hin, ein Holzstück, in das der Folkungerlöwe eingebrannt war.

»Wir reichen Euch, Herr Arn, den Aufgebotsstab der Bundesgenossen und bitten Euch, uns mit allen Männern zu begleiten, die Waffen tragen können«, sagte der junge Mann.

Arn nahm den Aufgebotsstab entgegen, wusste aber nicht, was er mit ihm anfangen sollte. Da traten Sune und Sigfrid ein, verbeugten sich feierlich vor den beiden Abgesandten und schauten dann auf Arn.

»Ich war viele Jahre im Heiligen

Land und weiß deshalb nicht, was Ihr mir jetzt abverlangt«, sagte er verlegen zu den beiden Abgesandten. »Aber wenn Ihr mir sagt, worum es geht, werde ich tun, was die Ehre fordert.«

»Es geht um Svante Sniving, von dem bekannt ist, dass er gern seine Leibeigenen und sein Gesinde misshandelt und sogar seinen eigenen Sohn, insbesondere, wenn er zu viel Bier getrunken hat«, sagte der zweite der beiden Abgesandten.

»Das gereicht Svante Sniving nicht unbedingt zur Ehre«, erwiderte Arn zögernd. »Aber sagt mir, was ich mit dieser Sache zu tun habe.«

»Gestern hat er Frau Elin Germundsdotter aus unserem Geschlecht erschlagen«, erklärte der erste Abgesandte.

»Und gestern Nacht ist gleich ein Aufgebotsstab an alle Folkunger gegangen, die Ymseborg morgen noch vor Sonnenuntergang erreichen können«, verdeutlichte der andere junge Verwandte.

»Ich glaube, ich verstehe«, sagte Arn und nickte. »Welchen Widerstand haben wir von diesem Svante zu erwarten?«

»Schwer zu sagen. Er besitzt eine zwölfköpfige Garde, aber wir

werden morgen fünfzig Mann oder noch mehr sein. Trotzdem sollten wir heute Nacht schon losreiten, am besten sofort«, antwortete der erste der beiden.

»Wir sind hier auf Forsvik nur drei Folkunger, und zwei sind noch Knaben. Aber die Männer meiner Garde kann ich sicher auch mitnehmen, oder?«, fragte Arn, und es wurde eifrig genickt.

Mehr gab es nicht zu sagen oder zu fragen. Es dauerte weniger als eine Stunde, die Packpferde zu beladen und die fünf Forsvik'schen Reiter mit Rüstungen auszustatten. Die Sonne stand noch hoch am Himmel, als sie

in Richtung Nordwesten davonritten.

Es war kurz nach Mariä Geburt, und das rote und goldene Herbstlaub leuchtete. Die Abende waren dunkler, was gut für die Rechtgläubigen war, da ihr neunter Monat, der Fastenmonat Ramadan, vor zwei Tagen begonnen hatte. Arn grübelte am Anfang ihres Ritts über die Gesetze des Korans nach, die vorsahen, dass in Ausnahmefällen wie Kriegszeiten nicht gefastet werden musste. Diese Reise konnte jedoch kaum als Krieg gelten, sondern es handelte sich, wenn er es richtig verstanden hatte, eher um eine Hinrichtung.

Er ritt zu seinen mohammedanischen Gefolgsleuten und fragte sie ohne Umschweife nach ihrer Meinung. Aber sie lachten nur: Der Fastenmonat habe doch gerade erst begonnen, und außerdem sei es kühl, denn die Sonne habe wieder Vernunft angenommen und gehe abends unter. Er brauche sich also keine Gedanken zu machen. Arn nickte lächelnd und dachte später daran, dass es ein Glück war, dass in den nächsten Jahren der Fastenmonat nicht um die Mittsommerzeit begann. Da würde es dem Volk des Propheten schwerfallen, sich vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Untergang des

Trinkens und Essens zu enthalten.

Sie setzten den Ritt noch eine Stunde fort, nachdem die Sonne untergegangen war, doch dann wurde es so dunkel, dass sie sich gezwungen sahen, ein Nachtlager aufzuschlagen. Ali und Mansour, die blaue Hemden über ihren lederbezogenen Stahlpanzern trugen, ließen mit keiner Miene erkennen, dass sie lieber sofort bei Sonnenuntergang angehalten hätten, um etwas zu essen und zu trinken.



Am nächsten Tag hatten sich fünf Dutzend Reiter vor Ymseborg versammelt. In der Nacht zuvor hatten die Gardesoldaten von den Palisaden der Burg aus in allen Richtungen Feuer gesehen und begriffen, dass es keinerlei Fluchtmöglichkeiten gab. Das Tor, das auf den Innenhof führte, war geschlossen, und darüber saßen vier Bogenschützen und schauten unruhig auf all die blauen Mäntel, die sich wenige Pfeilschüsse entfernt zur Beratung versammelt hatten.

Der Anführer der Folkunger war Germund Birgersson, der Vater der erschlagenen Elin. Neben ihm saß ein trauriger, blau geschlagener Knirps in

einem Mantel, der zur Hälfte gelb und zur Hälfte schwarz war, denn dies waren die Wappenfarben von Svante Sniving.

Arn hatte Ali und Mansour auf einen kurzen Ritt um die Palisadenburg mitgenommen. Sie waren sich einig, dass diese mühelos mit Feuer einzunehmen war, aber dass Pferde die Palisaden nicht durchbrechen konnten. Außerdem war die Angelegenheit, das wusste Arn, inzwischen eilig, da alles bis zum Sonnenuntergang des dritten Tages nach der Tat geklärt sein musste, so schrieb es das Gesetz vor.

Als er zurückkehrte, suchte er

Germund Birgersson auf, um sich zu erkundigen, was weiter geschehen solle. Er habe den Eindruck, dass der Knabe Ymseborg erben solle, und deswegen wäre es vermutlich schade, den Hof einfach niederzubrennen?

Germund lächelte grimmig: Er glaube nicht, dass es so viel Mühe machen würde, das Tor öffnen zu lassen, wenn nur Arn, dessen Ruf sich auch zu ihnen herumgesprochen habe, ihnen dabei helfen würde. Arn entgegnete, er habe nichts dagegen, bei allem nach bestem Vermögen zu helfen.

»Gut, du bist ein Ehrenmann, alles andere hätte mich auch höchlichst

verwundert«, brummte Germund Birgersson zufrieden, stand etwas steif auf und zog seinen blauen Mantel gerade. »Sitz auf und folge mir, dann wollen wir dieses kleine Hindernis schnell aus dem Weg räumen!«

Gespannt ging Arn zu seinem Pferd, spannte den Sattelgurt und ritt neben Germund her, der auf das Tor von Ymseborg zusteuerte. Keiner von den Folkungern folgte ihnen.

Sie ritten so nahe heran, dass man sie mit Pfeilen hätte beschießen können, aber niemand schoss auf sie. Der alte Folkungerhäuptling warf Arn einen durchtriebenen Blick zu und ritt

noch näher heran, Arn folgte ihm, ohne zu zögern, da Zögern der halbe Tod war. »Ich bin Germund Birgersson aus dem Geschlecht der Folkunger und der Ehre wegen nach Ymseborg gekommen, und nicht um einen Krieg zu beginnen oder zu plündern. Ich bin der Vater von Frau Elin und fordere mein Recht, und meine Verwandten haben mich begleitet«, sagte Germund mit lauter, beinahe singender Stimme.

Auf den Palisaden antwortete niemand, und es griff auch niemand nach den Waffen. Germund wartete eine Weile, ehe er fortfuhr.

»Am liebsten würden wir

Ymseborg nicht anzünden, da der junge Bengt, der unser Verwandter ist, diesen Hof einmal erben soll«, sagte er. »Deswegen gelobe ich euch, dass wir nur Svantes Tod wollen. Dem Haus, den Leibeigenen und der Garde soll kein Schaden zugefügt werden, und wir haben auch nicht vor, hier ungebeten zu Besuch zu kommen, wenn diese Angelegenheit erledigt ist. So soll es geschehen unter der Bedingung, dass ihr in einer Stunde das Tor öffnet und eure Waffen niederlegt. Ihr werdet dann alle bei dem jungen Herrn Bengt in Dienst treten oder bei dem, an den wir diesen Hof verpachten. Euer Leben

wird sich nicht ändern. Aber wenn ihr Widerstand leistet, dann schwöre ich, dass keiner der Garde lebend davonkommt. An meiner Seite reitet Arn Magnusson, und er schwört dasselbe wie ich!«

Darauf wendete Germund langsam sein Pferd, und Arn folgte ihm mit ernster Miene. Er merkte, wie sich eine unpassende Heiterkeit seiner bemächtigte, weil jemand Tod und Vernichtung in seinem Namen geschworen hatte, ohne ihn überhaupt nur gefragt zu haben.

Kein Pfeil flog ihnen hinterher, es wurden nicht einmal spöttische Bemerkungen gemacht.

»Ich glaube, dass wir das bis zum Abend geregelt haben«, sagte Germund stöhnend, als er sich auf seinen alten Platz am Lagerfeuer der Folkunger sinken ließ und sich nach einem Stück Schweinefleisch ausstreckte.

»Was machen wir mit den Leichen, wenn wir fertig sind?«, fragte Arn.

»Meine Tochter nehme ich mit nach Älgarås, um sie neben der Kirche christlich zu begraben«, sagte Germund. »Svantes Leiche mitsamt dem abgeschlagenen Kopf nähen wir in eine Kuhhaut ein und schicken sie seinen Verwandten. Auf Ymseborg setzen wir als Pächter einen

freigelassenen Leibeigenen ein
anstelle des jungen Bengt.«

»Der Junge hat sicher eine schwere
Zeit vor sich. Da hat er schon seine
Mutter verloren und wird jetzt auch
noch den Vater verlieren«, meinte
Arn.

»Ja, das ist wahr. Ich würde viel
darum geben, dass Bengts Leben
etwas freundlicher aussähe«, sagte
Germund nachdenklich. »Er ist
schließlich noch so jung und hat keine
Lust, Bauer zu werden. Stattdessen
träumt er von Rittern und der
königlichen Garde oder von einem
Dienst auf Arnäs. Das scheint für alle
Jünglinge heutzutage zu gelten.«

»Ja«, sagte Arn und dachte ernsthaft nach. »Die Jungen haben häufig mehr Verlangen nach Schwert und Lanze als nach Pflug und Dreschflegel. Willst du ihm diese Sehnsucht nehmen und ihn zum Bauern machen?«

»Dafür bin ich zu alt«, murmelte Germund missvergnügt beim Gedanken daran, dass er noch vor Sonnenuntergang einen Dreizehnjährigen am Hals haben würde, aus dem er einen Mann machen musste.

Arn entschuldigte sich und begab sich auf die Suche nach Sune und Sigfrid, die mit ernststen Mienen damit

beschäftigt waren, ihre Pfeilspitzen zu schleifen. Er nahm Sune den Schleifstein aus der Hand und zeigte ihm, wie die Arbeit leichter ging, während er von dem traurigen Schicksal des jungen Bengt erzählte, der nicht nur mutterlos sei, sondern bald auch vaterlos sein würde und obendrein beim alten Germund als Bauer leben müsse. Vielleicht, überlegte Arn laut, sei es kein dummer Gedanke, wenn sich Sune und Sigfrid in den nächsten Stunden etwas um Bengt kümmerten, da sie die einzigen Jungen der Garde seien. Es könne schließlich nicht schaden, wenn sie Bengt erzählten, was sie auf

Forsvik lernten. Mit einem Lächeln, das er nur mit Mühe verbergen konnte, stand Arn auf und verließ seine beiden blutjungen Knappen.

Eine Stunde später saßen alle Folkunger auf und ritten langsam auf das Tor von Ymseborg zu, das geöffnet wurde, als sie einen Pfeilschuss entfernt waren. Sie ritten auf den Hofplatz, stellten sich in einer Reihe auf und warteten. Wenige Menschen waren zu sehen außer den Kindern der Leibeigenen, die aus Lüftungsklappen und unter Vortreppen hervorsahen. Ab und zu lief eine Magd unruhig über den Hofplatz, um ein abhanden gekommenes Kind zu

suchen.

Auf dem Hof wurde es still, nur die Pferde schnaubten, und die Steigbügel klapperten. Niemand sagte etwas, und nichts geschah. Sie warteten lange.

Zum Schluss war Germund es leid, und er gab zehn jungen Männern ein Zeichen, die daraufhin absaßen, ihr Schwert zogen und ins Langhaus traten. Bald ertönten Schreie und Lärm, und kurz darauf kamen sie mit Svante Sniving heraus, der an Händen und Füßen gefesselt war. Vor den Reitern, von denen ein einziger einen gelbschwarzen Mantel trug, drückten sie ihn auf die Knie. Der junge Bengt

starrte mit unbeweglichem Gesicht geradeaus, auf dem immer noch deutlich die Spuren der Misshandlung durch seinen Vater zu sehen waren.

»Als freier Bauer in Götaland fordere ich mein Recht nach den Gesetzen der Götar!«, schrie Svante Sniving mit röchelnder Stimme, die verriet, dass er nicht weniger betrunken war als sonst, auch wenn es jetzt das letzte Mal war.

»Wer einen Folkunger erschlägt, ob Mann oder Frau, ob jung oder alt, hat jedes Recht verwirkt, außer dem, bis zum dritten Sonnenuntergang am Leben zu bleiben!«, antwortete Germund Birgersson von seinem

Pferd herab.

»Ich biete doppelte Bußzahlungen und werde meine Sache beim Thing vorbringen!«, rief Svante Sniving, als würde er wirklich an sein verbrieftes Recht glauben.

»Wir Folkunger begnügen uns nie mit Bußzahlungen, ob nun doppelt oder dreifach«, antwortete Germund mit solcher Verachtung in der Stimme, dass in der Reihe der strengen Reiter gelacht wurde.

»Da fordere ich mein Recht auf ein Gottesurteil im Zweikampf, das Recht, wie ein freier Bauer zu sterben und nicht wie ein Leibeigener!«, rief

Svante, dessen Stimme eher wütend als angsterfüllt war.

»Einen Zweikampf zu fordern nützt dir nichts«, schnaubte Germund Birgersson. »Unter meinen Bundesgenossen ist auch Arn Magnusson, der dein Gegner im Zweikampf wäre. Du würdest zwar schneller sterben als unter der Axt des Henkers, aber es würde dir nicht unbedingt zu größerer Ehre gereichen. Sei froh, dass wir dich nicht wie einen Leibeigenen aufknüpfen, und denk daran, dass es deine letzte Ehre im Leben ist, wie ein Mann sterben zu dürfen!«

Germund Birgersson machte ein

Zeichen, woraufhin einige der jungen Männer, die Svante Sniving aus dem Langhaus geschleift hatten, eilig einen Haublock und eine Axt holten. Schweigend zeigte Germund auf den kräftigsten von ihnen, und wenig später rollte Svante Snivings Kopf auf den Hofplatz, während zwei Männer seinen zappelnden Rumpf zur Erde drückten, bis alles Blut aus dem Hals gespritzt war.

Nachdenklich betrachtete Arn das Gesicht des jungen Bengt. Er zuckte bei dem Geräusch der Axt, die den Kopf vom Rumpf trennte, etwas zusammen, aber auch nicht mehr. Keine Träne, er bekreuzigte sich nicht

einmal.

Arn war sich nicht sicher, ob diese Härte gut oder schlecht war. Aber dass dieser junge Mann seinen Vater wie von Sinnen gehasst hatte, war sicher.

Die wenigen Dinge, die jetzt noch geregelt werden mussten, waren schnell erledigt. Während Svante Snivings Leiche zum Schlachthaus geschleift wurde, um dort in eine Kuhhaut eingenäht zu werden, stieg der junge Bengt vom Pferd und ging langsam zu dem Platz, an dem das Blut seines Vaters im Licht der tief stehenden Abendsonne in den Staub sickerte.

Er zog seinen Mantel aus und ließ ihn in das Blut seines Vaters fallen.

Die Folkunger saßen mit ausdruckslosen Mienen auf ihren Pferden und betrachteten den jungen Mann, dessen Mut und Ehre bewundernswert waren. Germund Birgersson gab Arn ein Zeichen, vom Pferd zu steigen und ihm zu folgen.

Langsam ging Germund zu Bengt und stellte sich hinter den Jungen. Er legte ihm seine Linke auf die linke Schulter. Nach einem kurzen Blick von Germund tat Arn dasselbe mit seiner rechten Hand. Schweigend warteten sie eine Weile, bis der junge Bengt sich gesammelt und überlegt

hatte, was er sagen sollte. Das war nicht leicht, da er mit fester Stimme sprechen wollte.

»Ich, Bengt, der Sohn von Svante Sniving und Elin Germundsdotter, nehme jetzt im Beisein meiner Verwandten den Namen Bengt Elinsson an!«, rief er schließlich mit heller Stimme, die weder zitterte noch unsicher klang.

»Ich, Germund Birgersson, und mein Verwandter Arn Magnusson«, antwortete Germund, »nehmen dich in unser Geschlecht auf. Du bist jetzt ein Folkunger und wirst das für alle Ewigkeit bleiben. Du wirst immer einer der Unseren sein, und wir

werden immer für dich da sein.«

Germund bedeutete Arn, fortzufahren, aber dieser wusste nicht, was er sagen oder tun sollte, bis sich Germund zu ihm herüberbeugte und es ihm flüsternd erklärte. Daraufhin zog Arn seinen blauen Mantel aus und legte ihn dem jungen Bengt um die Schultern. Alle Männer zu Pferde zogen ihr Schwert und richteten es erst in den Himmel und dann auf Bengt.

Mit dem Blutseid hatten sie Bengt Elinsson in das Geschlecht der Folkunger aufgenommen. Auf den Hof Ymseborg, der jetzt in seinen Besitz übergegangen war, setzte sein

Großvater zwei Freigelasene, die sein Erbe verwalten sollten, denn keinen weiteren Tag wollte Bengt mehr dort verbringen.

Was er wollte, erfuhr sein Großvater, als sie die Burg verlassen hatten und zum Lagerplatz geritten waren, wo alle Abschied nehmen sollten. Mit glühendem Eifer bat er darum, Arn Magnusson nach Forsvik begleiten zu dürfen, denn er hatte von den beiden jungen Verwandten in Arns Gefolge gehört, was für Wunder dort vollbracht wurden.

Ausnahmsweise war Germund der Ansicht, es sei das Beste, große Beschlüsse schnell zu fassen. Er hielt

es für vernünftig, dass der junge Bengt auf andere Gedanken kam, je schneller, desto besser. Die Ehre mochte fordern, zur Beerdigung und Trauerwoche mit nach Älgarås zu kommen, zumindest hätte sie das von einem älteren Mann verlangt. Aber einen Knaben, der in weniger als drei Tagen sowohl Mutter als auch Vater verloren hatte, behandelte man nicht wie alle anderen.

Germund ging auf Arn Magnusson zu, der sich in einer fremden Sprache mit den Männern seiner Garde unterhielt, und fragte ohne weitere Umschweife, ob er bieten könne, was sich der frischgebackene Folkunger

offenbar sehnsüchtig wünsche. Diese Frage schien Arn nicht im mindesten zu erstaunen, und er antwortete, dass es gut machbar sei.

So kam es, dass anstelle von drei Folkungern, die Forsvik verlassen hatten, um die Ehre ihres Geschlechts wiederherzustellen, vier zurückkehrten.



Schon im milden Frühherbst herrschte eine solche Ordnung auf Forsvik, dass sie sogar Cecilias strengem und

wachsamem Blick standhielt. Beinahe täglich kamen ganze Bootsladungen mit Winterfutter, das in Scheunen oder in Mieten gelagert wurde, und aus Arnäs begann getrockneter Fisch von den Lofoten in reichlichen Mengen einzutreffen, was zeigte, dass Harald Østeinsson auch die zweite Reise mit dem großen Tempelritterschiff geglückt war.

Mit der dritten Ladung Trockenfisch kamen auch die neuen Leibeigenen, die Arn bei Eskil bestellt hatte. Suom, die so gut weben konnte, mit ihrem Sohn Gure, von dem es hieß, dass er ein besonderes Geschick für Holzbauten besaß,

sowie der Jäger Kol mit seinem Sohn Svarte.

Arn und Cecilia, die sich sehr über diese Leibeigenen freuten, empfingen sie fast wie Gäste. Cecilia hakte Suom unter, um ihr die Webstube zu zeigen, die gerade fertig wurde, und Arn ging mit den Männern zu den Häusern der Leibeigenen, um für sie ein Quartier zu suchen. Aber er sah bald ein, dass alles, was er ihnen bieten konnte, für den kommenden Winter zu schlecht war, und befahl daher Gure, seine Arbeit auf Forsvik damit zu beginnen, die alten Leibeigenenhäuser instand zu setzen und anschließend neue zu bauen.

Gure bekam vier Leibeigene zugeteilt, die er anleiten sollte, wie er es für richtig hielt. Falls er neues Werkzeug bräuchte, sollte er einfach in den Schmieden Bescheid sagen.

Kol und seinem Sohn Svarte wollte Arn einen Platz im alten Langhaus geben, aber sie sagten, sie würden lieber in der einfachsten Hütte wohnen, da sie es gewohnt waren, für sich zu sein, und als Jäger zu anderen Zeiten schliefen als die Arbeiter.

Arn meinte, Kol aus seiner Jugend wiederzuerkennen, aber musste mehrfach nachfragen, bis es ihm endlich bestätigt wurde. Sie hatten zusammen gejagt, als Arn siebzehn

und Kol Lehrling bei seinem Vater gewesen war, der Svarte heißen hatte, wie sein eigener Sohn. Der alte Svarte war tot und beim Hof der Leibeigenen auf Arnäs begraben. Deswegen war der Verkauf von Kol und seinem Sohn auch reibungslos gegangen. Auf Arnäs sah man es nicht gerne, wenn alte und gebrechliche Leibeigene ohne Angehörige blieben.

Arn machten diese Erklärungen verlegen, und er nahm Abstand davon, sich nach der Mutter des Jungen zu erkundigen. Er hatte sich noch nicht an den Gedanken gewöhnt, Menschen zu besitzen. Seit er fünf Jahre alt war, hatte er bei Mönchen

und Tempelrittern gelebt, denen jede Sklaverei ein Greuel war. Er nahm sich vor, so bald wie möglich mit Cecilia ernsthaft über diese Sache zu reden.

Er versprach Kol, sich um Pferde und Sättel für ihn und seinen Sohn zu kümmern, damit sie sich in der Gegend umsehen und entscheiden könnten, welches Wild sie erlegen wollten. Schweigend folgten Kol und Svarte ihrem neuen Herrn zur Pferdekoppel. Hier warf Arn zwei Pferden Halfter über, die er eher wegen ihrer Ruhe als wegen ihrer Schnelligkeit und ihres Temperaments aussuchte.

Ehe sie sich an die Pferde gewöhnt hätten, sollten sie sie im Stall halten und nicht zu den anderen auf die Koppel führen. Sonst könne es schwer werden, sie wieder einzufangen, meinte Arn, als er die Tiere zum Hof führte.

Arn war erleichtert, dass sich Kol sehr über die Pferde freute und sich mit seinem Sohn eifrig in der Sprache der Leibeigenen unterhielt, während er auf die Hälse und Beine der Tiere deutete. Arn fragte ihn, was er gerade zu seinem Sohn gesagt habe. Kol antwortete, dass Herr Arn doch vor vielen Jahren einmal mit einem solchen Pferd nach Arnäs gekommen

sei und dass damals alle geglaubt hätten, dass es miserabel sei. Selbst er und sein Vater hätten das damals geglaubt, bis sie Herrn Arn dieses Pferd, das Kamil oder so ähnlich geheißen habe, hätten reiten sehen.

»Chimal«, korrigierte ihn Arn.
»Das bedeutet in der Sprache des Landes, aus dem die Pferde kommen, Norden. Aber sag mir, Kol, aus welchem Land kommst du?«

»Ich bin auf Arnäs geboren«, antwortete Kol leise.

»Aber dein Vater, mit dem ich ebenfalls gejagt habe, woher kam er?«

»Aus Nowgorod jenseits der Ostsee«, erwiderte Kol mürrisch.

»Und die anderen Leibeigenen auf Arnäs, wo kommen die her?«, fuhr Arn unbeirrbar fort, obwohl er sah, dass diese Fragen Kol unangenehm waren.

»Wir kommen alle von der anderen Seite des Meeres«, entgegnete Kol unwirsch. »Einige von uns wissen es genau, andere glauben das nur, manche sagen, das Land heiße Miklagård, andere hingegen nennen es Russland oder Polen, Estland oder Särkland. Manche glauben, dass unsere Väter oder Mütter im Krieg gefangen genommen wurden. Andere

meinen, dass wir schon immer Leibeigene waren, aber das glaube ich nicht.«

Arn schwieg. Er musste sich sehr beherrschen, um Kol und seinem Sohn nicht sofort zu erklären, dass sie frei seien. Er musste sich das erst noch genauer überlegen und mit Cecilia besprechen. Daher stellte er keine weiteren peinlichen Fragen, sondern bat Kol und seinen Sohn noch einmal, in der nächsten Zeit die Gegend zu erkunden und kein Wild zu jagen, wenn sich nicht gerade zufällig eine Gelegenheit ergebe.

Kol nickte nur, und sie trennten sich.

Arn hatte sich vorgenommen, mit Cecilia auf der Reise nach Bjälbo zur Verlobungsfeier von Magnus und Ingrid Ylva eingehender über die Frage der Leibeigenschaft zu sprechen.

Aber auch Cecilia hatte offenbar vorgehabt, sich auf dieser Reise, besonders in den ersten ereignislosen Stunden, in denen sie mit dem Boot über den Vättersee übersetzen mussten, über Dinge zu unterhalten, die mehr Zeit und Überlegung erforderten. Von dem Augenblick an,

in dem das Boot abgelegt hatte, sprach sie über die alte und webkundige Suom und die wundersame Geschicklichkeit ihrer Hände. Eskil hatte ihr auf Cecilias Bitte hin ein schweres Bündel Wandbehänge mitgegeben, die Suom gewebt hatte und die früher auf Arnäs gehangen hatten. Einige davon hatte Arn bereits gesehen, da Cecilia die Wände ihrer Schlafkammer mit Suoms Bildern geschmückt hatte.

Arn murmelte, dass einige dieser Bilder nach seinem Geschmack zu eigenartig seien, besonders die, auf denen die Straßen Jerusalems ganz aus Gold seien oder in denen die

Sarazenen Hörner auf der Stirn trügen. Diese Bilder seien unwahr, was er besser bezeugen könne als die meisten anderen.

Cecilia meinte etwas hochnäsiger, dass die Schönheit der Bilder nicht nur mit ihrem Wahrheitsgehalt zu tun hätte, sondern gleichermaßen damit, wie die Farben aufeinander abgestimmt seien, und mit den Gedanken und Fantasien, die solche Bilder weckten, wenn sie schön ausgeführt seien. Auf diese Weise kamen sie von dem ab, worüber sie eigentlich hatten sprechen wollen, und zankten stattdessen darum, was wahr und was schön sei.

Dann stand Arn auf, um hinten im Kahn nach ihren Pferden zu schauen und nach Sune und Sigfrid, die mitgekommen waren, um sich um die Tiere zu kümmern, obwohl sich die Jungen wohl mehr als Garde von Herrn Arn sahen. Als er zurückkam, trug Cecilia vor, was sie sich zurechtgelegt hatte.

»Ich will, dass wir Suom und ihren Sohn Gure freigeben«, sagte sie schnell und schaute auf die Planken des Schiffs.

»Warum das? Warum gerade Suom und Gure?«, fragte Arn neugierig.

»Weil ihre Arbeit den vielfachen

Wert von dem eines Leibeigenen hat«, antwortete Cecilia schnell, ohne Arn anzusehen.

»Du kannst auf Forsvik freilassen, wen du willst«, sagte Arn nachdenklich. »Forsvik gehört dir und damit auch alle Leibeigenen. Ich selbst würde gerne Kol und seinem Sohn Svarte die Freiheit geben.«

»Warum gerade den beiden Jägern?«, fragte sie und war etwas überrascht, dass sie die entscheidende Frage bereits hinter sich hatten.

»Angenommen, Kol und sein Sohn bringen bereits diesen Winter acht

Hirsche heim«, antwortete Arn. »Das macht nicht nur unsere Tafel vielseitiger, sondern übersteigt auch den Wert eines Leibeigenen, und das in nur einem Winter. Aber so ist das mit allen Leibeigenen, wenn man genauer nachdenkt. Alle bringen einem mehr ein, als sie wert sind.«

»Du willst noch etwas anderes sagen, oder?«, fragte sie mit einem forschenden Blick.

»Ja«, sagte er. »Eine Sache, mit der ich bis zu dieser Reise gewartet hatte ...«

»Ja, das habe ich mir auch schon gedacht«, unterbrach sie ihn fröhlich,

hielt sich aber sofort die Hand vor den Mund, um zu zeigen, dass sie nicht noch mehr sagen wollte, ehe Arn fortfuhr.

»Gott hat keinen Mann und keine Frau zu Leibeigenen erschaffen, das ist meine Meinung«, fuhr Arn fort. »Wo sollte das in der Heiligen Schrift stehen? Du hast wie ich in einem Teil der Welt gelebt, in dem das völlig undenkbar ist. Ich glaube, dass wir über diese Sache gleich denken.«

»Ja, das glaube ich auch«, sagte Cecilia ernst. »Aber ich bin mir nicht sicher, ob der Fehler bei mir liegt oder bei unseren Verwandten. Nicht einmal die Leibeigenen selbst

scheinen etwas anderes zu glauben, als dass Gott einige von uns als Herren erschaffen hat und andere als Leibeigene.«

»Viele der Leibeigenen glauben nicht einmal an Gott«, bemerkte Arn. »Aber auch ich habe mich gefragt: Liegt der Fehler bei mir? Oder bin ich so viel klüger und besser als alle unsere Verwandten, selbst als Birger Brosa und Eskil? Und wenn wir morgen allen Leibeigenen auf Forsvik die Freiheit geben, weil niemand von der Herrschaft Leibeigene besitzen will, was passiert dann?«

Cecilia hatte auf diese Frage zuerst keine Antwort. Sie saß eine Weile da

und dachte scharf nach.

»Lohn«, sagte Arn schließlich.
»Wir geben ihnen allen die Freiheit, und zwar mitten im Winter, so dass die Kälte sie zur Besinnung bringt und sie nicht mit ihrer neuen Freiheit in alle Himmelsrichtungen davonlaufen. Dann führen wir Lohn ein. Zum Jahreswechsel bekommt jeder Leibeigene, damit meine ich jeden Mann und jede Frau, so und so viele Silbermünzen. Eine andere Möglichkeit, der sich meine selige Mutter Sigrid bediente, ist es, die Freigelassenen als Pächter Land urbar machen und sie dann jedes Jahr Pacht zahlen zu lassen. Mein

Vorschlag ist, es auf beide Arten zu versuchen.«

»Aber so viele Löhne bedeuten für uns hohe Ausgaben«, sagte Cecilia und seufzte. »Und das, wo ich gerade Licht gesehen hatte, was meine Bilanzen angeht.«

»Wer den Armen ein Almosen gibt, tut etwas, was Gott wohlgefällig ist, auch wenn sein Silberbeutel dadurch leichter wird«, sagte Arn nachdenklich. »Das ist gerecht, und ich will gerecht leben. Bereits das ist ein ausreichender Grund. Ein anderer ist, dass die Pächter von Arnäs, die Freigelassene sind, viel härter arbeiten. Ohne uns im Winter etwas

zu kosten, mehrten sie unseren Reichtum. Stell dir vor, es wäre wirklich so, dass die Freigelassenen immer härter arbeiten als die Leibeigenen, dann wäre es doch ein gutes Geschäft, sie freizulassen?«

»In diesem Fall wären unsere Verwandten, die Leibeigene besitzen, nicht nur Sünder, sondern auch ziemlich dumm«, meinte Cecilia lachend. »So zu denken ist allerdings recht hochmütig, mein lieber Arn.«

»Das bleibt abzuwarten«, sagte Arn. »Du und ich, wir wollen uns ohnehin beide von einer Sünde reinigen, dann lass uns das tun! Wenn der Herr uns auch noch dafür belohnt,

ist das nicht unsere Sache, und wenn die Angelegenheit teuer werden sollte, dann können wir sie uns auf jeden Fall leisten. Lass es uns versuchen!«

»Ja, und wir warten bis zum Winter, damit sie nicht wie schwindlige Hühner in alle Himmelsrichtungen verschwinden, sobald sie freikommen!« Cecilia lächelte, als sehe sie bereits den Aufruhr auf Forsvik vor sich, den es geben würde.



Auf Bjälbo wurden Arn und Cecilia nicht so empfangen, wie sie gehofft hatten. Als sie zwischen den Willkommensfeuern vor der Kirche hindurchgeritten waren, wurden sie vom Gesinde begrüßt, das ihnen Plätze in einem der Gästehäuser anwies, als sollten sie mit ihrer Garde unter einem Dach schlafen. Sie hatten jedoch kein großes Gefolge, da sie nur Sune und Sigfrid mitgenommen hatten, die sich selbst vielleicht als Schutz ihres Herrn und ihrer Herrin sahen, in den Augen der anderen jedoch nichts anderes als Knaben waren.

Eines der wenigen Dinge, die

Birger Brosa in seiner kurzen Unterhaltung mit Arn berührte, war, dass es einem Folkunger kaum anstehe, ohne Garde zu einem solchen Gastmahl zu reiten, da die Leute von der Sverkersippe das als Kränkung empfinden konnten.

Die Begrüßung durch Ingrid Ylvas Vater Sune Sik war ebenfalls unterkühlt. Er verlor ein paar Worte darüber, dass sich das Blut, das zwischen ihnen vergossen worden sei, erst nach der Hochzeit fortspülen lassen könne.

Die schlechte Stimmung breitete sich von den Ehrenplätzen auf den Saal aus: Weder der Verheirater

Birger Brosa noch seine Frau Brigida würdigten Arn und Cecilia eines einzigen freundlichen Wortes, und die Verlobungsfeier auf Bjälbo ging als ein nicht sonderlich fröhliches Fest in die Annalen ein.

An allen drei Abenden zogen sich Arn und Cecilia so früh zurück, wie es möglich war, ohne den Gastgeber zu kränken. Sie fanden kaum Gelegenheit, mit ihrem Sohn Magnus und seiner zukünftigen Frau Ingrid Ylva zu sprechen, da die laubgeschmückte Bank für die Verlobten weit weg von den Ehrenplätzen war.

Der Besuch bei Cecilians Freundin

Ulvhilde Emundsdotter auf Ulfshem verlieb in Arns Augen nicht viel besser. Der Hof lag sehr malerisch zwischen Bjälbo und Linköping, für Arn und Cecilia gab es Wein, da beide gern aufs Biertrinken verzichteten, und das Fleisch war zart. Aber zwischen Arn und Ulvhilde gab es einen Schatten, der nicht weichen wollte und von allen wahrgenommen wurde, auch wenn niemand darüber sprechen mochte.

Ulvhildes Mann Jon, der sich mehr für Gesetze als für das Schwert interessierte, hatte Schwierigkeiten, ein vernünftiges Gespräch mit Arn zu führen, da er voraussetzte, dass Arn

ein Mann sei, der von nichts anderem etwas verstehe als vom Krieg. Arn hatte das Gefühl, als würde er mit ihm sprechen wie mit einem Minderbemittelten oder einem Kind.

Es machte Jon ebenfalls zu schaffen, dass Birger und Emund, seine beiden Söhne, Arn die ganze Zeit mit vor Bewunderung leuchtenden Augen ansahen. In gewisser Weise wurde es besser, in anderer Hinsicht aber auch nicht, nachdem Arn vorgeschlagen hatte, Jons Söhne sollten lieber mit Sune und Sigfrid nach draußen gehen, statt gezwungen zu sein, sich in der Gesellschaft der Erwachsenen

höfisch zu benehmen. Gehorsam gingen die Knaben nach draußen, aber bald war vom Hofplatz das Klirren von Waffen zu hören, was Arn nicht weiter verwunderte, aber Jon ganz offenbar ärgerte.

Am zweiten Abend, ihrem letzten auf Ulfshem, saßen Arn, Cecilia, Jon und Ulvhilde zusammen vor dem großen Kamin im Saal. Offenbar hatten die beiden Frauen so viele Dinge zu besprechen gehabt, dass sie erst jetzt die gespannte Stimmung zwischen den Männern bemerkten. Auch zu Beginn dieses Abends verlief die Unterhaltung schleppend und handelte nur von unverfänglichen

Dingen.

Arn wusste ziemlich gut, was sich auf dem Grund dieses Pfuhls verbarg, und war zunächst noch fest entschlossen, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Aber als sie die erste Stunde mit langweiligen Betrachtungen, viel Schweigen und ohne ein einziges Lachen verbracht hatten, kam er zu dem Entschluss, dass das noch unerträglicher war, als die Eiterbeule gleich aufzuschneiden.

»Wir sollten lieber über das reden, was uns entzweit. Es wird nichts besser davon, dass man so tut, als sei nichts«, sagte Arn mitten in einer Unterhaltung über den milden Herbst

und darüber, wie kalt es im Vorjahr gewesen sei.

Es wurde vollkommen still, und nur das Knistern des Kaminfeuers war zu hören.

»Du meinst meinen Vater Emund Ulvbane«, sagte Ulvhilde schließlich. »Ja, lass uns lieber jetzt gleich über ihn sprechen. Ich war noch ein Kind, als er heimtückisch erschlagen wurde, und vielleicht weiß ich nicht die ganze Wahrheit. Cecilia Rosa ist meine liebste Freundin, und du bist ihr Mann, daher sollten uns keine Lügen entzweien. Erzähl mir, wie es war!«

»Dein Vater Emund war König Sverkers treuester und größter Krieger«, begann Arn, nachdem er tief Luft geholt hatte. »Es hieß, dass ihn niemand besiegen konnte. Auf dem Thing bei Axevalla kränkte er meinen Vater Magnus so, dass die Ehre einen Zweikampf der beiden forderte oder zwischen ihm und dem Sohn, was das Gesetz auch zulässt. Mein Vater, der nie ein Schwertkämpfer war, hätte von Emunds Hand den sicheren Tod zu erwarten gehabt. Er rief einen Pfarrer, beichtete und verabschiedete sich von seinen Nächsten. Doch dann kämpfte ich an seiner Stelle gegen

Emund. Ich war damals erst siebzehn und hatte kein Verlangen zu töten. Ich tat, was in meiner Macht stand: Zweimal bot ich deinem Vater an, den Kampf zu beenden, immer wenn ich die Oberhand gewonnen hatte. Das half jedoch nicht. Zum Schluss wusste ich mir keinen anderen Rat, als ihn so zu verletzen, dass er aufgeben musste, aber trotzdem seine Ehre nicht verlor. Heute hätte ich das vielleicht besser gekonnt, aber damals war ich erst siebzehn Jahre alt.«

»Du warst also nicht dabei, als Knut Eriksson meinen Vater auf Forsvik erschlug?«, fragte Ulvhilde nach einem langen Schweigen.

»Nein«, sagte Arn. »Mein Bruder Eskil war dabei, aber er kümmerte sich nur um die Geschäfte, als wir Forsvik von deinem Vater kaufen wollten. Als der Verkauf besiegelt war, ritt Eskil nach Hause nach Arnäs. Knut blieb, um Rache zu nehmen.«

»Weswegen wollte er sich an meinem Vater rächen?«, fragte Ulvhilde erstaunt, als hätte sie nicht einmal andeutungsweise von dieser Geschichte gehört.

»Es heißt, dass Emund Knuts Vater, dem heiligen Erik, den Kopf abgeschlagen hat«, antwortete Arn. »Wie es sich mit dieser Sache

verhält, weiß ich nicht, aber Knut war sich sicher, dass es so war. Er erschlug Emund genau so, wie sein Vater erschlagen worden war.«

»Und der konnte sich nicht mehr verteidigen, da er durch dein Verschulden nur noch eine Hand hatte!«, mischte sich Jon ein, um Ulvhilde zu verteidigen.

»Was du sagst, ist wahr«, antwortete Arn leise. »Aber wenn es in unserem Land um Blutrache geht, habe ich mir sagen lassen, hat es keine Bedeutung, ob man eine oder zwei Hände hat.«

»Ein Mord soll beim Thing

verhandelt werden und nicht zu weiteren Morden führen!«, entgegnete Jon.

»Das sagt vielleicht das Gesetz«, gab Arn zu. »Bei Königsmord gilt das Gesetz aber nicht, da gilt das Recht des Stärkeren. Du bist Folkunger wie ich und solltest wissen, dass der Mord an einem Folkunger nie Angelegenheit des Things ist.«

»Dieses Recht ist ein Unrecht!«, erwiderte Jon heftig. Darin widersprach ihm niemand. Aber nachdem Ulvhilde eine Weile lang schweigend und nachdenklich dagesessen hatte, stand sie auf, ging ernst auf Arn zu, nahm seine

Schwerthand und küsste sie dreimal, was nach altem Brauch das Zeichen der Versöhnung war.

Danach wurde der Abend zwar nicht viel fröhlicher: Es wurde weder gescherzt noch laut gelacht, aber die Luft zwischen ihnen war gereinigt wie nach einem Gewitter an einem heißen Spätsommertag.

Damit endete Arns erster Besuch auf Ulfshem nicht so bescheiden, wie er begonnen hatte. Und auch der Eindruck, den Sune und Sigfrid auf Birger und Emund gemacht hatten, blieb nicht ohne Folgen. Nach ihrem Besuch hatten Ulvhilde und Jon nämlich keine ruhige Minute mehr,

denn ihr jüngster Sohn Emund bettelte ständig, nach Forsvik reisen zu dürfen. Dass er damit keine Wallfahrt zum Boden seiner Väter bezweckte, war offenkundig. Auch er war vom Traum, ein Ritter zu werden, angesteckt worden. Schließlich erhielt er das Versprechen, nach Forsvik reisen zu dürfen, sobald er dreizehn Jahre alt sei.



Bei ihrer Rückkehr nach Forsvik stellten Arn und Cecilia fest, dass der Hof überhaupt nicht unter ihrer

zehntägigen Abwesenheit gelitten hatte. Gure hatte unter den Leibeigenen viele helfende Hände gefunden, um die eigenen Häuser instand zu setzen. In den Schmieden, der Pfeilwerkstatt, der Töpferei und der Filzwerkstatt ging die Arbeit zügig und reibungslos vonstatten. Da fast nur Ausländer dort beschäftigt waren und die Ernte bis auf die Rüben eingebracht war, hatte Gure auf viele Leibeigene zurückgreifen können. Er war eine wirkliche Bereicherung für Forsvik, und alle gehorchten ihm, als sei er ihr Herr und nicht einer der Ihren.

Die Brüder Wachtian hatten alle

neu eingetroffenen Waren auf Listen geschrieben und diese Listen in Cecalias Schreibstube gelegt, so dass sie sie nur noch in ihre Bücher zu übertragen brauchte.

Kaum waren Arn und Cecilia angekommen, nahmen die Brüder Wachtian sie mit in die Mühle, um ihnen ein neues Werkzeug zu zeigen, das sie gebaut hatten. Jacob hatte es ausgedacht und gezeichnet, und Marcus war in die Schmiede gegangen, um die Gedanken in Eisen und Stahl umzusetzen.

Die Frage, die sie lange beschäftigt hatte, war gewesen, wie sich die Wasserkraft auf eine Säge übertragen

ließ. Trotz langen Nachdenkens war es ihnen nicht gelungen, die kreisende Bewegung, die durch die Übertragung der Wasserkraft auf Wasserräder entstand, in eine Vorund Zurückbewegung, die Bewegung einer Handsäge, zu übersetzen. Aber dann hatten sie sich gefragt, ob man nicht lieber die Rotation als Ausgangspunkt wählen sollte, und hatten schließlich eine runde Säge geschaffen. Als es ihnen gelungen war, ein Sägeblatt herzustellen, das vollkommen gleichmäßig lief und dessen gehärtete Zähne der Hitze widerstanden, hatten sich neue Schwierigkeiten aufgetürmt: Es hatte

sich nämlich als unmöglich erwiesen, die Stämme von Hand gegen die Klinge zu drücken, da ihr Widerstand zu groß war. Daraufhin hatten sie eine Art Schlitten gebaut, der auf einer Schiene über den Boden gezogen wurde und den Baumstamm dem Sägeblatt entgegenführte.

Sie riefen Gure und seine Arbeiter zu sich und zersägten in wenigen Augenblicken vor Arns kindisch entzückten Augen einen Baumstamm in vier dicke Bretter, die sich für die Beplankung eines Bootes eigneten.

Als Cecilia wissen wollte, was das sei, erklärten sie, es handele sich um Dielen, die man für die Fußböden

von Steinhäusern wie auf Arnäs verwenden könne. Auch die holprigen, mit dem Beil behauenen Dielen hier auf Forsvik seien nicht unbedingt die besten und könnten vielleicht ersetzt werden. Das könnten sie jedoch später entscheiden, erst einmal müssten sie einen Stapel Bretter über den Winter und den nächsten Sommer trocknen lassen, denn erst dann sei zu sehen, ob das eine wesentliche Verbesserung sei. Die Arbeitszeit würde nur noch den zehnten Teil betragen, wenn man Fußböden aus behauenem Kalkstein durch die zugesägten Bretter ersetze.

Arn klopfte den Brüdern herzlich

auf die Schultern und sagte, diese neuen Gedanken und Werkzeuge seien nicht nur für den Hof Gold wert, sondern auch für alle, die dorthin kämen.

Die folgende Woche verbrachte Arn damit, zusammen mit Ali und Mansour die Jungen und ihre Pferde morgens so lange zu plagen, bis sie müde waren, während die Nachmittage dem Schwertkampf und dem Bogenschießen gewidmet waren.

Er hatte ein paar Schwertrohlinge geschmiedet, die er wie richtige Schwerter hatte blankreiben lassen. Auch wenn diese Schwerter abgerundete Klingen hatten, sollten

sie wie richtige Waffen in den Händen von Sune, Sigfrid und Bengt liegen. Arn erprobte sie so lange, bis er das Gefühl hatte, dass sie für jeden das richtige Gewicht hatten, da die Jungen unterschiedlich kräftig waren. Er hatte ihnen auch Ringpanzer schmieden lassen, was Cecilia kindisch und unvernünftig vorkam, da so junge Knaben schließlich nicht in den Krieg ziehen würden.

Beleidigt hatte ihr Arn erklärt, dass das auch gar nicht sein Hintergedanke sei. Er wolle nur, dass sie sich beizeiten an diese schwere Kleidung gewöhnen. Auf ihre ärgerliche Bemerkung, dass ihnen diese

Kostbarkeiten ohnehin bald zu klein werden würden, erwiderte er, dass nach ihnen bald andere Jungen bei ihm in die Lehre gehen würden. Auf Forsvik würde es bald Rüstungen und Übungswaffen in allen Größen geben.

Das war eine Auskunft, die Cecilia nachdenklich stimmte. Sie hatte geglaubt, Arn habe seinen drei jungen Verwandten nur einen Freundschaftsdienst leisten wollen. Aber jetzt sah sie vor ihrem inneren Auge die Ringpanzer und Schwerter vor sich, die wie die Sättel in langen Reihen mit einer Nummer darüber im Stall hängen würden. Dieses Bild hatte etwas Bedrohliches an sich.

Arn merkte von Cecilias Unruhe nichts, da er darüber nachgrübelte, wie er so junge Knaben das Waffenhandwerk lehren sollte. Er hatte zwar schon zahlreiche erwachsene Männer unterrichtet, besonders in seiner Zeit als Burggraf von Gaza. Diesen Männern hatte er mit Härte begegnen können, und sie mussten alles von Grund auf neu lernen, um Tempelritter zu werden. Aber bei Dreizehnjährigen war Härte nicht die beste Methode, das hatte er rasch bemerkt, als er den drei Jungen zum ersten Mal ein Übungsschwert in die Hand gegeben hatte. Sein erster Fehler war gewesen, sie

gegeneinander antreten zu lassen, nachdem sie ihre Ringpanzer übergezogen hatten. Sofort schlugen sie zu hart und zu ungestüm aufeinander ein, insbesondere Bengt Elinsson. Er kämpfte mit einer Wut, die furchterregend war, nicht nur, weil er Sune und Sigfrid blaue Flecken an Armen und Beinen beibrachte, sondern weil Arn tief in Bengts Brust einen starken Hass ahnte, der nur an die Oberfläche kam, wenn er eine Waffe in der Hand hielt.

Bald änderte Arn die Schwertübungen: Jetzt sollten die Jungen auf einen Pfosten anstatt auf Gegner aus Fleisch und Blut

losgehen. Er ließ Baumstämme aufrichten, auf denen er mit der Axt Kopf, Oberarm, Knie und Fuß markierte. Dann führte er die Standardübungen vor und zeigte anschließend, welche Muskeln und Gelenke man dabei leicht überanstrengen konnte. Es erstaunte ihn nicht weiter, dass Bengt Elinsson derjenige der drei war, der seine Warnungen erst mal in den Wind schlug und so lange weitermachte, bis er sich Verletzungen zuzog, die ihn erst einmal eine Woche aussetzen ließen.

Früher oder später mussten die Jungen natürlich auch gegeneinander

antreten, aber bis dahin wollte Arn sich einen besseren Schutz für den Kopf, die Hände und die Wangen ausdenken. Blaue Flecken waren zu begrüßen, solange sie einem den nötigen Respekt vor dem Schwert des Gegners beibrachten. Aber zu viele blaue Flecken und Verletzungen würden seinen jungen Schülern stattdessen Angst machen. Vielleicht würde ja alles besser werden, wenn erst einmal Bruder Guilbert über den Winter nach Forsvik käme, tröstete sich Arn. Denn Bruder Guilbert hatte damals wirklich einen Ritter aus Arn gemacht, und seine Lehrbegabung war gerade jetzt für Forsvik unbezahlbar.

Der Gedanke an Bruder Guilbert ließ Arns schlechtes Gewissen erwachen. Drei Monate hatte er den Mönch bei den sarazenischen Baumeistern auf Arnäs schwere Maurerarbeiten verrichten lassen, ohne ihn auch nur ein einziges Mal zu besuchen oder ihm ein Wort der Ermunterung zukommen zu lassen.

Bei dieser plötzlichen Einsicht schämte er sich und ritt mit Abu Anaza auf direktem Weg durch Wald und Feld nach Arnäs, so dass er noch am frühen Abend dort ankam.

Als er sah, wie sich seine sarazenischen Brüder auf Arnäs mit den Steinen abrackerten und dass ihre

Kleider in Fetzen hingen und der Schweiß auf ihren nackten Oberarmen glänzte, stiegen ihm die Tränen in die Augen. Auch das Laienbruderhabit von Bruder Guilbert war von spitzen Steinen zerrissen und von Mörtel verschmutzt, so dass er mehr einem Leibeigenen als einem Mönch glich.

Obwohl sich Arn sehr für seine Härte und Gedankenlosigkeit schämte, konnte er es nicht lassen, die Mauern zu begutachten. Was er sah, übertraf alle seine Erwartungen. Der kürzeste Teil der Mauer, der parallel zum Vänersee und zum Hafen verlief, war fertiggestellt und konnte von

zwei vorkragenden runden Türmen an den Ecken verteidigt werden. Über der gähnend leeren Toröffnung zum Hafen hin ragte ein viereckiger Turm empor, und mit dem längsten Mauerabschnitt, der von Westen nach Osten reichte, war man bereits zwanzig Schritt weit gekommen. Eine solche Arbeit in so kurzer Zeit mit so wenigen Leuten hätte selbst Saladin beeindruckt, dachte Arn. Das war wahrhaftig der Anfang einer uneinnehmbaren Festung.

Als die Bauleute ihn entdeckten, wurde er aus seinen Träumen gerissen und an sein schlechtes Gewissen erinnert. Er ritt auf sie zu,

winkte sie heran, stieg ab und fiel vor ihnen auf die Knie. Verblüfft verstummten alle.

»Ihr gläubigen Brüder!«, sagte er, während er sich erhob und verbeugte. »Groß ist eure Arbeit, und meine Schuld euch gegenüber ist ebenso groß. Groß ist auch meine Nachlässigkeit, dass ich euch hier so zurückgelassen habe, als wärt ihr Sklaven. Aber ihr sollt wissen, dass ich ebenso hart gearbeitet habe, damit ihr unseren nordischen Winter nicht als Hölle erlebt. Ich gebiete euch, diese harte Arbeit zu beenden und in zwei Tagen, wenn ihr mit allem fertig seid, mit mir zum Ausruhen ins

Winterquartier zu kommen. Der Fastenmonat ist bald vorbei, das wollen wir zusammen feiern, und nicht bescheiden. Noch etwas: Ich habe meine Bauleute hier auf Arnäs zuerst aufgesucht, noch vor meinen eigenen Verwandten!«

Als er das gesagt hatte, wurde es bei den Sarazenen vollkommen still. Sie schienen sich eher zu wundern als darüber zu freuen, dass diese harte Arbeit zu einem plötzlichen Ende gekommen war. Arn trat auf Bruder Guilbert zu, umarmte ihn und sagte lange nichts.

»Wenn du nicht bald loslässt, Brüderchen, dann werden wir uns in

den Augen dieser, wie du sagst, Gläubigen unmöglich machen«, murmelte Bruder Guilbert schließlich.

»Verzeih mir, Bruder«, sagte Arn. »Ich kann dir nur sagen, was ich auch den Sarazenen gesagt habe, dass ich die ganze Zeit über hart gearbeitet habe, damit wir den Winter gut überstehen. Es ist wirklich schändlich, wie ihr hier gelitten habt.«

»Die meisten von uns haben schon Schlimmeres erlebt, als bei kühlem Wetter eine Mauer zu bauen«, brummelte Bruder Guilbert, der es nicht gewohnt war, den erwachsenen

Arn so gefühlvoll zu sehen.

»Was müssen wir tun, um den Bauplatz winterfest zu machen?«, fragte Arn mit leuchtenden Augen.

»Nicht viel«, antwortete Bruder Guilbert. »Wir haben versucht, alles von oben her gut abzudichten, aber der Mörtel ist stellenweise immer noch feucht.«

»Und wenn wir alles mit Fellen abdecken?«, schlug Arn vor.

»Ja, das wäre vermutlich das Beste.« Bruder Guilbert nickte. »Glaubst du, dass wir im Frühling Blei beschaffen können?«

»Blei?«, fragte Arn. »Sicher, aber wahrscheinlich nicht in größeren Mengen. Was willst du mit Blei?«

»Die Fugen oben abdichten«, antwortete Bruder Guilbert und holte tief Luft. »Wenn wir von oben geschmolzenes Blei in sämtliche Fugen gießen, die dem Wetter ausgesetzt sind ...«

»... kann kein Wasser nach unten laufen, und es bildet sich kein Eis. Eine gute Idee, ich werde versuchen, Blei zu beschaffen. Aber nun sag mir, dass es dir gutgeht und dass du nur die Schmerzen hast, die nach harter Arbeit normal sind, und dass du mir verzeihst, dass ich dich

vernachlässigt habe.«

»Damit warte ich, bis ich mein Winterquartier gesehen und den ersten Schinken gegessen habe. Denn hier hat es im Fastenmonat nicht viel davon gegeben«, sagte Bruder Guilbert und lachte. Er schüttelte Arn, wie er es getan hatte, als dieser damals sein Lehrjunge in Varnhem war.

»Der Ramadan gilt doch nicht für dich!«, sagte Arn erstaunt. »Du bist doch wohl nicht ...?«

»Keineswegs!«, unterbrach ihn Bruder Guilbert, ehe Arn die kränkende Frage noch beenden

konnte. »Aber wenn man zusammen mit diesen Ungläubigen arbeitet, dann kann man ebenso gut gemeinsam mit ihnen fasten, denn dann gibt es kein Gejammer!«

»Vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Untergang nichts essen?«, fragte Arn nachdenklich. »Und das bei harter Arbeit? Wie geht das?«

»Wenn man dauernd isst, wird man nur fett«, murmelte Bruder Guilbert gespielt verärgert. »Aber die ersten Stunden muss man bei der Arbeit ständig austreten, weil man so viel Wasser getrunken hat. Essen tun wir dann wie die Dschinn, sobald die Sonne untergegangen ist. Wir essen

stundenlang, und zum Glück spülen wir die Hammelkeulen nicht mit Wein runter.«

Während Bruder Guilbert mit den sarazenischen Bauleuten davonging, um ihr Lager abzubauen, ritt Arn auf die Burg Arnäs und fand sogleich diejenigen, die er als Erste aufsuchen wollte. Eskil saß mit seinem Sohn Torgils in der Schreibstube des großen Turms, und sein Vater, Herr Magnus, befand sich mit dem Heilkundigen Jussuf im obersten Turmzimmer. Ihr Wiedersehen war sehr bewegend, hauptsächlich für Arn, da seine Verwandten gleichzeitig von dem neuen Bauwerk zu sprechen

begannen, das sie sich sofort zeigen und erklären lassen wollten. Arn ließ sich nicht zweimal bitten.

Sie mussten auf die Gerüste klettern, da die neuen Mauern fast doppelt so hoch waren wie die alten. Dort oben konnten sie ein kurzes Stück den Wehrgang entlanggehen und durch die Schießscharten schauen, die innen sehr breit waren und sich nach außen zu einem schmalen Spalt verjüngten. Welcher Zweck damit verfolgt wurde, sahen alle, ohne dass Arn es hätte erklären müssen.zielte man mit einem Bogen oder einer Armbrust durch eine dieser Schießscharten nach draußen, hatte

man in alle Richtungen freie Sicht, während die, die jenseits des Wallgrabens standen, schon Mühe hatten, überhaupt die Spalte zu treffen, die von außen kaum zu sehen war.

Anderes musste Arn jedoch erklären. Der Turm über dem großen Tor auf der Seeseite beispielsweise kragte aus dem Grund über die Mauer vor, weil man von ihm aus die Feinde beschießen wollte, die versuchten, Enterleitern an der Mauer anzulegen.

Das Einfahrtstor am Hafen lag hoch oben in einem gewölbten Gang mitten im Turm. Arn zeigte, wie das eigentliche Tor aussehen sollte. Von

innen würde man innerhalb weniger Augenblicke ein geschmiedetes Fallgitter herabsenken können, falls der Angriff schnell und überraschend käme. Anschließend ließe sich noch die Zugbrücke aus dicken Eichenplanken hochziehen, die das Fallgitter von außen schützen würden. Tore seien die Schwachpunkte einer jeden Burg, und deswegen läge dieses Tor so hoch, dass es nur schwer mit Mauerbrechern und anderen Werkzeugen zu erreichen sein würde. Insbesondere wenn die Angreifer die ganze Zeit von beiden Ecktürmen aus beschossen und von den höchsten

Zinnen des Torturmes mit Pech und allerlei Unrat begossen würden.

Wenn man oben am Eckturm stand und in die Richtung hinüberblickte, in die das Bauwerk wachsen sollte, konnte man sich leicht vorstellen, wie es sich in fertigem Zustand ausnehmen würde. Eine mächtigere Burg würde es im ganzen Reich nicht noch einmal geben.

Arn bat darum, so viele wie möglich der noch nicht gegerbten Felle zum Abdecken der Mauerkrone und Wehrgänge gegen den Frost verwenden zu dürfen, und sowohl sein Vater Magnus als auch Eskil antworteten einstimmig und beinahe

leichtsinnig, dass sie ihm sofort alles gewähren würden, was in ihrer Macht stehe. Denn ohne Zweifel hatten sie beide verstanden, welche Zeit mit diesem Bauwerk anbrach, eine Zeit, in der niemand die Folkunger an Machtvollkommenheit übertreffen würde. Mitten in ihrem munteren und eifrigen Gespräch erwähnte Herr Magnus eher zufällig, dass Birger Brosa demnächst nach Arnäs kommen würde, um einen Thing der Folkunger abzuhalten.

Sofort machte sich eine gewisse Missstimmung breit, da Birger Brosa ausdrücklich befohlen hatte, dass Arn Magnusson bei diesem Thing nicht

zugegen zu sein bräuchte, da sowohl sein Vater als auch sein älterer Bruder für ihn das Wort führen könnten. An dieser Sache war kaum etwas zu ändern. Birger Brosa war der mächtigste Folkunger und außerdem Jarl des Reiches. Was er befohlen hatte, musste geschehen.

Die Missstimmung war jedoch bis zum abendlichen Gastmahl verflogen, denn es gab tausend Dinge zu besprechen, die die Neubauten auf Arnäs und Arns Pläne für Forsvik betrafen. Sowohl Eskil als auch Herr Magnus hatten inzwischen sehr wohl begriffen, was aus Forsvik einmal werden würde: der zweite Eckpfeiler

im Machtgefüge der Folkunger.

Sie hatten noch nicht lange über diese Zukunftspläne gesprochen, da erinnerte sie der junge Torgils an das Versprechen, auf Forsvik in die Lehre gehen zu dürfen. Arn sagte kurz, dass Torgils jederzeit willkommen sei, und der Knabe antwortete, dass er sofort mitkommen wolle. Eskil war das zwar nicht recht, aber er wusste dann doch nichts dagegen einzuwenden.

Ehe Arn und sein Gefolge an Bord des Schiffes gingen, das sie über den Vättersee und zum Umschlagplatz für die Flusskähne bringen sollte, führte er ein kurzes Gespräch unter vier Augen mit dem Heilkundigen Jussuf

und beschloss daraufhin, dass auch er zusammen mit allen anderen Gläubigen nach Forsvik kommen sollte. Dorthin war Ibrahim bereits mit den ersten Ausländern abgereist. Allein über den Winter zurückzubleiben und die scheußlichen Schweinefleischorgien des Weihnachtsfests zu erleben war kein guter Lohn für einen Mohammedaner, fand Arn, auch wenn er das nicht laut sagte. Aber jetzt war sein Vater wieder so gesund, dass sich nicht täglich jemand um ihn kümmern musste. Dagegen versäumte Arn es nicht, den Alten beiseite zu nehmen, um ihn höfisch, aber bestimmt an

Jussufs Anweisungen zu erinnern. Jeden Tag solle er sich bewegen, nicht zu viel und nicht zu wenig, aber regelmäßig. Außerdem sei es besser, wenn er weniger Schweinefleisch esse und dafür mehr Lachs, Kalb, Hirsch und Hammel und wenn er an den Weihnachtsfeiertagen Wein statt Bier trinke.

Herr Magnus murmelte, das hätte er sich schon selbst denken können. Es sei zwar traurig, aber hinlänglich bekannt, dass allen Männern in seinem Alter Weihnachtsgelage gefährlich werden könnten.

Während der Tage, die Arn auf Arnäs gewesen war, hatte Cecilia sich immer häufiger gefragt, woher die Ausländer auf Forsvik eigentlich stammten. Nachts war aus ihrem Langhaus ständig ein merkwürdiger Lärm zu hören, und der Geruch nach Braten und Frischgebackenem ließ darauf schließen, dass sie dauernd Feste feierten. Sie verschmähten jedoch das Brot, das auf Forsvik gebacken wurde, und hatten eigene Öfen aus Lehmziegeln gebaut, die aussahen wie umgestülpte

Wespennester. Dort buken sie jeden Abend große dünne Fladenbrote. Morgens standen sie spät auf und kamen bei der Arbeit nur schwer in Gang.

Cecilia rätselte, was das wohl bedeutete. Am wahrscheinlichsten schien es ihr, dass Arns Abwesenheit die Faulenzerei bei den Ausländern ausgelöst hatte. Das galt jedoch nicht für alle. Die Brüder Marcus und Jacob arbeiteten so fleißig wie eh und je, und die englischen Pfeilmacher John und Athelstan ebenfalls. Sie hatte Arn schon lange nach diesen und anderen Dingen fragen wollen, auf die sie sich keinen

Reim machen konnte. Doch die langen Winternächte, in denen der Nordwind ums Haus pfeifen und Arn ihr von all dem Wunderbaren und Schrecklichen im Heiligen Land erzählen und alle ihre Fragen beantworten würde, waren in mehr als einer Hinsicht weit entfernt.

Seit sie zusammen ausgeritten waren und die Heilige Jungfrau sie milde auf ihre freudigen Rechte hingewiesen hatte, die sie einmal missbraucht hatten, aber jetzt ganz und gar innehatten, waren ihre Nächte so süß gewesen, dass es Cecilia heiß wurde, wenn sie nur an sie dachte. Viele Unterhaltungen über wichtige

Dinge hatte es in ihrer Schlafkammer seitdem nicht mehr gegeben.

Als Arn zurückkehrte, wurde er nicht nur vom jungen Torgils begleitet, sondern auch von vielen Fremden, den Bauleuten aus Arnäs. Sie sahen in ihren Lumpen ziemlich erbärmlich aus, schienen aber in großen Bündeln unbeschädigte, feine Kleider mitzuführen. Ihr Lager auf Arnäs hatten sie abgebrochen, um den Winter über auf Forsvik zu leben. Cecilia war verstimmt, dass sie nicht vorher davon erfahren hatte, da sie der Meinung war, dass diese Männer als Gäste behandelt werden müssten. Sie wurde fast böse, als sie

kopfschüttelnd und lachend ihrem Versuch begegneten, sie mit Salz, Bier und Brot willkommen zu heißen. Im Westlichen Götaland war es wahrlich nicht üblich, einen solchen Willkommensgruß auszuschlagen.

Noch größere Sorgen machte sie sich in der ersten Nacht nach Ankunft der Fremden, denn da wurde der Lärm im Gästehaus größer als je zuvor. Arn antwortete nur kurz, sie würden ein Fest feiern, das Laylat al-Qadr heiße, was Nacht der Kraft bedeute. Daraufhin hatte sie unschuldig wissen wollen, welche Kraft gemeint sei. Bei seiner Antwort, dass man die erste

Offenbarung Mohammeds feiere, war sie innerlich erstarrt.

Mohammed! Das war der Teufel in Menschengestalt, der sich als Gott ausgegeben hatte, der Urheber des Unglaubens, dessen Bekämpfung im Heiligen Land den Christen so großes Leid zugefügt hatte!

Aber Arn schien nicht einmal zu bemerken, dass sie zusammenzuckte, weil er größeres Interesse an den Freuden der fleischlichen Liebe als an allem anderen an den Tag legte. Und da er sich bereits in einem Zustand befand, der mehr als deutlich zu spüren war, konnte sie schlecht aufstehen, zornig mit dem Fuß

stampfen und erklären, dass sie jetzt lieber über Mohammed sprechen wolle. Stattdessen ließ sie sich fallen und vergaß alles.

Ein paar Tage später bat er sie, zum Abend die schönsten Kleider anzuziehen, da sie zu einem Festmahl eingeladen seien. Sie fragte, wohin die Reise denn gehe, aber Arn meinte nur, sie sei nicht weiter, als dass sie in ihren Festkleidern zu Fuß gehen könnten. Als sie vorsichtig wissen wollte, ob das ein Scherz sei, zeigte er auf seine eigenen Kleider, die er bereits von der Stange an der Decke geholt und aufs Bett gelegt hatte. Zuunterst lag sein blauer

Hochzeitsmantel.

Kurz vor Sonnenuntergang kamen die festlich gekleideten Brüder Marcus und Jacob Wachtian zusammen mit Bruder Guilbert, der einen sauberen weißen Zisterzienserhabit trug, um Arn und seine Frau zum Festmahl abzuholen. Draußen auf dem Hofplatz mischte sich bereits der Duft von gebratenem Lamm mit dem fremdartiger Kräuter.

Seit Arn sie einmal herumgeführt hatte, war Cecilia nicht mehr im Langhaus der Gäste gewesen. Dorthin gingen sie jetzt alle, und als sie eintrat, erkannte sie kaum etwas wieder. Noch buntere Teppiche als

damals lagen auf dem Fußboden, und die Wände waren mit Wandbehängen geschmückt, die die fantasievollsten Sternmuster aufwiesen. Auf dem Boden standen Bänke, die ein Rechteck bildeten, und dahinter lagen Berge von Federbetten und Kissen. An der Decke hingen brennende Lampen aus Kupfer und Eisen mit farbigem Glas, und vor der offenen Feuerstelle standen Gestelle, auf denen Saiblinge aus dem Vättersee gebraten wurden.

Der Heilkundige Ibrahim trug einen langen Mantel aus glänzendem Stoff und eine Kopfbedeckung aus einer langen Stoffbahn, die er sich um den

Kopf gewickelt hatte. Er empfing die Gäste an der Tür und führte sie zu den Ehrenplätzen in der westlichen Bankreihe.

Kunstfertig geschmiedete Kupferkannen wurden zusammen mit Gläsern aus der eigenen Glashütte hereingetragen und auf die Bänke gestellt. Cecilia hätte sich fast auf eine dieser Bänke gesetzt, aber Arn hatte ihr lachend gezeigt, wie man auf Knien zwischen den Kissen hinter der langen Bank Platz nahm, und ihr zugeflüstert, nicht vor den anderen mit dem Essen und Trinken zu beginnen.

Sie warteten auf den

Sonnenuntergang, und währenddessen nahmen alle Fremdlinge Platz, mit Ausnahme der Männer, die den Fisch brieten, und des alten Ibrahim, der wieder auf den Hof trat.

Verärgert stellte Cecilia fest, dass weder Bruder Guilbert noch den Brüdern Wachtian oder Arn diese fremdartigen Sitten und Düfte etwas auszumachen schienen. Sie sprachen und scherzten untereinander in der Sprache, die Cecilia inzwischen als Fränkisch erkannte.

Arn merkte schnell, dass Cecilia sich nicht sehr wohl fühlte, entschuldigte sich bei den anderen Männern und wandte sich ihr zu, um

ihr alles zu erklären.

Es war eine sternklare Nacht, eine der ersten Frostnächte dieses milden Herbstes. Draußen auf dem Hofplatz stand Ibrahim, um den Himmel im Nordwesten zu betrachten. Bei Einbruch der Dunkelheit würde er bald die schmale Mondsichel entdecken, den Neumond, der das Fest Id al-Fitr einläutete, mit dem das Ende des Fastenmonats gefeiert wurde.

Cecilia hatte erst einwenden wollen, dass es im Oktober keinen Fastenmonat geben könne, sondern erst wieder im Frühling, doch dann beherrschte sie sich noch rechtzeitig,

da ihr klar wurde, dass dies nicht der richtige Augenblick für Unterhaltungen über kirchliche Angelegenheiten war.

Ibrahim kam herein und erklärte etwas in seiner fremden, unbegreiflichen Sprache, die mehr aus dem Hals als von der Zunge zu kommen schien, und sofort versenkten sich alle im Raum in ein kurzes Gebet. Dann nahm Arn die verzinnte Kupferkanne und ein Glas, füllte es und reichte es Cecilia, ehe er auch Bruder Guilbert und den Brüdern Wachtian einschenkte. Schließlich hoben alle ihr Glas, tranken durstig und schenkten sofort nach. Cecilia

hatte langsam und vorsichtig getrunken und musste husten, als sie merkte, dass sie nur Wasser im Glas hatte und nicht Weißwein, wie sie erwartet hatte.

Das Mahl bestand aus Hammelfleisch, Gans, Saibling und kleinen Gerichten, die Cecilia nicht kannte, und wurde auf großen runden Holztellern aufgetragen. Fremdartige Musikinstrumente erklangen, jemand sang, wieder andere stimmten ein.

Arn riss ein Stück von dem weichen Fladenbrot ab und zeigte Cecilia, wie sie es in die Fleischsoße des Hammelbratens tauchen sollte, und als sie das getan hatte, schmeckte

sie fremdartige Kräuter, die sie erst zögern ließen, die sie dann aber sehr genießbar fand und nach einer Weile geradezu delikats. So zartes Hammelfleisch hatte sie noch nie gegessen, und auch der Saibling schmeckte mit diesem Gewürz, das etwas an Kümmel erinnerte, auf einmal ganz anders.

Arn hatte Spaß daran, ab und zu etwas von den verschiedenen Tellern zu nehmen und es Cecilia in den Mund zu stecken, als sei sie ein Kind, und als sie sich verlegen zu wehren suchte, lachte er und meinte, das sei nur eine höfische Sitte, mit der man seiner Frau oder einem nahen Freund

seine Aufmerksamkeit bezeige.

Anfänglich aßen die Fremdlinge hastig und hungrig. Aber als sie den größten Hunger gestillt hatten, lehnten sich die meisten in die Kissen zurück, aßen bedächtiger und gaben sich mit halbgeschlossenen Augen der wehmütigen exotischen Musik hin, die von zwei Männern mit Saiteninstrumenten vorgetragen wurde und an die Musik erinnerte, die die fränkischen Spielleute bei der Hochzeit auf Arnäs gespielt hatten.

Es dauerte nicht lange, da lehnte sich Cecilia ebenfalls in die behaglichen Kissen zurück, die ihr mehrere Männer unter Verbeugungen

hinter den Rücken schoben. Sie war jetzt nicht mehr so angespannt, aß langsam von den Leckerbissen und zog nur leicht die Augenbrauen hoch, als sie sah, wie viel vom Honig aus den Vorräten für die süßen Nachspeisen verbraucht worden war, kleine Brote und mit geriebenen Möhren und Haselnüssen gefülltes und in Honig getauchtes Gebäck. Die fremdländischen Düfte und Geschmackserlebnisse hatten etwas Betäubendes, und allmählich begann ihr sogar die fremdartige Musik zu gefallen, obwohl sie in ihren Ohren anfänglich falsch geklungen hatte. Sie fing an, von weit entfernten Ländern

zu träumen. Dieses Gastmahl unterschied sich von denen, die sie bislang erlebt hatte, darin, dass es mit dem Fortschreiten des Abends immer ruhiger wurde. Auch die Lieder der Männer mit den Saiteninstrumenten schienen immer sehnsüchtiger und trauriger zu werden. Es gab weder Prügeleien noch betrunkene Männer, die sich erbrachen. Schläfrig dachte sie über diese fremdländischen Sitten nach, bis ihr aufging, dass sie statt Bier oder Wein Wasser tranken. Sie träumte sich immer weiter in diese fremde Welt, bis Arn sie am Arm nahm und ihr zuflüsterte, jetzt schreibe es der gute Ton den

Ehrengästen vor, das Gastmahl als Erste zu verlassen.

Er führte sie zum Ausgang neben dem Lavatorium des Hauses, verbeugte sich und sagte etwas in der fremden Sprache, worauf sich alle im Raum erhoben und ebenfalls tief verbeugten.

Auf dem Hofplatz schlug ihr die frostige Kälte entgegen, und sie war sofort hellwach, als sei mit einem Mal die Verzauberung gebrochen.

Als Arn das Kaminfeuer angefacht hatte und sie in das große Bett gekrochen waren, zog sie die Kopfkissen hoch, so dass sie beide

dasitzen und in die Flammen schauen konnten. Sie bat ihn, von all dem Fremden zu erzählen, vor allem wollte sie wissen, wie es sein könne, dass die schlimmsten Feinde der Christenheit Gäste eines christlichen Hauses seien.

Erst antwortete er widerstrebend, dass diese Moslems, wie die Anhänger des Propheten Mohammed genannt würden, für die Christen im Heiligen Land gearbeitet hätten. Sie wären von ihren eigenen Glaubensbrüdern getötet worden, hätten sie nicht mit ihm bis hierher in den Norden fliehen können. Das gelte in ähnlicher Weise für die Brüder

Wachtian, die Christen aus dem Heiligen Land seien. Sie hätten Werkstätten und Geschäfte an der Al Hammediyah besessen, der größten Geschäftsstraße in Damaskus. Die Frage, wer im Heiligen Land Freund oder Feind sei, lasse sich also nicht allein durch den Glauben jedes Einzelnen entscheiden.

Nach diesen einleitenden Worten begann Arn seine Erzählung, die viele Winternächte lang dauern sollte.

Im Heiligen Land habe es große Männer gegeben, die sich über alle anderen erhoben hätten. Zwei von ihnen seien ihm besonders im Gedächtnis geblieben: Der eine sei

Christ gewesen und habe Raimund von Tripolis geheißen - von ihm wolle er später erzählen. Der andere sei Moslem gewesen und habe den Namen Salah ad-Din Jusuf Ibn Aijub getragen, obwohl ihn die Christen der Einfachheit halber Saladin genannt hätten.

Als der Name des schlimmsten Feindes der Christenheit fiel, schnappte Cecilia unwillkürlich nach Luft. Tausende giftige Verwünschungen hatte sie Nonnen und Geistliche bei diesem Namen äußern hören.

Saladin sei sein Freund, fuhr Arn fort, der sich von ihrem heftigen

Luftholen nicht irremachen ließ. Ihre Freundschaft habe damit begonnen, dass Arn einmal Saladin, ohne es zu beabsichtigen, das Leben gerettet habe, was, wenn man genauer darüber nachdenke, gar nicht ohne Gottes Hilfe hätte geschehen können. Denn warum solle sonst ein Tempelritter, einer von Gottes ergebensten Kriegern und einer der Verteidiger des Heiligen Grabes, den Mann retten, der am Ende die Christen vernichte sollte?

Anschließend seien sie sich als Feinde auf dem Schlachtfeld begegnet, und Arn habe gesiegt. Aber kurze Zeit später habe sein Leben in

Saladins Händen gelegen, als er mit einem gewaltigen Heer zur Burg Gaza gekommen sei, auf der er Burggraf der Tempelritter gewesen sei. Saladin habe damals seinerseits Arn das Leben gerettet.

Und dann folgte eine lange, verwickelte Geschichte, die viele Stunden der Nacht in Anspruch nahm und von edlen Männern und gemeinen Schurken handelte, von der großen Wüste und den geheimnisvollen Reitern, die dort lebten, von einem magischen Schwert, das für die Christen keine Bedeutung hatte, den Ungläubigen jedoch ebenso teuer war wie den Christen das Wahre Kreuz,

und wie dieses schließlich infolge von Torheit und schwerer Sünde der Christen verlorengegangen war. Saladin hatte sie schließlich alle in einer großen Schlacht vor der Stadt Tiberias besiegt, und Arn war unter den Besiegten gewesen und hatte schließlich in der langen Reihe derer gestanden, die geköpft werden sollten. In diesem Augenblick hatte er geglaubt, seine letzte Stunde sei gekommen, und er hatte für Cecilia und ihr Kind gebetet, das er nie hatte sehen dürfen. Doch Saladin hatte ihrer Freundschaft wegen sein Leben geschont, und Arn war Saladins Gefangener, Gesandter und

Unterhändler geworden.

In der Zeit, als Jerusalem wie die meisten anderen christlichen Städte bereits verloren gewesen war, hatte einer der schlimmsten Schurken seinen Fuß in das Heilige Land gesetzt. Er hieß Richard Löwenherz und wollte Saladin auf dem Schlachtfeld schlagen und die Heilige Stadt Jerusalem zurückerobern. Dieser Mann hatte zu seiner Belustigung dreitausend Gefangenen den Kopf abschlagen lassen, statt sich das begehrte Lösegeld für sie auszahlen zu lassen und das Wahre Kreuz wieder in den Besitz der Christenheit zu bringen.

In dieser traurigen Stunde hatten sich Arn und Saladin für immer voneinander getrennt, und Saladin hatte ihm als Abschiedsgeschenk die fünfzigtausend Goldbesante gegeben, auf die Richard verzichtet hatte, um seinen Blutdurst zu stillen. Deswegen konnte Arn für den Bau der neuen Burg auf Arnäs, die neue Kirche von Forshem und die Baumaßnahmen auf Forsvik aufkommen.

Das sei in groben Zügen die ganze Geschichte, meinte Arn abschließend. Viele Winternächte seien nötig, um sie ausführlicher zu erzählen. Und vielleicht brauche er den Rest seines Lebens, um zu begreifen, was der

Sinn all dessen gewesen sei.

Als Arn aufstand, um mehr Holz aufs Feuer zu legen, entdeckte er, dass Cecilia eingeschlafen war.

IX

ERFÜLLT VON BÖSEN
AHNUNGEN RITT ARN an der
Spitze des Gefolges, das den
Bräutigam nach Linköping begleiten
sollte. Auf der Bischofsburg neben
dem Dom, der sich noch im Bau
befand, wehten drei rote Fahnen der
sverker'schen Sippe, wie um die
Gäste zu verhöhnen. Unter den
feindselig blickenden Zuschauern
waren nur rote Mäntel auszumachen,
kein einziger blauer Mantel war zu
sehen.

Arn beschlich das Gefühl, als ritter er in einen Hinterhalt. Wenn Sune Sik und seine Verwandten bei dieser Hochzeit Blutrache üben wollten, würden sie alle mächtigen Folkunger auf einmal ermorden können, mit Ausnahme des bejahrten Herrn Magnus auf Arnäs, der aus Gesundheitsgründen von einer Reise in der kalten Jahreszeit Abstand genommen hatte.

Als sie sich dem Dom näherten, hörten sie aus der Ferne die Beifallsrufe für das Gefolge der Braut. Mit Birger Brosa als Brautführer schien es auf größere Freundlichkeit zu stoßen.

Im Gefolge des Bräutigams befand sich auch Erik Jarl. Neben Magnus Månesköld ritt seine Mutter Cecilia und hinter ihm sein Onkel, der Ratsherr Eskil. Nicht nur alle mächtigen Folkunger, sondern auch König Knuts ältester Sohn setzten damit ihr Leben aufs Spiel. Wenn die sverker'schen Männer wirklich die Königsmacht mit Gewalt zurückerobern wollten, dann war die Gelegenheit günstig.

Die Folkunger kamen jedoch nicht unvorbereitet wie Lämmer auf dem Weg zur Schlachtbank in die Stadt des Feindes. Aus Bjälbo näherten sich hundert Soldaten der Folkunger in

schweren Waffen. Per Los hatten sie entschieden, wer von ihnen am ersten Tag und in der ersten Nacht keinen Tropfen Bier trinken durfte. Die übrigen Männer hatten schwören müssen, am zweiten Tag und in der zweiten Nacht nüchtern zu bleiben. Hinterrücks würden sich die Folkunger nicht abschlagen lassen.

Am meisten sorgte sich Arn um Cecilia. Er selbst würde durch die Mengen nordischer Bauernsoldaten mühelos hindurchpreschen oder sich mit dem Schwert einen Weg durch die Reihen der Garde bahnen können. Doch er wagte kaum darüber nachzudenken, ob er verpflichtet sei,

bei Cecilia zu bleiben, oder ob er sich selbst retten solle, damit die Folkunger nicht aller Verteidiger und Rächer beraubt seien, wenn der Krieg ausbräche.

Wenn der erste Pfeil durch die Luft sauste, war es Arns Schuldigkeit, sich in Sicherheit zu bringen. Das forderte seine Treue den Folkungern gegenüber. Niemand würde besser als er das Heer zum Sieg führen können, das war nicht zu leugnen.

Und doch entschloss er sich, gegen die Gesetze der Ehre zu verstoßen, sollte das Schlimmste eintreten. Er würde Linköping nicht ohne Cecilia verlassen. Sie ritt ein gutes Pferd und

war eine vortreffliche Reiterin. Außerdem trug sie ein neues Reitkleid, das es ihr erlaubte, rittlings auf dem Pferderücken zu sitzen und beide Füße in den Steigbügeln zu haben.

Seine düsteren Gedanken auf dem Weg zum Dom, vor dem sich das Gefolge der Braut aus der Gegenrichtung näherte, machten sein Gesicht hart und verschlossen, was man vom Vater des Bräutigams nicht erwartet hätte. Die Leute tuschelten und deuteten auf ihn, und er vermutete, dass sie schon Pläne schmiedeten, wie sie ihn als Ersten der Feinde im blauen Mantel zur

Strecke bringen könnten.

Vor dem Dom saßen sie ab. Arn schaute sich misstrauisch um und sah hinauf zu den Zinnen der Bischofsburg.

Die Brautgabe war eine solide goldene Halsspange mit roten Steinen. Erik Jarl brachte sie, Arn nahm sie in Empfang und reichte sie seinem Sohn Magnus, der sie Ingrid Ylva umständlich und etwas ungeschickt um den Hals legte.

Dann trat Sune Sik mit der Bräutigamsgabe vor, einem fränkischen Schwert, dessen Scheide mit Gold und Silber ummantelt und

dessen Parierstange über und über mit Edelsteinen besetzt war. So ein Schwert machte sich besser bei einem Gastmahl als im Kampf, dachte Arn, als Ingrid Ylva es Magnus umhängte.

Der Bischof segnete das Brautpaar, woraufhin Braut und Bräutigam seinen Ring küssten. Danach besuchten alle, die einen Platz im Dom ergattern konnten, die heilige Messe, die sehr kurz ausfiel, da es die Hochzeitgäste mehr nach dem Gastmahl als nach himmlischen Freuden verlangte. Während der Messe bedachten viele Männer in roten Mänteln Arn mit einem finsternen

Blick, da dieser sein Schwert trug, während alle anderen es im Vorraum der Kirche, dem Waffenhaus, ablegen mussten.

Nichts auf dem Weg vom Bischofshof zum Krongut Stångs, wo das Hochzeitsfest stattfinden sollte, deutete auf Gefahr oder Verrat hin.

Die Häuser der königlichen Domäne waren alt und zugig, gehörten aber trotzdem zu den vornehmsten Bauwerken in Linköping. Offenbar wollte Sune Sik als Gastgeber zeigen, dass er wie ein Bruder des Königs auf einem Krongut residierte. Hier in Linköping betrachteten alle aus dem

sverker'schen Geschlecht die
königlichen Domänen als ihr
Eigentum.

Zwei Reihen massiver Holzsäulen trugen die Decke des Saals, in dem gefeiert werden sollte. Sie waren rot bemalt, vermutlich um die gottlosen Darstellungen zu überdecken, die aber dennoch zu sehen waren, da es sich um Schnitzereien handelte. Außerdem hingen Kreuze und Christusbilder zwischen den schmiedeeisernen Fackelhaltern an den Wänden.

Arn und Cecilia erwarteten einen ebenso düsteren Abend wie unlängst auf Bjälbo, aber als sie Platz

genommen hatten, merkten sie sofort, dass Birger Brosa und der Brautvater Sune Sik die Absicht hatten, auch auf den Ehrenplätzen den Abend freundlicher zu gestalten. Was die beiden dazu bewogen hatte, ihr Betragen zu ändern, war schwer zu sagen. Cecilia versuchte, Sune Siks Frau Walewska danach zu fragen, konnte aber nicht viel aus ihr herausbekommen, da diese Polin war und die nordische Sprache nicht sonderlich gut beherrschte.

Auch der Bischof, der weit weg von Arn und Cecilia neben Sune Sik saß, schien guten Willen und Freundschaft demonstrieren zu

wollen, da er sich an sie wandte, sobald er Birger Brosa und Sune Sik zugetrunken hatte. Bei diesem Gastmahl wurde kein Wein ausgeschenkt, und Arns und Cecilias Plan, nur wenig Bier zu trinken, ließ sich nicht durchführen, da ihnen von allen Seiten so viel unerwartete Freundlichkeit entgegenströmte.

Birger Brosa setzte Arn mehr als einmal dadurch in Erstaunen, dass er ihn Sune Sik gegenüber lauthals als einen nahen Bundesgenossen und Freund rühmte.

Es musste etwas vorgefallen sein, was die Spielregeln verändert hatte, doch Arn beschloss, sich nichts

anmerken zu lassen. Später würde er der Sache schon noch auf den Grund gehen.

Früher als erwartet wurde das Hochzeitspaar zum Brautbett geleitet. Viele im Saal wollten die Angelegenheit möglichst schnell hinter sich bringen, denn sobald zwischen der sverker'schen Sippe und den Folkungern durch Magnus Månesköld und Ingrid Ylva Blutsbande geknüpft waren, gab es für Verrat und Mord keine Gelegenheit mehr.

Das Brautbett stand in einem Nebengebäude, das von ebenso vielen Gardesoldaten in blauen wie

in roten Mänteln bewacht wurde. Der Unterschied war nur, dass die blau gekleideten Männer ohne Mühe gerade stehen konnten, da kein Tropfen Bier über ihre Lippen gekommen war.

Nach dem Tanz wurde die Braut von ihren Verwandten aus dem Saal geführt, und wenig später musste Magnus Månesköld zusammen mit seinen Verwandten, den Folkungern, den Saal verlassen.

Arn zog Cecilia näher zu sich heran und löste vorsichtig sein Schwert, als sie ins Freie traten. Sie sprachen kein Wort, sondern senkten den Kopf zu einem stillen Gebet, dass

Gott sie noch einmal verschonen möge.

Aber nichts Schlimmes geschah. Bald standen sie vor dem Hochzeitsbett, in dem Magnus und Ingrid Ylva in freudiger Erwartung und mit weißen Leinenhemden bekleidet dalagen und sich an den Händen hielten. Der Bischof sprach ein kurzes Gebet, und Birger Brosa und Sune Sik zogen die Hochzeitsdecke über die schöne dunkelhaarige Ingrid Ylva und den rothaarigen kräftigen Magnus Månesköld.

Alle im Raum atmeten erleichtert auf. Sune Sik trat auf Arn zu und hielt

ihm beide Hände hin. Er dankte Gott für die Versöhnung und schwor, dass jetzt kein Blut mehr zwischen ihnen fließen solle. Denn jetzt seien sie verschwägert, und das Blut solle sie nicht mehr entzweien, sondern einen.

Als sie wieder auf den Hof traten, schlug ihnen ein Jubel der Erleichterung und Freude darüber entgegen, dass diese Hochzeit zu Frieden und Versöhnung geführt hatte.

Erst jetzt kam im Saal Stimmung auf. Arn erinnerte sich, dass ihm bisher erst einmal von zu viel Bier übel geworden war und dass er sich damals geschworen hatte, diese Dummheit nicht zu wiederholen.

Doch jetzt, da die Spannung von ihm abgefallen war, beteiligte sich auch Arn an dem fröhlichen Gelage. Zu seinem Verdruss hatten ihn Birger Brosa und Sune Sik schon bald unter den Tisch getrunken.

Obgleich es ihm am nächsten Morgen sehr schlecht ging, tat er Cecilia nicht leid. Dagegen hatte sie viel darüber zu sagen, wie unklug es sei, sich als richtiger Krieger genauso besinnungslos zu betrinken wie ein gemeiner Gardesoldat. Arn brachte zu seiner Verteidigung vor, er sei über die Heirat zwischen Magnus und Ingrid Ylva so erleichtert gewesen, dass er seinen Verstand habe fahren

lassen und nur noch getrunken habe.

An den beiden folgenden Tagen des Hochzeitsfestes hielt er sich allerdings mit dem Trinken zurück. Außerdem hatte Sune Sik ihm und Cecilia Wein besorgt, und Wein wurde nicht in so maßlosen Mengen genossen wie Bier.



Ingrid Ylva hatte von den Folkungern als Morgengabe den Hof Ulvåsa erhalten, und nach dem dreitägigen Hochzeitsfest ritt der Jarl Birger Brosa an der Spitze der

Hochzeitsgesellschaft nach Ulvåsa, das auf einer Landzunge im See Boren lag.

Da der Boren eine Verbindung zum Vättersee hatte, waren Arn und Cecilia jetzt fast Nachbarn des jungen Ehepaars. Im Sommer brauchte man mit dem Boot nur einen Tag, und im Winter ging es mit dem Schlitten sogar noch schneller. Cecilia und Ingrid Ylva, die sich gut verstanden, da Ingrid Ylva viele Jahre im Kloster Vreta gelebt hatte, einigten sich rasch darauf, wer wen an den großen Feiertagen besuchen sollte, ohne dass die Männer Gelegenheit hatten, dabei mitzureden.

Der Besuch auf Ulvåsa sollte so kurz wie möglich gehalten werden, damit die jungen Leute, sobald das statthaft war, der Bürde entgingen, die der Besuch älterer Verwandter darstellte. Anschließend wollten Arn und Cecilia zusammen mit Eskil auf einem seiner Boote nach Forsvik fahren, von wo aus Eskil die Fahrt nach Arnäs allein fortsetzen wollte.

Als sie sich am zweiten Tag des Gastmahls zur Abreise fertig machten, trat Birger Brosa auf Arn zu und meinte verlegen, Arn solle mit ihm nach Bjälbo kommen, damit sie etwas unter vier Augen besprechen könnten.

Arn konnte sich zwar nicht den Grund eines solchen Gesprächs vorstellen, aber einem Jarl konnte man keinen Wunsch abschlagen. Er erklärte Cecilia und Eskil, dass er allein weiterreisen müsse, worauf die beiden nur nickten, ohne weitere Fragen zu stellen. Eskil versprach, Leib und Leben der Folkungerfrau Cecilia mit seinem eigenen Leben zu verteidigen. Lachend erwiderte Arn, dass sich das inzwischen leichter versprechen lasse, da der Frieden gesichert sei.

Als sich Birger Brosa und sein Gefolge bereitmachten, nach Bjälbo zu reiten, entschuldigte sich Arn, er

würde etwas später nachkommen, da er noch schnell die Gelegenheit nutzen wolle, etwas unter vier Augen mit seinem Sohn Magnus zu besprechen. Birger Brosa konnte dagegen schlecht etwas einwenden, aber er runzelte die Stirn und murmelte, bis Bjälbo sei es nicht weit, und er habe nicht die Absicht, auf seinen Verwandten zu warten, seine Zeit sei teuer. Arn versprach seinem Onkel, ihn nicht auf Bjälbo warten zu lassen, sie würden schon gleichzeitig dort eintreffen.

»Dann hast du hoffentlich ein gutes Pferd!«, sagte Birger Brosa etwas von oben herab und galoppierte los,

und seine Garde preschte ihm erstaunt hinterher.

»Das mit dem Pferd ist kein Problem, lieber Oheim«, flüsterte Arn und sah dem davoneilenden Jarl hinterher.

Ingrid Ylva und Magnus mochten der Meinung sein, dass sie genug Zeit in Gesellschaft ihrer Verwandten verbracht hätten.

Sie schienen sich sehr zugetan, aber Magnus konnte seinem Vater deswegen trotzdem kaum die Bitte abschlagen, mit ihm auszureiten und ein Gespräch unter vier Augen zu führen.

Ulvåsa lag sehr hübsch auf einer Landzunge, die von funkelndem Wasser umgeben war. Die fruchtbaren Felder wurden vom Gesinde des Hofes und von den Leuten aus dem angrenzenden Dorf Hamra bewirtschaftet, das ebenfalls Ingrid Ylva gehörte. Die Hofgebäude waren schon älter und im Winter sicher ungemütlich. Arn beschloss, im Frühjahr ein paar Bauleute aus Forsvik vorbeizuschicken, um die Häuser der Herrschaft und der Leibeigenen instand setzen zu lassen. Aber das hatte Zeit, jetzt gab es wichtigere Dinge zu besprechen.

Ohne noch ein Wort über die

Hochzeit oder das Junggesellenturnier auf Bjälbo zu verlieren, über das sich Magnus viel lieber ausgelassen hätte, begann Arn zu beschreiben, was aus Arnäs einmal werden sollte. Dorthin würden im Fall eines Krieges alle Folkunger ziehen, die bis zu drei Tagesreisen entfernt wohnten, denn dort würden ihnen die Feinde nichts anhaben können.

Etwas säuerlich wandte Magnus ein, dass man damit seinen eigenen Hof den Plünderern und Mordbrennern ausliefere. Arn erwiderte grimmig, dass es doch wohl wichtiger sei, mit dem Leben

davonzukommen, denn ein paar Holzhäuser ließen sich schnell wieder aufbauen.

Es hatte nicht den Anschein, als würde Magnus sich für das interessieren, was sein Vater ihm erzählte. Feinde seien weit und breit schließlich keine zu sehen. Außerdem sei der Frieden zwischen dem Geschlecht der Sverker und den Folkungern jetzt sicherer als je zuvor. Habe diese Hochzeit etwa nicht den Frieden sichern sollen, und habe er selbst sich nicht ohne zu murren mit den Forderungen seiner Familie abgefunden? Wobei es natürlich eine angenehme Forderung gewesen sei,

das Brautbett mit einer so schönen Frau wie Ingrid Ylva zu teilen.

Zu spät sah Arn ein, dass er den Zeitpunkt für ein Gespräch, in dem er seinem Sohn erklären wollte, was das Reich bedrohe und wie sie sich wehren könnten, sehr schlecht gewählt hatte. Er antwortete ausweichend, dass in den nächsten Jahren bestimmt keine Gefahr drohe und dass diese Hochzeit tatsächlich den Frieden stärke. Er habe nur versucht, weiter in die Zukunft zu schauen. Dazu zuckte Magnus nur mit den Schultern, und Arn erkundigte sich schließlich, wie das Junggesellenturnier auf Bjälbo

verlaufen sei.

Mit umso größerer Freude begann Magnus Månesköld genauestens zu beschreiben, was in den sieben Runden passiert war, wie er schließlich gesiegt hatte und wie Erik Jarl ein weiteres Mal unterlegen war.

Es verging über eine Stunde, und Arn hatte große Mühe, nicht ungeduldig zu wirken. Er hatte immerhin Birger Brosa hochmütig erklärt, er würde gleichzeitig mit ihm in Bjälbo eintreffen. Nur mit Mühe gelang es ihm, einen Krug Bier auszuschlagen, den ihm Magnus noch vor der Abreise angeboten hatte. Auf dem Hofplatz verabschiedeten sie

sich, und Arn ritt in vollem Galopp davon.

Der Kirchturm von Bjälbo war bereits in Sicht, als Arn seinen Onkel Birger Brosa und dessen Gefolge einholte.

Arn war erleichtert, dass sich das junge Pferd, das er für die Hochzeit ausgesucht hatte, als gut genug erwiesen hatte, auch wenn es verglichen mit Abu Anaza langsam war. Aber Abu Anaza war schwarz, und mit einem schwarzen Pferd hätte er kaum auf ein Hochzeitsfest reiten können, denn das hätte Unglück gebracht.

Birger Brosa hatte viel zu erledigen, als sie die Palisaden von Bjälbo passiert hatten. Zunächst einmal wollte er sich schlichter kleiden, dann musste er seine Schreibkammer aufsuchen, wo Leute mit allen möglichen Anliegen warteten, und erst dann konnte er Arn treffen, und zwar oben in der Turmkammer der Kirche, wo früher der Folkungerthing abgehalten wurde. Deshalb ließ er Kohlebecken, Bier, Kissen und Schafspelze hinaufbringen. Nach seinen mürrischen Anweisungen saß Birger Brosa schwerfällig von seinem Pferd ab, das er einem Pferdeknecht

anvertraute, und ging, ohne sich auch nur umzudrehen, mit festen Schritten ins Langhaus.

Etwas beleidigt kümmerte sich Arn selbst um sein Pferd, das nach einem so harten Ritt besondere Pflege benötigte. Dass er im Stall für Verwirrung und Verwunderung sorgte, wo nur selten jemand von der Herrschaft auftauchte, bekümmerte ihn nicht. Die Gesundheit seines Pferdes war ihm wichtiger. Als er es abgetrocknet und die Hufe gereinigt hatte, ließ er sich ein paar Felle bringen, die er dem Schimmel überlegte, damit er sich nicht verkühlte. Er blieb neben dem Tier

stehen und flüsterte ihm in einer fremden Sprache etwas zu, während er es streichelte und tröstete. Die Stallknechte schüttelten die Köpfe, warfen sich hinter Arns Rücken vielsagende Blicke zu und zogen sich verlegen zurück.

Dann verließ Arn den Stall, um sich zu waschen, und saß zum vorgesehenen Zeitpunkt oben in der alten Turmkammer und wartete. Dort roch es säuerlich nach Feuchtigkeit und Mörtel. Birger Brosa kam zu spät, aber nicht viel.

»Du bereitest mir mehr Ärger als alle meine anderen Verwandten, Arn Magnusson. Aus dir werde ich nie

schlau!«, sagte Birger Brosa mit lauter Stimme zur Begrüßung, als er die Treppe hochgestapft war und auf dem bequemsten Stuhl Platz genommen hatte, was Arn auch nicht anders erwartet hätte.

»Dann solltet Ihr mich fragen, denn ich werde Euch mit Gottes Hilfe aufklären, lieber Oheim«, antwortete Arn demütig. Er hatte keine Lust, sich erneut mit dem Jarl zu streiten.

»Dadurch wird es nur noch schlimmer!«, schrie Birger Brosa. »Wenn ich die Zusammenhänge begreife, komme ich mir nämlich einfältig vor, weil ich nicht sofort alles verstanden habe. Und das gefällt

mir nicht. Ich habe auch keine Lust, dich um Entschuldigung zu bitten, insbesondere da ich mich vor dir schon einmal habe demütigen müssen. Jetzt ist es wieder so weit: Ich muss mich ein zweites Mal bei dir entschuldigen.«

»Was soll ich Euch denn verzeihen?«, wollte Arn wissen. Ihn verblüffte das leidenschaftliche Schauspiel seines Onkels.

»Ich habe die neue Burg auf Arnäs gesehen«, antwortete Birger Brosa etwas ruhiger. »Ich habe gesehen, was du da baust, und beschränkt bin ich nicht. Du machst die Macht der Folkunger größer als je zuvor, du

machst uns zu Herren über dieses Reich. Mein Bruder Magnus und dein Bruder Eskil haben mir auch erzählt, was du auf Forsvik unternimmst. Muss ich mehr sagen?«

»Nein, nicht wenn Ihr wollt, dass ich Euch verzeihe, Oheim«, erwiderte Arn vorsichtig.

»Gut! Willst du ein Bier?«

»Nein, lieber nicht. Die letzten Tage habe ich so viel getrunken, dass es gut und gerne bis Weihnachten reicht.«

Birger Brosa lächelte spöttisch und stand auf. Er nahm zwei leere Krüge mit zum Bierfass, füllte sie und stellte

den einen wortlos vor Arn hin, ehe er es sich auf den Schafspelzen bequem machte, indem er das eine Knie anzog, wie es seine Gewohnheit war, und seinen Krug daraufstellte. Eine Weile betrachtete er Arn schweigend, aber sein Blick war freundlich.

»Erzähl mir von der Macht, die du dir schaffst«, sagte er. »Wie sieht sie heute aus, wie wird sie aussehen, wenn Arnäs fertig ist, und wie stellst du sie dir in ein paar Jahren vor?«

»Diese Fragen zu beantworten kann eine Weile dauern«, sagte Arn.

»Wir haben Zeit, wir sind allein, und niemand kann uns hören«,

entgegnete Birger Brosa, nahm seinen Krug und trank ein paar tüchtige Schlucke, stellte ihn wieder auf sein Knie und breitete dann fragend die Arme aus, ohne dass der Krug nur im mindesten geschwankt hätte.

»Heute herrscht Frieden, und es gibt einen Bund zwischen dem Erikschen Geschlecht und den Folkungern«, begann Arn langsam. »Die Männer von der Sverkersippe verhalten sich ruhig, sie warten ab, bis König Knut weg ist, und wenn Gott will, vergehen bis dahin viele Jahre. Also rechne ich für die nächsten Jahre nicht mit einem Krieg.«

»Da sind wir einer Meinung«, nickte der Jarl. »Aber danach, was passiert dann?«

»Das weiß niemand«, meinte Arn. »Ich weiß nur, dass dann die Gefahr eines Krieges sehr groß ist. Das bedeutet nicht, dass alles schlimm ausgehen muss. Denn wenn unsere Macht während des jetzigen Friedens weiter erstarkt, kann diese Stärke den Frieden ebenso retten wie kluge Eheschließungen.«

»Wohl wahr«, erwiderte Birger Brosa. »Aber wo liegt unsere Schwäche?«

»Wir können uns auf dem

Schlachtfeld nicht gegen die Dänen behaupten«, antwortete Arn schnell.

»Die Dänen, warum gerade gegen die Dänen?«, wollte Birger Brosa mit hochgezogenen Brauen wissen.

»Sie stellen die einzige wirkliche Gefahr dar, und deswegen sollte man sich nur darüber den Kopf zerbrechen«, antwortete Arn.

»Dänemark ist eine Großmacht, die mehr dem Frankenreich ähnelt als uns und die Krieg auf dieselbe Art führt wie die Franken. Die Dänen haben in großen Teilen von Sachsen gewütet, sie haben dabei Land gewonnen und gezeigt, dass sie sächsische Heere schlagen können. Wenn sie davon

genug haben, nach Süden zu ziehen, oder wenn sie zu weit nach Süden gekommen sind, um ihre Heere versorgen zu können, kann es passieren, dass sie ihre Blicke nach Norden richten. Und im Norden sitzen wir und sind eine viel leichtere Beute als Sachsen. In Roskilde lebt der Sohn von Karl Sverkersson, der als Däne aufgewachsen ist, aber trotzdem das Erbrecht auf unsere Krone besitzt. Er kann Vasallenkönig der Dänen in unserem Reich werden. So sieht es aus, wenn man sich die schlimmste denkbare Möglichkeit einmal ausmalt.«

Birger Brosa nickte nachdenklich,

als würde er sich eingestehen, dass das auch seine schlimmsten Befürchtungen waren.

»Wann können wir die Dänen besiegen?«, fragte er plötzlich mit lauter Stimme.

»In fünf oder sechs Jahren, aber dann nur zu einem hohen Preis. In zehn Jahren wird es einfacher«, antwortete Arn prompt, dass Birger Brosa, der eine längere Erklärung erwartet hatte, den Faden verlor.

»Das musst du mir schon genauer erklären«, meinte er nach einem längeren Schweigen.

»In fünf Jahren stirbt König Knut«,

sagte Arn und hob schnell und abwehrend die Hand, um nicht unterbrochen zu werden, ehe er fortfuhr. »Das wissen wir natürlich nicht. Es ist ein schmerzlicher Gedanke, aber man muss auch schmerzliche Gedanken zulassen. Dann kommt also unser dänisches Heer mit einem mehr oder minder machtgierigen Sverker Karlsson im Schlepptau. Wir haben hundert Reiter. Keine Reiter, die sich einem großen fränkischen oder dänischen Heer stellen können, aber hundert Reiter, die den Weg des dänischen Heers durch unser Land in ein einziges langgezogenes Leiden verwandeln

können. Die Dänen erreichen uns nicht, sie holen uns nie ein, aber wir nehmen ihnen ihre Vorräte ab, töten ihre Zugtiere und töten oder verletzen jeden Tag ein Dutzend ihrer Männer. Im besten Fall bringen wir sie dazu, uns bis Arnäs zu verfolgen. Dort gehen die verbliebenen Dänen

bei der Belagerung unter. So würde der Krieg in fünf Jahren ausgehen, doch der Preis dafür wäre die Verheerung des ganzen Landes.«

»Und in zehn Jahren?«, fragte Birger Brosa.

»In zehn Jahren vernichten wir sie auf dem Schlachtfeld, nachdem wir

sie vorher einen Monat lang mit unserer leichten Reiterei gequält haben«, antwortete Arn. »Aber damit all das möglich wird, musst auch du dich anstrengen und einiges finanzieren, was große Löcher in deinen Silbertruhen verursachen wird.«

»Warum ich, warum nicht König Knut?«, wollte Birger Brosa wissen, der zum ersten Mal im Verlauf dieses harten Gesprächs ganz offenbar erstaunt war.

»Weil du ein Folkunger bist«, antwortete Arn. »Die Macht, die ich aufbaue, ist nicht die Macht des Reiches, sondern die der Folkunger.

Wahr ist, dass ich König Knut die Treue geschworen habe, und zu diesem Eid stehe ich auch. Vielleicht muss ich sie eines Tages Erik Jarl schwören, aber darüber wissen wir nichts Genaueres. Heute sind wir mit dem Erikschen Geschlecht verbündet. Aber morgen? Darüber wissen wir ebenfalls nichts. Sicher ist nur, dass wir Folkunger zusammenhalten müssen und dass wir die einzige Macht sind, die das Reich zusammenhalten kann.«

»In diesem Punkt hast du Recht, und zwar mehr, als du wissen kannst«, sagte Birger Brosa. »Gleich werde ich dir etwas erzählen, was

nur für deine Ohren bestimmt ist. Aber sag mir erst, was ich deiner Meinung nach tun soll, als Jarl oder als Folkunger.«

»Du musst eine Burg am Westufer des Vättersees bauen lassen, vielleicht bei Lena, wo du einen großen Hof besitzt. Die Dänen werden von Schonen aus ins Westliche Götaland einfallen. Bei Skara können sie Richtung Nordwesten nach Arnäs weiterziehen oder an Skövde vorbei zum Vättersee und zur Königsburg Näs. Bei Lena muss ihnen der Weg versperrt werden, und ich hoffe, dass Ihr das zu Eurer Sache macht. Die Burg

Axevalla bei Skara muss ebenfalls verstärkt werden. Wir müssen über drei Burgen mit guten Verteidigungsanlagen verfügen. Zwischen diesen sollen sich unsere Reiter bewegen können, ohne dass ihnen der Feind etwas anhaben kann oder ahnt, woher der nächste Angriff kommt. Mit drei starken Burgen, von denen eine uneinnehmbar ist, sind wir sicher.«

»Aber Axevalla ist eine Königsburg«, wandte Birger Brosa nachdenklich ein.

»Umso besser für deine Ausgaben«, meinte Arn lächelnd.
»Wenn ich für die Befestigung von

Arnäs Sorge und du eine Burg bei Lena baust, dann wird es dir als Jarl des Reiches doch nicht schwerfallen, Knut davon zu überzeugen, dass auch der König sein Scherflein beitragen und seine eigene Burg Axevalla verstärken muss? Das sollte er in seinem eigenen Interesse tun wie auch in unserem.«

»Ich merke, dass du mich anredest, als seien wir Gleiche«, sagte Birger Brosa und lächelte zum ersten Mal sein breites Lächeln, für das er seit seiner Jugend bekannt war.

»Dann bin ich an der Reihe, Euch, meinen Oheim, um Entschuldigung zu bitten. Ich habe mich zu sehr

ereifert«, antwortete Arn und senkte einen Moment lang das Haupt.

»Auch ich habe um Entschuldigung zu bitten, da ich nicht früher daran gedacht habe«, erwiderte Birger Brosa, immer noch lächelnd. »Aber von jetzt an will ich, dass wir immer so miteinander sprechen, außer vielleicht bei den Ratsversammlungen des Königs. Nun zu dem, was ich dir erzählen wollte, einer schwerwiegenden Angelegenheit. Vielleicht befürworte ich es, wenn Sverker Karlsson unser nächster König wird.«

Birger Brosa verstummte, nachdem er diesen ungeheuerlichen und

verräterischen Gedanken vorgebracht hatte. Er hatte vielleicht erwartet, dass Arn zornig aufspringen, seinen Krug umstoßen und ihn mit wenig höfischen Worten angreifen würde, zumindest hatte er damit gerechnet, dass ihm vor Erstaunen der Mund offen stehen bleiben würde. Aber ebenso enttäuscht wie erstaunt musste er feststellen, dass Arn keine Miene verzog, sondern einfach auf die Fortsetzung wartete.

»Dann willst du vermutlich hören, wie ich auf diesen Gedanken gekommen bin, oder?«, fragte Birger Brosa, und sein Lächeln verglomm.

»Ja«, antwortete Arn ausdruckslos.

»Was du sagst, ist entweder Hochverrat oder sehr klug, und ich will gerne wissen, welches von beiden.«

»Der König ist krank«, sagte Birger Brosa und seufzte. »Manchmal ist sein Kot blutig, und das ist, wie alle wissen, kein gutes Zeichen. Er lebt vielleicht nicht einmal die fünf Jahre, die wir brauchen, um uns auch nur behelfsmäßig verteidigen zu können.«

»Ich habe ein paar heilkundige Männer, die ohnehin zu wenig zu tun haben. Ich werde sie nach Weihnachten sofort zu Knut schicken«, sagte Arn.

»Heilkundige Männer, hast du gesagt?« Birger Brosa erwachte aus seinen Gedanken. »Ich dachte, dass sich hauptsächlich Frauenzimmer mit diesen Dingen abgeben. Wie auch immer, Knuts Leben ruht in Gottes Hand. Wenn er zu früh stirbt, sieht es nicht gut für uns aus, oder?«

»Richtig«, sagte Arn. »Lass uns deswegen über die schlimmste Möglichkeit nachdenken.
Angenommen, Knut

stirbt in drei Jahren. Was machen wir dann? Da fällt dir Sverker Karlsson ein?«

»Ja, er wird mit seinen dänischen

Mannen anrücken«, bestätigte Birger Brosa mit finsterer Miene. »Er ist mittlerweile seit sechs oder sieben Jahren mit einer dänischen Frau verheiratet, die Benedikta Ebbesdotter oder so ähnlich heißt. Sie haben ziemlich bald eine Tochter bekommen, aber danach keine weiteren Kinder und vor allen Dingen keinen Sohn.«

»Ich verstehe«, sagte Arn. »Wir geben, ohne dass es zum Krieg kommt, Sverker die Königskrone. Aber so etwas Wichtiges geben wir ihm nur, wenn wir eine Gegenleistung bekommen. Er muss geloben, dass Erik Jarl sein Nachfolger wird, nicht

wahr?«

»So ungefähr.« Birger Brosa nickte.

»Bei einer solchen List kann viel schiefgehen«, meinte Arn nachdenklich. »Selbst wenn Sverker Karlsson keinen Sohn hat, kann doch irgendein neuer Verwandter aus Dänemark auftauchen und Anspruch auf die Krone erheben, und dann fangen wir wieder von vorne an.«

»Aber dann haben wir viele Jahre gewonnen, viele Jahre ohne Krieg.«

»Das nützt uns Folkungern ganz sicher«, gab Arn zu. »Wir gewinnen die Zeit, die wir brauchen, um unsere

Macht auszubauen. Aber die Eriksche Familie auf Näs wird nicht gerade begeistert sein, wenn du ihnen das unterbreitest, was du eben zu mir gesagt hast.«

»Das glaube ich auch«, sagte Birger Brosa. »Aber jetzt befindet sich das Eriksche Geschlecht in einer schweren Lage. Sobald Erik Jarl genug krakeelt hat, wird er feststellen, dass es ohne die Folkunger keinen Krieg um die Königskrone geben kann. Ohne uns keine Macht. Viel hängt natürlich von Knuts Gesundheit in den nächsten Jahren ab, aber wenn diese sich verschlechtern sollte, dann finde ich

schon die richtige Gelegenheit, um ihm auseinanderzusetzen, wie wir den Frieden retten können und damit nicht nur Erik Jarls Kopf, sondern auch seine Krone.«

»Und nach Erik Jarls Tod?«, fragte Arn mit einem spöttischen Lächeln. »Wohin willst du die Königskrone dann bringen?«

»Da weile ich nicht mehr auf dieser Erde«, meinte Birger Brosa lachend, hob seinen Bierkrug und leerte ihn in einem Zug. »Aber wenn mein Aussichtsplatz im Himmel auch nur einigermaßen gut ist - und bei den vielen Fürbittengebeten für meine Seele, die ich in drei Klöstern

bestellt habe, sollte der Platz doch einigermaßen brauchbar sein -, werde ich mit Vergnügen zusehen, wie der erste Folkunger gekrönt wird!«

»Da schlage ich dir vor, dass die nächsten Ehen mit den Verwandten in Svealand geschlossen werden und nicht mit weiteren Angehörigen der sverker'schen Sippe«, meinte Arn mit ausdrucksloser Miene.

»Genau das hatte ich mir auch gedacht!«, rief Birger Brosa. »Und dabei fällt mir ein, dass dein Bruder Eskil, der eine sehr gute Partie ist, bald eine neue Frau braucht!«

Arn seufzte, lächelte und hob in

gespielter Resignation seinen Bierkrug. Er bewunderte wirklich die Begabung seines Onkels, im Kampf um die Macht die Fäden zu ziehen. Solche Männer waren selbst im Heiligen Land selten.

Zugleich machte er sich Sorgen darüber, dass noch so viele gekaufte Fürbittengebete vermutlich keine Garantie für einen guten Aussichtsplatz im Jenseits darstellten, dessen sich Birger Brosa so gewiss zu sein schien. Aber darüber verlor er kein Wort.

Der erste Schnee kam in diesem Jahr früh und reichlich. Unter den Fremdlingen auf Forsvik hatten Schnee und die immer härtere Kälte einen merkwürdigen Effekt. Die einen waren immer fleißiger bei der Arbeit, die anderen blieben am liebsten am Feuer im Langhaus und taten keinen Handschlag. Dieser Unterschied war nicht schwer zu erklären, da die Fleißigen in den Schmieden und in der Glashütte beschäftigt waren, wo es immer so heiß war, dass alle nur in einem dünnen Hemd und in hohen Holzschuhen arbeiteten, ganz egal, wie kalt es draußen war.

Die übrige Winterarbeit, wie mit

dem Schlitten frisches Holz zu holen oder den Hofplatz und die Wege zwischen den Häusern zu räumen, erledigten die Leibeigenen auf Forsvik, die für diese Arbeit auch geeigneteres Schuhwerk hatten.

Jacob Wachtian erstaunte Arn in der zweiten Schneewoche, indem er verlangte, einen Teil der Wasserleitung, die zum Haus der Gäste führte, mit Schnee abdecken zu dürfen. Arn gab zu bedenken, dass es Schwierigkeiten geben könne, wenn das Wasser fröre. Aber Jacob Wachtian bestand darauf und meinte, genau das wolle er verhindern. Er behauptete, dass Schnee wärmer sei

als Luft und dass er das von Verwandten gehört habe, die hoch oben in den armenischen Bergen lebten. Da Jacob Wachtian nicht nachgab, beschloss Arn, seinen Vorschlag bei einer der Leitungen zu erproben. Jacob durfte sich aussuchen, bei welcher, und erklärte nach vielen unnötigen Höflichkeitsfloskeln, dass der Schaden am größten sei, wenn das Wasser im Langhaus der Fremdlinge fröre. Dort würden nämlich so viele Menschen schlafen, die noch nie Schnee gesehen hätten und für die es eine besondere Zumutung sei, ihre Notdurft draußen in der Kälte zu

verrichten und zu wissen, sich morgens und abends kaum noch waschen zu können.

Arn ging auf Jacob Wachtians Vorschlag ein, obwohl er nicht glaubte, dass der Versuch gut enden würde, und ließ den Teil der Wasserleitung, der überirdisch zum Langhaus führte, unter großen Schneehaufen begraben.

Kurz darauf versiegte das Wasser in dem Haus, das Arn mit Cecilia teilte, während es im Haus der Sarazenen immer noch so sprudelte wie im Sommer. Murrend musste er daraufhin zusammen mit Gure seine eigene Wasserleitung mit Hilfe von

Hacken aufbrechen und an mehreren Stellen mit kochendem Wasser übergießen. Zum Schluss bekamen sie den Eispfropfen los, der rasselnd durchs Haus verschwand, und bald lief das Wasser wieder. Arn ließ daraufhin die eigene Wasserleitung genauso im Schnee vergraben wie die der Ausländer, und anschließend war alles, wie es sein sollte, selbst mitten im Winter, als es am kältesten war.

Der Winter war insofern eine gute Zeit, als die Tage nicht von so harter Arbeit erfüllt waren, dass die Gedanken ständig hintanstehen mussten. Ganz im Gegenteil war der Winter eine Zeit, in der besonders

viel nachgedacht wurde.

Deswegen führte Arn jeden Donnerstag nach dem Mittagsgebet in dem sarazenischen Langhaus einen »Mailis« ein, zu dem er auch die christlichen Fremdlinge einlud. Beim ersten Zusammentreffen entschuldigte er sich, dass er diese gute Sitte der Beratung und des Gesprächs nicht schon viel früher eingeführt habe. Dann erkundigte er sich, ob sie irgendwelche besonderen Anliegen hätten.

Das Gespräch kam zunächst nicht recht in Gang. Obwohl den Sarazenen der Gedanke des Mailis selbstverständlich war, hatten sie hier

im Norden doch vieles von dem vergessen, was einmal ihren Alltag ausgemacht hatte. Im schlimmsten Fall, dachte Arn, sahen sie sich als Sklaven, die dem fremden Herrn vollständig ausgeliefert waren.

Arn übersetzte das, was er eben gesagt hatte, ins Fränkische, weil ihm eingefallen war, dass die beiden Engländer kein Wort Arabisch verstanden, wobei ihr Fränkisch auch nicht sonderlich gut war.

»Lohn«, sagte Athelstan Crossbow, der sich als Erster äußerte. »Wir arbeiten jetzt schon ein Jahr, wo ist der Lohn?«

Arn übersetzte die Frage sofort ins Arabische und sah, dass sich mehr als ein Gesicht interessiert aufhellte.

Auch über Arbeitskleidung könnten sie einmal sprechen, meinte einer der Bauleute. Der alte Ibrahim, der von den Rechtgläubigen am meisten verehrt wurde und als Einziger für sie alle sprechen durfte, sagte, dass sie endlich die Frage des von Gott gebotenen Ruhetages lösen müssten, da es einige Verwirrung wegen dieser Sache gegeben habe.

Nach einer Weile war die Verzagtheit der Versammlung wie weggeblasen, und bald sprachen so viele gleichzeitig, dass Ibrahim und

Arn zu Kraftausdrücken greifen mussten, um für Ordnung zu sorgen.

Der erste Beschluss galt dem Lohn. Die Versammlung war der Meinung, es sei besser, den jährlichen Lohn ausbezahlt zu bekommen, als vor der Heimreise die Lohnzahlung für fünf Jahre auf einmal zu erhalten. Einwände gab es genug, beispielsweise dass es nicht leicht sei, Silber und Gold auf Forsvik sicher zu verwahren, und dass man dort ohnehin nichts damit anfangen könne, oder, wie jemand einschmeichelnd meinte, dass es keinen Grund gebe, an Al Ghoutis Wort zu zweifeln, und dass das Geld

in Al Ghoutis Heimatburg an-Nes sicherer aufgehoben sei. Arn beschloss, nach seinem nächsten Besuch auf Arnäs den Lohn für alle in Goldmünzen mitzubringen.

Die Frage nach der Arbeitskleidung ließ sich schneller klären. Die meisten im Saal wussten ziemlich genau, welche Kleidung für die Steinmetzarbeiten und was für die Arbeit in der Schmiede und in der Glashütte benötigt wurde, und Arn versicherte, dass die Anfertigung von lederverstärkten Kleidern die wichtigste Aufgabe der Sattler jetzt im Winter werden würde.

Mit der Festlegung des Ruhetags

auf Freitag oder Sonntag war es schon schwieriger. Die Feuer in den Schmieden und in der Glashütte zwei Tage in der Woche erlöschen zu lassen war nicht wünschenswert. In den Schmieden war das Problem noch am leichtesten zu lösen: Hier arbeiteten genug Christen, wenn man die Leibeigenen auf Forsvik einmal zu den Christen zählte, die ohne Schwierigkeiten freitags zur Arbeit erscheinen konnten, wenn die Rechtgläubigen ihren Ruhetag hatten. Mit der Glashütte war es weniger einfach, da dort alle Meister außer den Brüdern Wachtian Moslems waren.

Arn fragte Bruder Guilbert, wie man diese Sache beim Burgbau auf Arnäs geregelt habe, und Bruder Guilbert erzählte etwas verlegen, dass man dort die Sonntage einfach als Freitage gerechnet habe, ohne dass sich deswegen jemand angestellt hätte. Seine Worte stießen auf größte Missbilligung, und diejenigen der Anwesenden, die auf Arnäs gearbeitet hatten, warfen sich zornige Blicke zu. Offenbar hatte man sie darüber im Unklaren gelassen, was nun Freitage und was Sonntage waren.

Den Streit, der selbst für einen Mailis zu groß zu werden drohte,

beendete Arn, indem er sagte, dass hier auf Forsvik während der Wintermonate der Freitag der Ruhetag der Moslems und der Sonntag der für die Christen sei. Wie man es auf der Baustelle von Arnäs im nächsten Frühjahr halten werde, darüber könne man später nachdenken.

Ganz zufrieden nach diesem ersten Mailis waren nicht alle, die dort gewesen waren. Aber so pflegte es zu sein, und so sollte es auch sein.

Mehr Kopfzerbrechen bereitete Arn und Cecilia der Zeitpunkt für die Freilassung der Leibeigenen. Sie setzten sich einige Abende mit Bruder

Guilbert in ihrer Kammer zusammen, um ungestört über diese Angelegenheit beraten zu können, die zunächst noch geheim bleiben sollte. Zur Sicherheit unterhielten sie sich auf Latein.

Bruder Guilbert war ohne zu zögern ganz und gar dafür, die Leibeigenen freizugeben, etwas anderes war auch nicht zu erwarten gewesen. Aber er sah ein, dass eine so wichtige Nachricht vorsichtig überbracht werden musste, denn man bräuchte sich nur vorzustellen, wie man eine solche Mitteilung aufgenommen hätte, wenn man selbst Leibeigener gewesen wäre. Am

meisten beunruhigte ihn, dass der Gehorsam, den man den Leibeigenen eingeprügelt hatte, ins Gegenteil umschlagen könne: Diese schlichten armen Gemüter könnten verrückt spielen und mit Stecken aufeinander losgehen, im Glauben, dass sie jetzt als Freie alte Rechnungen begleichen könnten, oder sie würden vielleicht Hals über Kopf in den Wald laufen.

Cecilia meinte, dass von Forsvik aus wohl niemand mitten im Winter einfach in den Wald laufen würde. Gerade deswegen sei der jetzige Zeitpunkt, wo es am kältesten sei, besonders günstig.

Arn meinte, dass es wohl nichts

nütze, dazusitzen und sich zu überlegen, wie ein Leibeigener denke, da man als Freier darüber kaum etwas wissen könne. Ob sie nicht einen von ihnen fragen sollten?

Die beiden anderen wiesen diesen Gedanken sogleich von sich. Wenn sie auch nur ein Wort darüber zu einem der Leibeigenen sagten, dann würde es auf Forsvik noch vor der Vesper eine einzige Gerüchteküche voller Missverständnisse geben. Aber Arn war stur und bat sie, einen Leibeigenen vorzuschlagen, den man um Rat fragen könne.

Bald hatten sie sich auf Gure, den Sohn Suoms, geeinigt.

Für Gure, der auch nach Einbruch des Winters genug damit zu tun hatte, Kamine und undichte Türen in den Leibeigenenhäusern auszubessern, verhiess es nichts Gutes, überraschend zur Herrschaft gerufen zu werden. Er liess alles stehen und liegen und stapfte über den verschneiten Hofplatz zum Haus von Herrn Arn. Unruhig überlegte er, ob er möglicherweise zu viel Zeit auf die Häuser der Leibeigenen verwendet hatte und zu wenig auf die Ställe und ob man ihn jetzt wohl ausschelten würde. Vor der Peitsche fürchtete er sich nicht, da sie auf Arnäs nicht verwendet wurde und da er wusste,

dass kein einziger Leibeigener mehr ausgepeitscht worden war, seit man auf Forsvik eine neue Herrschaft hatte.

Vor dem Haus von Herrn Arn blieb er unschlüssig stehen. Von drinnen waren laute Stimmen zu hören, als seien sich Herr Arn und die, mit denen er sich in einer fremden Sprache unterhielt, uneinig. Er wartete so lange, dass er schon anfang zu frieren, aber niemand kam ihn holen. Als Leibeigener durfte er nicht das Haus betreten, in dem die Kammer der Hausherrin lag. Er wärmte seine Hände in den Achselhöhlen, ging im Schnee auf und

ab und versuchte sein Zittern zu unterdrücken.

Er fragte sich, ob dies die Strafe sei, dass er für seine Sünden frieren müsse. Aber dann musste er doch zumindest erfahren, wofür. Was war der Sinn einer Strafe, deren Grund man nicht kannte?

Bruder Guilbert kam ihm unerwartet zu Hilfe, die aber genauso gut hätte ausbleiben können, wenn der Mönch an das Lavatorium im Haus der Herrschaft gedacht hätte. Er selbst wohnte im alten Langhaus und war es gewohnt, ins Freie zu treten, um sich zu erleichtern. Gerade als er oben auf der Treppe seine Kutte hob,

bemerkte er den wartenden Gure.

Bruder Guilbert nahm Gure bei den Schultern und führte ihn durch die dunkle Kleiderkammer in den großen Raum, der so warm war wie ein Badehaus. Er hieß ihn im richtigen Abstand vom Kaminfeuer niederzusitzen, während er zu Arn etwas in einer fremden Sprache sagte.

Gure rieb sich die Hände warm, schaute auf den Fußboden und merkte, dass ihn die Herrschaft und der Mönch eingehend betrachteten, obwohl keiner ein Wort sagte. Plötzlich stand Frau Cecilia auf und reichte ihm ein Brett mit geräuchertem Schinken und ein

Messer.

Gure verstand nur, dass das, was gerade geschehen war, eigentlich nicht geschehen konnte. Eine Frau setzte einem Leibeigenen kein Essen vor, und er wusste nicht, was er mit dem Messer und dem Schinken anfangen sollte. Aber sie nickte und bedeutete ihm, sich ein Stück abzuschneiden und zu essen, was er widerwillig tat.

»Wir wollten dich nicht draußen in der Kälte warten lassen, Gure«, sagte Arn zum Schluss. »Wir haben dich gebeten herzukommen, weil wir dich etwas fragen wollen.«

Herr Arn verstummte, und alle drei starrten erneut auf Gure, dem der geräucherte Schinken regelrecht im Mund stecken blieb.

»Was wir dich fragen wollen, darf diese Wände nicht verlassen«, fuhr Frau Cecilia fort. »Wir wollen deine Meinung wissen, aber wir wollen nicht, dass du unsere Worte weiterträgst. Verstehst du das?«

Gure nickte stumm. Er vermutete jetzt, dass etwas Teures gestohlen worden war und dass die Herrschaft gerade ihn fragte, da er vermutlich den besten Überblick über alle Leibeigenen auf Forsvik hatte. Das war schlimm, weil er von nichts

wusste und weil man ihm wahrscheinlich nicht glauben würde. Diebe wurden gehängt. Aber was geschah mit dem, der einen Dieb durch eine Lüge schützte?

»Wenn wir dich freigegeben würden, Gure, was würdest du dann tun?«, fragte Herr Arn ohne Vorwarnung.

Gure musste über die unerwartete Frage genau nachdenken. Unter großen Anstrengungen gelang es ihm, das Schinkenstück, das er noch immer im Mund hatte, herunterzuschlucken. Er begriff, dass er sofort eine vernünftige Antwort formulieren musste, da ihn die Herrschaft und der Mönch ansahen, als erwarteten sie

von ihm etwas ganz
Außergewöhnliches.

»Ich würde erst Christus danken und dann meiner Herrschaft«, antwortete er schließlich, ohne sich weiter zu besinnen. Sofort bereute er, dass er die Herrschaft nicht vor Christus genannt hatte.

»Und was würdest du dann tun?«, fragte Frau Cecilia, ohne sich etwas anmerken zu lassen.

»Ich würde sofort zu einem Kirchenmann gehen, um mich taufen zu lassen«, antwortete er listig, um Zeit zu gewinnen. Aber viel Zeit gewann er dadurch nicht, denn sofort

mischte sich der Mönch ein.

»Ich kann dich morgen schon taufen, aber was würdest du dann tun?«, fragte Bruder Guilbert.

Gure wusste zuerst keine Antwort. Die Freiheit war ein Traum, aber ein Traum, der dort endete, wo er begann. Danach kam nichts.

»Was kann ein Freigelassener schon tun?«, antwortete Gure, der angestrengt nachdachte. »Muss ein freier Mann nicht essen? Muss er nicht arbeiten? Könnte ich als freier Mann bauen, was ich jetzt baue, würde ich das tun. Was kann ich sonst schon machen?«

»Denken die anderen wie du?«, fragte Frau Cecilia.

»Ja, wir denken wohl alle so«, antwortete Gure, der sich seiner Sache jetzt sicherer war. »Es war eine Zeit lang davon die Rede, dass man uns die Freiheit geben würde. Einige behaupteten, das sicher zu wissen, andere haben über diese Gerüchte, die immer wieder mal auftauchen, nur höhnisch gelacht. Freigelassene können bei ihrer Herrschaft bleiben oder Land urbar machen, die beiden Möglichkeiten gibt es. Dürften wir auf Forsvik bleiben, dann würden wir das tun. Falls Ihr uns vertreiben würdet, dann

müssten wir uns damit abfinden.«

»Wir danken dir für diese Worte«, sagte Herr Arn. »Du bist ein scharfsinniger Mann, denn du hast bereits verstanden, was wir für Absichten haben. Deswegen will ich dir die Wahrheit sagen. Wenn deine Herrin und ich vom Weihnachtsfest auf Arnäs zurückkommen, wo wir bis nach der Christmette bleiben wollen, werden wir allen Leibeigenen auf Forsvik die Freiheit geben. Aber wir wollen nicht, dass du darüber etwas zu den Deinen sagst und auch sonst zu niemandem, nicht einmal zu deiner eigenen Mutter. Das ist vielleicht die letzte Anweisung, die ich dir als

Leibeigener gebe, aber der musst du gehorchen.«

»Das Wort eines Leibeigenen ist nichts wert, weder nach dem Gesetz noch in den Augen der Leute«, antwortete Gure und blickte Arn direkt in die Augen. »Und doch habt Ihr mein Wort, Herr Arn!«

Arn antwortete nicht, sondern lächelte, erhob sich und gab Cecilia ein Zeichen, woraufhin sie und Bruder Guilbert ebenfalls aufstanden. Gure begriff schnell, dass er jetzt gehen musste, aber er wusste nicht, wie er sich verabschieden sollte, sondern versuchte, sich zu verbeugen und gleichzeitig ins Freie zu

schlüpfen.

Sobald Gure die Tür hinter sich geschlossen hatte, sprachen Arn, Cecilia und Bruder Guilbert durcheinander über das merkwürdige Ereignis, dessen Zeugen sie geworden waren.

Arn meinte, dass sie jetzt selbst gesehen und gehört hätten, dass Leibeigene nicht so beschränkt seien, wie immer behauptet würde. Bruder Guilbert sprach auch davon, die Freigelassenen zu taufen, und davon, diesen Gure zu ihrem Vorarbeiter zu machen, damit sich Arn und Cecilia nicht selbst um jede Kleinigkeit zu kümmern bräuchten. Cecilia meinte

warnend, dass vielleicht nicht alle wie Gure seien, denn sie habe ihn während der Unterhaltung genau betrachtet und sei dabei auf etwas sehr Merkwürdiges gestoßen. Gure spreche wie keiner der anderen Leibeigenen, mit denen sie sich je unterhalten habe, er spreche fast wie sie selbst. Ihr sei auch aufgefallen, dass er nicht wie ein Leibeigener aussähe. Würde er mit Arn die Kleider tauschen, wüssten vermutlich viele nicht zu sagen, wer von ihnen der Ritter und wer der Leibeigene sei.

Was da plötzlich in sie gefahren sei, als sie das sagte, wusste sie nicht

recht, aber sie bereute ihre Worte, sobald sie Arns Augen zornig aufblitzen sah. Es half nichts, dass sie versuchte, von ihrer unbedachten Bemerkung mit dem Scherz abzulenken, sie hätte eigentlich gemeint, dass Gure wie Eskil aussehe, nur dünner.



Die Lucianacht war die dunkelste Nacht des Jahres, in der die bösen Mächte stärker waren als im ganzen übrigen Jahr. Auf Forsvik wurde deswegen in dieser Nacht ein

ziemlicher Lärm veranstaltet: Die Leibeigenen stapften in einem langen Fackelzug und in Masken mit Hörnern aus geflochtenem Stroh dreimal um den Hof. Trotz der beißenden Kälte sahen mehrere bibbernde Sarazenen verwundert aus dem Haus und drängten sich, in ihre Mäntel und in Teppiche gehüllt, auf der Vortreppe, um das merkwürdige Schauspiel zu betrachten. Es war so kalt, dass unter den Strohschuhen der Leibeigenen, die sie über ihren üblichen Sommerschuhen trugen, der Schnee knirschte.

Aber die Mächte des Bösen hielten sich auch in dieser Nacht von Forsvik

fern, und bald senkte sich die frostige Stille des Mittwinters über den Hof, auf dem nur die Jäger wach waren.

Als Arn und Cecilia zusammen mit Torgils, Sune, Sigfrid und Bengt sowie den christlichen Fremdlingen, die auf Forsvik lebten, in ihren Schlitten aus Arnäs zurückkehrten, wo die Christmette und eine nach den Verhältnissen des alten Herrn Magnus ungewöhnlich maßvolle Weihnachtsfeier stattgefunden hatten, war der Zeitpunkt für die große Veränderung gekommen.

Vor dem Mittagsmahl des folgenden Tages wurden alle Leibeigenen Forsviks in den großen

Saal des alten Langhauses gerufen. Es waren mehr als dreißig Seelen, wenn man den einen oder anderen Säugling auf dem Arm seiner Mutter mitzählte.

Als alle versammelt waren, setzten sich Arn und Cecilia auf die Ehrenplätze. Arn führte das Wort, weil ihn Cecilia darum gebeten hatte, obwohl diese Leibeigenen von Rechts wegen ihr Eigentum waren.

Er sagte, Frau Cecilia und er hätten beschlossen, dass niemand auf Forsvik unfrei sein solle, da das in Gottes Augen ein Frevel sei. Deswegen seien sie jetzt alle frei und könnten ihrem Namen den Zusatz »Forsvik« geben oder sich gleich

Forsviker nennen, so dass alle in den Dörfern und auf anderen Höfen wüssten, dass sie von einem Platz kämen, an dem es keine Leibeigenen mehr gebe.

Als Freie sollten sie natürlich für Lohn arbeiten, den sie einmal jährlich zu Weihnachten ausbezahlt bekämen. Wem es lieber sei, gegen Pacht für Forsvik Land urbar zu machen, könne auch das tun.

Als Arn und Cecilia sich nach diesen Worten wieder setzten, waren sie erstaunt und etwas enttäuscht, dass von den Leibeigenen keinerlei Begeisterungsrufe oder Dankgebete zu hören waren. Den meisten stand

pure Verwunderung ins Gesicht geschrieben, was dafür sprach, dass Gure sein Versprechen gehalten und geschwiegen hatte. Ein paar umarmten still ihren Nachbarn, und auch die eine oder andere Träne war zu sehen.

Cecilia stand erneut auf, und als sie ihre rechte Hand hob und damit den Anwesenden den Befehl gab zu schweigen, wurde es wieder vollkommen still.

Ruhig sagte sie, dass am nächsten Tag im Saal Weihnachten gefeiert werden solle, und zwar mit allem, was dazugehöre, und dass alle Freien auf Forsvik dazu eingeladen seien.

Erst hatte es nicht den Anschein, als habe sie sich deutlich genug ausgedrückt. Sie wiederholte ihre Worte und fügte hinzu, dass mit »allen Freien auf Forsvik« niemand anders gemeint sein könne als alle, die sich jetzt im Saal befänden. Immer noch schien man sie misszuverstehen.

Da sagte sie, dass es sehr viel Bier auf Forsvik gebe, da man Herbstbier gebraut habe wie in alten Zeiten, als die Herrschaft noch mehr Bier als jetzt getrunken habe, und dass es schade wäre, wenn dieses Bier sauer würde. Da verstand man sie endlich, und sie erhielt den großen Beifall, auf den sie und Arn gehofft und mit dem

sie schon bei der Freilassung gerechnet hatten.

Als sie später mit Bruder Guilbert und den Brüdern Wachtian beim Abendessen saßen, wurde die Unterhaltung, obwohl auf Latein geführt, ungewöhnlich lebhaft, als es darum ging, die unerwartete Stille der freigelassenen Leibeigenen zu erklären und ihre umso größere Freude über die Einladung zum Biertrinken. Cecilia meinte, sie sei enttäuscht, dass Bier in diesem Land offenbar so wichtig sei, dass selbst Leibeigenen ein Rausch wichtiger sei als die Freiheit. Sowohl Arn als auch Bruder Guilbert pflichteten ihr bei,

dass dies eine niederschmetternde Schlussfolgerung sei.

Marcus Wachtian wandte nach einigem Nachdenken ein, dass kein vernünftiger Mensch, nicht einmal in diesem Land, das Saufen für wertvoller als die Freiheit halte. Dagegen sei eine Einladung zum Bier das erste Ereignis in der Freiheit, das einem Leibeigenen nie vergönnt gewesen wäre. Erst wer sich in dem einen Augenblick als Leibeigener sehe und im nächsten mit dem Bier der Herrschaft in der Hand, wisse, dass er wirklich frei sei.

In der folgenden Nacht fand das Weihnachtsfest für all die statt, die

erst eine Nacht und einen Tag als Freie gelebt hatten. Arn hatte die Sorge gehabt, dass die riesige Menge Bier, die es auf Forsvik gab, zu Exzessen und Gewalt führen würde. Cecilia hatte sich mehr darüber Gedanken gemacht, dass hinterher niemand das Erbrochene beseitigen würde, da es auf Forsvik keine leibeigene Dienerschaft mehr gab.

Sie sollten beide nicht Recht behalten. Für ein Gastmahl im Westlichen Götaland verlief dieses ungewöhnlich friedlich, es war ganz sicher das ruhigste, das jemals in diesem Saal stattgefunden hatte. Anfänglich sahen alle nur auf den

Hausherrn und seine Frau, die auf den Ehrenplätzen saßen, und versuchten so zu essen und zu trinken wie diese. So diente Arns und Cecílias ungewöhnliche Zurückhaltung beim Essen und Trinken zum ersten Mal als Vorbild.

Natürlich gab es ein paar Männer, die sich am späteren Abend übergeben mussten, obwohl alle eher langsam getrunken hatten. Cecilia vermutete, dass diese frischgebackenen freien Seelen Bier nicht gewohnt waren. Das wenige Erbrochene wurde jedoch genauso schnell beseitigt wie zu den Zeiten, zu denen es noch Leibeigene gegeben

hatte, und von denselben Männern und Frauen, die das auch damals getan hätten, und wer sich übergab, wurde von Gure an einem Ohr nach draußen geführt.

Nur ein Zehntel so viel Bier wie bei einem Folkungergelage wurde getrunken, dafür wurde aber umso mehr gegessen.



Gegen Neujahr kam ein nördlicher Wind auf, der einen einwöchigen Schneesturm mit sich brachte, der Forsvik unter wärmendem Schnee

begrub. Es zog nicht mehr durch die Fußböden und Fenster der alten Leibeigenenhäuser, in denen die Kälte den Freien und Unfreien zu schaffen gemacht hätte.

In den Schmieden und in der Glashütte wurde wie immer gearbeitet, aber Reiterübungen konnten nicht stattfinden. Und da alle Lüftungsklappen und Fenster des Stalles geschlossen waren, konnte Bruder Guilbert seine Übungen mit den Knaben und Torgils Eskilsson auch nicht dort fortsetzen. Bei Dunkelheit konnte niemand einen Pfeil abschießen oder ein Schwert schwingen.

Im Norden war der Mittwinter auch die Zeit der Sagas und des Erzählens. Es verging keine dunkle Nacht, in der man sich nichts erzählte oder über etwas unterhielt, wozu man während der geschäftigeren Jahreszeiten keine Gelegenheit gehabt hatte.

In den Leibeigenenhäusern wurden Geschichten erzählt, die die Herrschaft nicht gerne hörte, aber die meisten Freigelassenen waren der Meinung, dass das keine Rolle spielte, solange diese es nicht mitbekamen.

Arn und Bruder Guilbert saßen drei Tage lang in Arns und Cecilias

Kammer zusammen, während diese sich bei Suom und einigen der ehemaligen Leibeigenen in der Webstube neben der heißen Glashütte aufhielt, in der ihnen die Eiseskälte nicht viel anhaben konnte.

Am meisten beschäftigte Bruder Guilbert und Arn die Frage, inwiefern sich das Gute mit Gewalt durchsetzen ließ. Viele gläubige Christen hätten damals einem solchen Gespräch kaum folgen können, aber den beiden Tempelrittern fiel es nicht schwer zu begreifen, dass Feuer und Schwert der Sache Gottes dienen konnten. Genau das war die Aufgabe der Tempelritter, die ihnen von Gott

gegeben worden war und über die die Heilige Jungfrau ihre schützende Hand hielt.

Die Frage lautete eher, ob sich diese gute Ordnung der Tempelritter auf ein normales christliches Leben übertragen ließ. Als Arn Bruder Guilbert gegenüber zum ersten Mal erwähnt hatte, dass er mit Stein und Eisen den Frieden sichern wolle, hatte sich dieser eine solche Möglichkeit nicht vorstellen können. In der neuen Burg auf Arnäs und dem, was auf Forsvik aufgebaut und gelehrt werden sollte, sah er anfänglich nichts anderes als weltliche Macht.

Doch als er jetzt hörte, woher das

Gold für den Burgbau stammte, änderte er seine Meinung. Mit dem Gold, das in die Hände des verräterischen Richard Löwenherz hätte geraten können, wurden nun eine Ritterburg, eine Reitertruppe, die denen der Tempelritter ähnlich war, und eine dem Heiligen Grab geweihte Kirche bei Forshem bezahlt.

Besonders der Gedanke an den Kirchenbau hatte Bruder Guilbert imponiert. Was konnte Gott wohlgefälliger sein als eine Kirche, die seinem Grab geweiht war, damit die Menschen sein Leiden und seinen Tod in sich suchen konnten, ohne sich gegen den Tod von Händen

sarazenischer Reiter im Heiligen Land wehren zu müssen?

Bruder Guilbert war zu dem Schluss gekommen, dass er mit gutem Gewissen an Arns Neubauten mitarbeiten konnte, ohne sich Gedanken über Pater Guillaume in Varnhem machen zu müssen, der seinen untergebenen Bruder eigentlich nur vermietet hatte, damit er sich um die sarazenischen Pferde kümmerte. Für das Kloster war der Verkauf der Pferde ein strahlendes Geschäft gewesen, durch das ziemlich viel von Saladins Gold nach Rom gekommen war, wo es besser aufgehoben war als in den Taschen

des sündigen Richard. Es dann mit der Aufgabenverteilung so genau zu nehmen wäre wirklich mehr als kleinlich gewesen.

Die beiden Männer waren sich einig, dass sie ihre Aufmerksamkeit jetzt auf das richten sollten, was sie mit den Händen tun konnten, und nicht auf das, was in eine höhere Sphäre gehörte.

Bruder Guilbert sollte mehr Verantwortung für die Ausbildung der Knaben an den Waffen übernehmen, da Arn sich unsicher war, ob er sich für diese Arbeit überhaupt eignete und die nötigen Voraussetzungen besaß. Daher mussten sie sich

abwechseln, den Bau der neuen Burg auf Arnäs zu leiten, da sie die mohammedanischen Bauleute nicht gut in einem Land allein lassen konnten, in dem das Gesetz deutlich sagte, dass der Mord an einem Ausländer ungestraft bleiben sollte.

Ganz leicht würde es Arn nicht fallen, Forsvik so oft zu verlassen, denn in einer der langen Winternächte, die er mit Cecilia unter den wärmenden Fellen verbrachte, wie sie sich das vorgestellt hatten, und er ihr seine langen Geschichten aus dem Heiligen Land erzählte, spürte Cecilia in sich eine erste schwache Bewegung wie die eines

Fischleins, das mit der Schwanzflosse schlägt.

Sie wusste das Zeichen sofort zu deuten, denn sie hatte schon etwas geahnt, aber nicht gewagt, an ein solches Wunder zu glauben. Da sie jetzt schon über vierzig war, hatte sie das Gefühl gehabt, für diese Segnung zu alt zu sein.

Arn war mitten in einer Erzählung über das Heilige Land: Gerade hatte er befohlen, die Fahne mit der Jungfrau Maria, der hohen Beschützerin der Tempelritter, zu entfalten, und die Hand erhoben, um das Zeichen zum Angriff zu geben, und alle weiß gekleideten Ritter

hatten sich gleichzeitig bekreuzigt und tief Luft geholt.

Da nahm sie ruhig seine Hand und sagte es ihm. Er verstummte, wandte sich ihr zu und sah, dass das, was sie sagte, die Wahrheit war und kein Traum. Zärtlich umarmte er sie und flüsterte, dass die Heilige Jungfrau sie mit einem weiteren Wunder gesegnet hätte.

* * *

Zu Sankt Tiburtius, als in den Seen des Westlichen Götalands das Eis

schmolz und Eskils Handel mit den Flusskähnen zwischen Linköping und Lödöse wieder in Gang gekommen war, fuhr Arn mit den Bauleuten nach Arnäs, um die Arbeiten an der Burg wiederaufzunehmen. Cecilia hatte gesagt, dass er einen guten Monat Zeit hätte, ehe er zurückkehren müsse, um seinen neugeborenen Sohn oder seine neugeborene Tochter zu sehen. Cecilia glaubte, dass es eine Tochter werden würde. Arn war sich sicher, einen weiteren Sohn zu bekommen. Sie hatten ausgemacht, dass Cecilia den Namen wählen dürfe, wenn es ein Sohn werde, während Arn den Namen bestimmen solle, wenn sie

eine Tochter bekämen.

Der Bau der Mauern kam rasch wieder in Gang, und die Bauleute schienen erleichtert, nach dem langen Winter wieder arbeiten zu dürfen. Sie erklärten auch, dass sie mit den neuen Werkzeugen aus den Schmieden von Forsvik ebenso zufrieden seien wie mit den Arbeitskleidern, die in Sattlerei und Webkammer für jeden nach Maß gefertigt worden waren.

Der Winter hatte auf der Baustelle einige Schäden angerichtet, aber nicht so viele, wie Arn befürchtet hatte. Bald würde der Sommer ohnehin die obersten Mörtelfugen austrocknen, so dass sie mit geschmolzenem Blei

versiegelt werden konnten, wie Bruder Guilbert vorgeschlagen hatte. Jetzt sollte die längste Mauer vom Hafen zu den Häusern und zum Dorf gebaut werden. Das war leicht, da es hier nur einen Turm in der Mitte geben würde, und es war eine Wonne, mitanzusehen, wie die Arbeit von Tag zu Tag fortschritt.

In der Frage, welcher Wochentag nun der Ruhetag sein sollte, hatte man keine für alle befriedigende Lösung gefunden. Nach langen Gesprächen und Verhandlungen auf mehr als nur einem Mailis in Forsvik war Arn die Sache leid gewesen, und er hatte verfügt, dass auf Arnäs der Sonntag

als Freitag betrachtet werden solle. Am Sonntag konnten die Rechtgläubigen ohnehin nicht arbeiten, da das die Bewohner von Arnäs beleidigt und zu Streitigkeiten darüber geführt hätte, wer dem wahren Glauben anhänge.

Arn meinte, da Gott alles sehe und alles höre und außerdem gnädig und barmherzig sei, werde er ganz sicher seinen Rechtgläubigen verzeihen, wenn sie weit weg in einem fremden Land, unter Zwang und für eine kurze Zeitspanne ihres Lebens, den Sonntag zum Freitag machten. Nach einigem Nachdenken und einer Beratung mit dem Heilkundigen Ibrahim, der der

gelehrteste seiner sarazenischen Gäste war, hatte Arn im Koran eine gewisse Rückendeckung für diese von der Not erzwungene Regelung gefunden.

Die Arbeit war eintönig, und tagsüber gab es nicht viel zu besprechen, außer der Frage, welcher von zwei möglichen Steinen behauen werden sollte, um auf den anderen zu passen. Auch wenn alle Werksteine, die aus dem Steinbruch auf dem Kinnekulle geliefert wurden, auf den ersten Blick gleich aussahen, mussten sehr viele noch einmal geglättet oder verändert werden, um so dicht aneinander zu passen, wie Arn und

die sarazenischen Baumeister es forderten.

Ein einziges Ereignis blieb Arn aus diesem unruhigen Baumonat im Gedächtnis haften, in dem er die ganze Zeit in Gedanken in Forsvik und bei dem erwarteten Kind war. Ein Mann, der Ardous hieß und aus der Stadt Abrahams, aus Al Khalil, stammte, kam eines Tages zu ihm und bat ihn um ein Gespräch unter vier Augen. Er wollte eine der Leibeigenen auf Arnäs namens Muna kaufen und fragte nach ihrem Preis und wie weit sein Lohn von zwei Goldbesanten reichen würde. Erst entgegnete Arn nur erstaunt, dass

man, soweit er wisse, für zwei Goldbesanten vier leibeigene Frauen und eine Kuh kaufen könne. Aber dann nahm er sich hastig zusammen und fragte, welche sündigen Absichten sich hinter einer solchen Frage versteckten.

Ardous versicherte ihm, dass von einer Sünde keinesfalls die Rede sein könne, sondern dass er ganz im Gegenteil die Absicht habe, mit der Leibeigenen die Ehe zu schließen.

Arn verstummte, aber fragte dann mit einer Miene, die streng und verschmitzt zugleich war, vor welchem Gott dieser Bund denn geschlossen werden solle. Ardous

versicherte eifrig, das könne nur auf eine Art geschehen, nämlich vor dem einzigen wahren Gott. Der Bund solle vom alten Ibrahim gesegnet werden, da dieser nicht nur Heilkundiger, sondern auch Kadi sei.

Da Arn schon glaubte, es mit einem einfältigen Mann zu tun zu haben, wies er darauf hin, dass Hadschi Ibrahim, der jeden Winkel des Korans kenne, vermutlich Einwände dagegen hätte, einen Rechtgläubigen und eine abergläubische oder im besten Fall christliche Frau zu trauen.

»Aber meine Liebste ist rechtgläubig, genau wie ich!«, wandte Ardous entgeistert ein und brachte

seinen Herrn damit zum Verstummen.

Das war zu frech, um eine Lüge zu sein. Arn musste dieser Sache nachgehen - je früher, desto besser.

Ohne weitere Umschweife nahm er Ardous auf die Burg mit, wo sie nach der jungen Frau suchten, die sie schließlich bei den Wäscherinnen am Wallgraben fanden. Muna sah verlegen zu Boden, als Arn sie nach ihrem Glauben fragte. Sie antwortete erst leise, sie hätte den Glauben ihrer Väter behalten, aber damit gab er sich nicht zufrieden. Ungeduldig befahl er ihr, ihm das genauer zu erklären.

»Es gibt keinen Gott außer Gott,

und Machmut ist sein Prophet«, antwortete sie in einem merkwürdigen, aber vollkommen verständlichen Arabisch.

Arn verschlug es für eine Weile die Sprache. Er versuchte sich auf einen Vers des Korans zu besinnen, denn dass Gott ihm und den beiden Liebenden dieses Zeichen gesandt hatte, erfüllte ihn mit tiefer Demut. Sie sahen ihn gespannt an, als erwarteten sie voller Beben seinen Beschluss.

»Im Namen des Gnadenreichen und Barmherzigen«, sagte er schließlich, als ihm der Vers wieder eingefallen war. »Und zu seinen Zeichen gehört

es, dass er euch von euch selber Gattinnen erschuf, auf dass ihr ihnen beiwohnet, und er hat zwischen euch Liebe und Barmherzigkeit gesetzt. Siehe, hierin sind wahrlich Zeichen für nachdenkende Leute.«

Vielleicht verstand Muna nicht jedes Wort in der Sprache ihrer Väter, da sie seit ihrer Kindheit niemanden den Koran hatte rezitieren hören. Aber sie sah dem Gesichtsausdruck ihres geliebten Ardous an, dass Arn einen Segen gesprochen hatte.

Es war schwer zu sagen, wen von den dreien diese Worte aus dem Koran am meisten ergriffen: Sie

bewegten Arn ebenso sehr wie Ardous und Muna, und eine Welle des Heimwehs nach Cecilia wogte in ihm auf.

Um seine Neugier zumindest etwas zu stillen, fragte er Muna, ob sie wisse, woher sie oder ihre Väter kämen. Verlegen entgegnete sie, dass ihre Eltern als Gefangene nach Norwegen gelangt seien, wo sie dann zur Welt gekommen sei. Später hätten sie und ihre Mutter zur Mitgift irgendeiner Frau gehört, die einen Folkunger im Westlichen Götaland geheiratet habe, während ihr Vater auf dem Hof in Norwegen geblieben sei.

Arn wollte in dieser Freudenstunde

nicht weiter in sie dringen und versprach ihnen, dass er ihnen ihren Wunsch gewähren werde, da Gott sie auf wundersame Weise zusammengeführt habe. Davon, dass Ardous seine Geliebte kaufen müsse, könne jedoch keine Rede sein. Im Winter solle Muna nach Forsvik umziehen, wo sie unter ihren Glaubensgenossen Hochzeit feiern werde. Bis dahin müssten sie sich jedoch in Geduld üben.

Vor lauter Glück ganz unbefangen, umarmten sie sich vor all den anderen Wäscherinnen, die von der Unterhaltung zwar kein Wort verstanden hatten und zunächst völlig

verblüfft waren, dann jedoch zu kichern begannen und sich fröhlich unterhielten.



Nach dem Wunder, mit dem die Liebe von Ardous und Muna belohnt worden war, begann Arn jeden Tag und jede Stunde zu zählen, bis er wieder nach Forsvik zurückkehren durfte. Er konnte nicht aufbrechen, ehe Bruder Guilbert auf Arnäs eingetroffen war, und das war einen Tag später als ausgemacht. Dieser Tag wurde Arn sehr lang. Nach

Bruder Guilberts Ankunft erfuhr er jedoch, dass es Cecilia bestens gehe und dass auf Forsvik nichts Schlimmes vorgefallen sei. Die Zeit ihrer Niederkunft nähere sich, aber die Frauen, die sich besser auskannten, hätten gemeint, dass er ganz sicher noch rechtzeitig ankommen werde.

Hastig nahm er von seinen Verwandten und den Bauleuten Abschied. Noch nie war ihm der Ritt so lang vorgekommen. Statt in Askeberga zu übernachten, wollte er eigentlich mit einem anderen Pferd durch die helle Frühlingsnacht weiterreiten, überlegte es sich dann

aber anders, als er sah, was dort an Zugtieren und langsamen Kleppern im Stall stand.

An Sankt Philipp und Jakob, dem Tag, an dem das Vieh auf die Weide kam und im Westlichen Götaland die Zäune repariert wurden, brachte Cecilia Algotsdotter auf Forsvik ein gesundes Mädchen zur Welt. Anschließend wurde drei Tage lang gefeiert, und niemand arbeitete, nicht einmal in den Schmieden. Alle freien Männer und Frauen auf Forsvik nahmen freudig an dem Fest teil, da die Geburt eines Kindes einen Segen für alle bedeutete.

Arn entschied, dass ihre Tochter

Alde heißen sollte - ein fremdartiger Name aus einer seiner Geschichten, aber auch ein schöner Name, fand Cecilia, als sie ihn sich leise vorsagte, während sie die Kleine an ihrer Brust in den Schlaf wiegte: Alde Arnsdotter.

Jetzt war Arns und Cecilians glücklichste Zeit, seit ihr neues Leben begonnen hatte. Und in diesem Sommer, in dem Arn als jungenhafter, stolzer Vater mit seiner Tochter in den Armen fast ebenso viel ausritt wie mit denen, die Ritter werden sollten, war von den dunklen Wolken noch nichts zu sehen, die sich im Südwesten zusammenzogen, wo

Himmel und Erde zusammenstießen.

X

FÜR ARN HATTE DER TOD NICHTS SCHRECKLICHES an sich, denn er hatte sich an ihn gewöhnt. Vielleicht hatte er in den zwanzig Jahren auf den Schlachtfeldern des Heiligen Landes auch nur zu viel erlebt. Ein schlechter oder hochmütiger Befehlshaber hob den Arm und schickte im nächsten Augenblick eine Schwadron von sechzehn Brüdern einer übermächtigen Truppe entgegen. Ohne zu zögern ritten sie los, und die

weißen Mäntel flatterten im Wind. Dann sah man sie nie wieder. Tröstlich war nur das Wissen, dass man diese Brüder vielleicht schon bald im Paradies wiedersehen würde. Ein Tempelritter brauchte den Tod nicht zu fürchten, da er nur zwischen Sieg und Paradies wählen konnte.

Aber mit dem langsamen, schleichenden und stinkenden Tod war es etwas anderes. Drei lange Jahre war es Arns Freund Knut gelungen, sich am Leben festzuklammern. Er wurde immer magerer und sah zum Schluss aus wie ein Skelett. Wenn Jussuf und Ibrahim

nach ihm sahen, schüttelte er nur den Kopf und sagte, das Geschwür, das sich in seinem Körper vom Magen her ausbreite, werde so lange weiterwachsen, bis es alles Leben verdrängt habe.

Jetzt lag er ausgestreckt auf seinem Lager in Eriksberg, wo er seine Kindheit verbracht hatte, und seine Arme und Beine waren so dünn wie Weidenruten. Unter der Decke war die Geschwulst als Wölbung auszumachen, die auf unheimliche Weise an den Leib einer Schwangeren erinnerte. Ihm waren alle Haare ausgegangen, auch die der Brauen und Wimpern, und im Mund

ließen sich große schwarze Löcher ausmachen, wo früher Zähne gewesen waren. Sein Gestank erfüllte die Kammer.

Arn war allein nach Eriksberg gekommen, da er immer noch darauf bestand, ohne Garde zu reisen. Im Gegensatz zu allen anderen, die zum Sterbebett des Königs geeilt waren, konnte er stundenlang bei dem Sterbenden sitzen, ohne dass ihm der Gestank etwas ausmachte und ohne dass er sich etwas anmerken ließ.

Im Kopf war der König so klar wie eh und je. Die Geschwulst fraß seinen Körper, aber nicht seinen Verstand. Mit Arn konnte der sterbende König

über den Unergründlichen und den Strafenden ebenso gut sprechen wie mit dem Erzbischof Petrus, aber mit dem Unterschied, dass Arn dabei nicht erwartungsvoll und ungeduldig aussah. Für den Erzbischof war es ein Segen Gottes, dass König Knut endlich sterben würde, da sein Tod die neue Ordnung einläutete, für die er so oft gebetet hatte. König Knut hatte den Eindruck, als sei Sverker Karlsson in Dänemark bereits mit den Reisevorbereitungen beschäftigt, es nützte also nichts, dazuliegen und sich gegen diese Erkenntnis zu wehren.

Den größten Teil seines Lebens hatte Knut auf Näs im Vättersee

verbracht, umgeben von einer Mauer und von Wachen, um nicht genauso zu sterben wie viele andere Herrscher und wie der König, den er selbst erschlagen hatte. Jetzt saß der Tod im Vorzimmer, mit seinem Stundenglas, durch das bald der ganze Sand geronnen war, und jetzt brauchte er keine bewaffneten Männer mehr zu seinem Schutz. Eriksberg war ein ganz normales Gut ohne Mauern oder Palisaden, und in der Kirche, mit deren Bau einst der heilige Erik begonnen hatte, konnte man sich ebenfalls nicht lange verteidigen. Das war auch nicht nötig, denn wer wollte einen Mann erschlagen, der bereits

mit einem Fuß im Grab stand?

»Und doch ist es nicht gerecht«, sagte der König mit schwacher Stimme zu Arn, der schon den zweiten Tag an seinem Lager verbrachte. »Ich hätte noch zwanzig Jahre leben können, und jetzt muss ich doch zu meinen Vätern gehen und außerdem einen Tod erleiden, der mir keine Ehre einbringt. Warum will mich Gott so strafen? Bin ich ein schlimmerer Schurke als alle anderen? Denk nur an Karl Sverkersson, den dieser Erzbischof Petter für den Grund meines Leidens hält. Hat Karl etwa nicht meinen Vater, den heiligen Erik, erschlagen

lassen? Ist nicht der Mord an einem Heiligen die schlimmste Sünde?«

»Doch, ganz gewiss ist das eine schwere Sünde«, sagte Arn mit einem beinahe unverschämten Lächeln. »Aber wenn du etwas nachdenkst, dann begreifst du, dass du dich über das Falsche beklagst. Wie lange war Karl Sverkersson schon König, als wir ihn erschlugen? Sechs oder sieben Jahre? Ich erinnere mich nicht, aber er war jung, und du bist jetzt schon fünfmal so lange König wie er. Dein Leben hätte viel kürzer und erbärmlicher sein können. Mit diesem Gedanken musst du dich aussöhnen wie mit deinem Tod, und du solltest

deinem Gott für die Gnade danken, die er dir trotz allem erwiesen hat.«

»Sollte ich Gott danken? Jetzt, da ich in meinem eigenen Kot liege und erbärmlicher sterbe als ein Hund? Wie kannst du, mein einziger wahrer Freund, ja, denn das bist du, sieh dich doch nur um, wer ist denn sonst noch hier ... Wo war ich? Also, wie kannst du nur sagen, dass ich Gott danken soll?«

»In dieser Stunde wäre das sicher klüger als zu lästern«, antwortete Arn trocken. »Aber wenn du wirklich eine Antwort haben willst, dann kann ich dir eine geben. Du wirst bald sterben, das ist wahr. Ich bin dein Freund, das

ist ebenfalls wahr, und unsere Freundschaft reicht weit zurück ...«

»Und du«, unterbrach ihn der König und zeigte mit einem Finger auf ihn, der so mager war, dass er einer Vogelklaue ähnlich sah, »wie kannst du nur so gesund dasitzen und Späße machen? Ist deine Sünde nicht genauso groß wie meine, was den Mord an dem Mörder meines Vaters angeht?«

»Das ist möglich«, sagte Arn. »Als ich ins Heilige Land zog, hatte ich zwei schwere Sünden in meinen Satteltaschen, obwohl ich so jung war. Ohne den Segen der Kirche hatte ich mich mit meiner Geliebten im

Fleisch vereinigt, und vorher hatte ich bereits ihrer Schwester Katarina beigewohnt. Außerdem war ich an einem Königsmord beteiligt gewesen. Doch diese Sünden habe ich in den zwanzig Jahren als Tempelritter gesühnt. Du findest das vielleicht ungerecht, aber so ist es nun mal.«

»Wie gerne hätte ich mit dir getauscht!«, fauchte der König.

»Das fällt dir etwas spät ein«, entgegnete Arn und schüttelte lächelnd den Kopf. »Aber wenn du eine Weile den Mund hältst, werde ich versuchen, dir meinen Gedankengang zu erklären. Die Sünde, die König Karl Sverkersson

beginn, indem er den Mord an deinem Vater Erik befahl, musste er ziemlich umgehend sühnen. Auch du hast einen Mord begangen und ihn gesühnt, aber das nur zum Teil. Du hast den Frieden im Reich länger bewahrt als irgendein König, von dem ich je gehört habe, und das wird man dir im Himmelreich zugutehalten. Du hast vier Söhne bekommen und eine Tochter und in Cecilia Blanka eine anmutige Gemahlin, ja, mehr als das: Sie war dir eine wahrhaftige Königin und gereichte dir wirklich zu großer Ehre. Du hast die Macht der Kirche im Reich gestärkt, was dich in diesem Augenblick vermutlich nicht so

erfreut, aber auch das wird man dir hoch anrechnen. Sieht man all das im Zusammenhang, dann hast du kein schlechtes Leben geführt und auch deinen gerechten Lohn bekommen. Trotzdem hast du für deine Sünden noch eine Schuld zu bezahlen, und das tust du besser jetzt als später im Purgatorium. Also klage nicht, sondern sterbe wie ein Mann, lieber Freund!«

»Was ist das Purga... was du da eben gesagt hast?«, fragte König Knut entmutigt.

»Das Purgatorium, das ist das Fegefeuer. Dort werden die Sünden von deiner Seele mit weiß glühenden

Eisen weggebrannt, und da ist Heulen und Zähneklappern.«

»Kann mir ein Tempelritter die Vergebung der Sünden gewähren? Ihr seid doch eine Art Mönche?«, fragte der König mit einem plötzlichen Hoffnungsschimmer in den Augen.

»Nein«, sagte Arn schroff. »Wenn du das letzte Mal gebeichtet und von Erzbischof Petrus die Letzte Ölung empfangen hast, kannst du die Vergebung der Sünden erhalten. So froh, wie er über deinen Tod ist, sollte es mich sehr verwundern, wenn er dir in diesem Augenblick nicht alles denkbare Wohlwollen zuteil werden ließe.«

»Dieser Petter ist ein Verräter. Würde ich nicht sterben, dann würde er dafür sorgen, dass mich jemand erschlägt!«, fauchte König Knut sabbernd und hustend. »Wenn er dann außerdem noch an meinem Sterbebett gute Laune hat, dann wird er mir die Sündenvergebung verweigern, und dann liege ich machtlos da wie ein Kind und bin im Grunde betrogen. Wird mich das im Fegefeuer nicht teuer zu stehen kommen?«

»Überhaupt nicht«, erwiderte Arn ruhig. »Denk jetzt einmal genau nach. Gott ist größer als alles. Er hört alles, und er sieht alles. Er ist jetzt bei uns. Deine Geisteshaltung ist das

Wichtige, und wenn der Erzbischof dich verrät, dann muss er seinerseits dafür bezahlen. Aber du musst auf Gott vertrauen.«

»Ich will einen Geistlichen, der mir meine Sünden vergibt. Und ich verlasse mich nicht auf diesen Petter«, murmelte der König.

»Jetzt bist du einfältig wie ein Kind, und das steht dir und deiner Würde schlecht an«, sagte Arn. »Wenn du glaubst, dass du noch ein paar Tage am Leben bleibst, dann hole ich Pater Guillaume aus Varnhem. Er kann sich um die Letzte Ölung, die Beichte und die Sündenvergebung kümmern. Du wirst

ohnehin in Varnhem deine letzte Ruhe finden, und das wird dich vermutlich die eine oder andere Silbermünze kosten. Wenn du willst, reite ich los und hole Pater Guillaume, aber dann musst du mir versprechen, dass du in ein paar Tagen noch am Leben bist.«

»Das wage ich nicht zu versprechen, denn so gut fühle ich mich nicht«, sagte der König.

»Dann sind wir wieder bei dem, was deine Seele wirklich retten kann, nämlich deinem Gottvertrauen«, sagte Arn. »Jetzt ist der Augenblick gekommen, in dem du dich an Gottvater persönlich wenden musst. Du bist ein König auf dem Sterbebett,

und er wird dich anhören. Du brauchst die Umwege über irgendwelche Heilige oder die Muttergottes nicht. Verlass dich auf Gott, nur auf ihn!«

König Knut lag eine Weile schweigend da und dachte über das nach, was Arn gesagt hatte. Zu seiner großen Verwunderung fand er wirklich Trost. Er schloss die Augen, faltete die Hände und versuchte ein stilles Gebet an Gott den Herrn. Ihm war durchaus klar, dass er sich wie ein Ertrinkender an den letzten Strohalm klammerte, aber ein Versuch konnte nicht schaden. Anfangs empfand er gar nichts,

sondern nahm nur seine eigenen Gedanken wahr, aber nach einer Weile kam es ihm so vor, als würde er von Hoffnung und Vertrauen erfüllt, als antworte ihm Gott, wenn auch nur mit geringen Mitteln, weil er nichts Besseres verdient hatte, indem er ihn mit seinem Geist berührte.

»Ich tue mir selbst zu sehr leid«, sagte er, als er plötzlich die Augen aufschlug und Arn ansah. »Ich überantworte Gott meine Seele, und damit haben wir genug über mich gesprochen. Jetzt zu meinen Söhnen! Schwörst du, dass du zu denen gehörst, die Erik Jarl zum Nachfolger des Dänen machen?«

»Ja, zu denen werde ich gehören«, sagte Arn. »Wenn dir Birger Brosa nicht schon alles gesagt hat, werde ich dir erklären, wie es sich verhält. Wir haben eine Abmachung mit Sverker Karlsson, den du den Dänen nennst. Da er keinen Sohn hat, wird Erik, dein Ältester, sein Nachfolger sein. Die nächsten Thronanwärter sind seine Brüder: erst Jon, dann Joar und schließlich Knut. Das muss Sverker geloben, um die Krone zu bekommen. Wenn er diesen Eid schwört, werden wir, die freien Männer aus Göta- und Svealand, ihm die Treue versprechen, solange er zu seinem Eid steht. So wird es

geschehen.«

»Ist das gut oder schlecht?«, fragte der König mit zusammengebissenen Zähnen, da ihm die Geschwulst stechende Schmerzen verursachte. »Ich werde sterben, und du bist der Einzige, der aufrichtig mit mir spricht. Sag mir, wie es sich verhält, lieber Arn.«

»Wenn alle zu ihrem Eid stehen, ist es gut«, antwortete Arn. »Dann wird Erik Jarl ungefähr zum selben Zeitpunkt König, zu dem er König geworden wäre, wenn du ebenso alt geworden wärest, wie mein Vater oder Birger Brosa es jetzt sind. Dafür müssen wir mit der Demütigung

leben, eine Zeit lang den roten Mänteln gehorchen zu müssen. Dafür bewahren wir das Reich vor einem verheerenden Krieg, den wir nur mit großer Mühe, vielen Toten und weitreichender Verwüstung gewinnen könnten. Deswegen ist es gut so.«

»Wirst du zum königlichen Rat gehören?«

»Nein, Birger Brosa hat geschworen, dass ich nur über seine Leiche daran teilnehmen könnte.«

»Aber ich dachte, ihr hättet euch versöhnt?«

»Das haben wir auch. Aber ich würde nicht gut in den königlichen

Rat der Dänen passen.«

»Wieso das? Mir haben deine Dienste im Rat gefehlt. Einen besseren Marschall als dich könnte kein König in unserem Reich bekommen.«

»Das ist es ja gerade«, lächelte Arn geheimnisvoll. »Darin sind Birger Brosa und ich uns nämlich vollkommen einig, und darüber haben wir mehr als einmal gesprochen. Säße ich als Marschall im Rat von König Sverker und wäre außerdem durch einen Treueid gebunden, würde uns das vielleicht mehr schaden als nützen. Jetzt tun Birger Brosa und ich so, als würde unsere Feindschaft

fortbestehen, und ich bleibe weiter auf Forsvik und stärke dort die Macht des Erikschen Geschlechts und der Folkunger.«

König Knut dachte genau über Arns Worte nach, die ihm genauso listig erschienen, wie es von Birger Brosa zu erwarten war. Erneut spürte er, wie ihm innerlich warm wurde, wie von einer leichten Berührung Gottes.

»Wirst du mir und Erik schwören, dass du sein Marschall wirst und nicht der Marschall eines anderen?«, fragte er, nachdem er lange nachgedacht hatte.

»Ja, aber wir sollten vorsichtig mit den Worten umgehen«, entgegnete Arn behutsam. »Bedenke, dass ich erst einmal wie alle anderen dem Dänen den Treueid schwören muss. Aber der gilt nur so lange, wie er seinen eigenen Eid hält. Bricht er ihn, gibt es Krieg. In diesem Krieg bin ich dann der Marschall von Erik Knutsson, das schwöre ich, und das kann ich auch vor euch beiden schwören!«

Mit diesen Worten hatte Arn eigentlich nichts geschworen, was sich nicht ohnehin von selbst verstand. Aber da der sterbende Knut einen solchen Eid für eine große Sache zu halten schien, ließ er Erik

hereinrufen, nahm die Hände seines Freundes und seines Sohnes, drückte sie an sein sterbendes Herz und zwang ihnen einen gegenseitigen Treueid ab. Erik Jarl fiel es schwer, den Gestank seines Vaters zu ertragen, und seine Augen trännten gleichermaßen vor Trauer wie vor Ekel, während er Arn gegenüber seinen Eid ablegte. Zum ersten Mal bemerkte Arn an Erik Jarl etwas Tadelnswertes: sein Unvermögen, würdig am Sterbebett seines Vaters aufzutreten. Dennoch gelobte er, mit seinem Leben, seinem Schwert und seiner Klugheit alles zu tun, um die Krone des Reiches für Erik Jarl zu

retten, falls Sverker Karlsson den Treueid gegenüber dem Thing der Svear und Götar und dem königlichen Rat brechen sollte.

König Knut Eriksson, der Sohn des heiligen Erik, der für ewige Zeit der Schutzpatron des entstehenden Reiches werden sollte, starb friedlich auf Eriksberg, dem Hof seiner Väter, im Jahr des Heils 1196. Als Erster des Erikschen Geschlechts wurde er im Kloster Varnhem begraben. Kein großer Leichenzug geleitete ihn zur letzten Ruhe, da er ein König war, der schon mehrere Jahre vor seinem Tod die Macht verloren hatte. Aber sein Grabplatz neben Frau Sigrid, der

Gründerin und Stifterin des Klosters,
war vortrefflich.

Viele Fürbittengebete wurden in Varnhem für König Knuts Seelenfrieden gebetet, da die königlichen Schenkungen an das Kloster beträchtlich waren und diese Kirche die Grablege vieler edler Männer des Erikschen Geschlechts und der Folkunger werden sollte. Das hatte Birger Brosa gesagt. Der Bund zwischen den drei Kronen und dem Löwen sollte in alle Ewigkeit fortbestehen. Zu gegebener Zeit würden daher die Freunde Knut Eriksson und Arn Magnusson nebeneinander ruhen.

In den Häfen von Forsvik, dem für die größeren Schiffe am Vättersee und dem für die Flusskähne am Ufer des Viken, arbeiteten inzwischen so viele Männer, dass man leicht den Überblick darüber verlieren konnte, wer dort angestellt war und wer nur herumlungerte. Besonders Knaben, die mit dem Ranzen auf dem Rücken und großen Träumen im Kopf von zu Hause ausgerissen waren, kamen oft nach Forsvik. Es hatte sich bis zur kleinsten Hütte herumgesprochen, dass es hier für junge Männer

manches Wunderbare gab. Viele fühlten sich berufen, aber nur wenige waren auserwählt.

In der Regel griff man die kleinen Ausreißer schnell auf und setzte sie in einen Kahn, der in die Richtung fuhr, aus der sie gekommen waren. Der Vorarbeiter Gure pflegte dem Steuermann für diese Mühe sogar eine Silbermünze zu geben.

Sigge und Orm waren zwölf und dreizehn Jahre alt, als sie auf diese Weise nach Forsvik kamen, und zwar kurz vor der Beerdigung von König Knut in Varnhem. Daher waren weder Hausherr noch Hausfrau auf Forsvik.

Wie auch immer Sigge und Orm sich das Forsvik ihrer Träume vorgestellt hatten, so wurden ihre Pläne durch das, was sie sahen, durchkreuzt. Vielleicht hatten sie ein großes Langhaus mit geschnitzten Drachenköpfen auf dem First erwartet und auf dem Hofplatz Ritter Arn mit blitzendem Schwert, umgeben von jungen Männern und Knaben, die es ihm gleichzutun suchten. Was vor ihnen lag, war ein Dorf mit vier Straßen, ein Gewimmel von Menschen, die es alle sehr eilig hatten, und ein Gewirr von Sprachen.

Zu ihrem Trost gab es einige Jungen in ihrem Alter, die wie sie

Kleider aus grauem Loden trugen. Aber überall sahen sie auch junge Männer, von denen einige kaum älter waren als sie, die Waffen, Ringpanzer und blaue Waffenhemden trugen, als sei das etwas völlig Selbstverständliches. Auf ihrem Weg durch die längste Straße der Siedlung blieben die beiden Knaben bei einem großen Haus stehen, das keine Wände hatte. Hier übten sich mindestens zwei Dutzend Jungen unter Anleitung von einigen Älteren, die sie immer wieder zurechtwiesen, im Umgang mit Schwert und Schild.

Ein Stück weiter, fast am Ende der Straße, gab es einen eingezäunten

Platz, auf dem der Klang von donnernden Hufen zu hören war. Bald saßen Sigge und Orm auf dem Zaun und sahen wie in einem Traum, wie junge Männer auf den Befehl älterer Männer hin mit ihren Pferden auf dem Platz blitzschnell hin- und zurückritten. Alle Reiter trugen eine Rüstung, als seien sie auf dem Weg zu einem herrschaftlichen Gastmahl oder in den Krieg. Es stimmte also, dass man auf Forsvik Ritter werden konnte.

Wie alle kleinen Ausreißer saßen die Jungen zu lange auf ihrem Aussichtsplatz. Und als die Reiter ihre Übungen beendeten und in

Formation auf die große Straße hinausritten, wurden die beiden von einem jungen Mann entdeckt, der von seinem Pferd stieg, sie im Nacken packte und in Richtung Hafen schleifte.

Da wurde der kleine Sigge wütend und sagte, er und sein Bruder hätten ganz gewiss nicht vor, Forsvik so schnell wieder zu verlassen, denn Herr Arn hätte ihnen sein Wort gegeben, dass sie nach Forsvik kommen dürften.

Erst lachte ihr Wächter nur über seine absurden Worte, aber Sigge gab nicht klein bei und versuchte, sich nicht vom Fleck zu bewegen. Er und

sein Bruder könnten bei Gott und allen Heiligen schwören, dass sie von Herrn Arn selbst das Versprechen erhalten hätten, nach Forsvik kommen zu dürfen. Daraufhin wurde ihr Wächter etwas nachdenklicher, da er es gewohnt war, dass eingefangene Ausreißer eher unterwürfig jammerten, als dass sie frech waren. Er stieg auf sein Pferd, befahl Sigge und Orm, sich nicht vom Fleck zu bewegen, und galoppierte an die Spitze des Reiterzuges. Hier blieb er neben einem Mann stehen, der einen Folkungermantel trug und zu denen gehört hatte, die auf dem Übungsplatz

den Befehl geführt hatten.

Wenig später kamen die beiden Männer auf Sigge und Orm zugeritten. Der Mann im Folkungermantel sprang in einem Satz vom Pferd, reichte dem anderen die Zügel, trat vor und griff die Jungen mit seinen Eisenhandschuhen hart im Nacken.

»Forsvik ist ein Ort für Folkunger und nicht für irgendwelche dahergelaufenen Leibeigenenbengel!«, sagte er und musterte sie mit einem strengen Blick. »Wie heißt ihr, und wo kommt ihr her?« »Ich heiße Sigge und bin der Sohn von Gurmund auf Askeberga, und neben mir steht mein Bruder

Orm«, antwortete Sigge wütend.
»Und wie heißt du?«

Der Folkunger ließ überrascht los, weil er mit einer solchen Freimütigkeit nicht gerechnet hatte.

»Ich bin Bengt Elinsson und einer von denen, die neben Herrn Arn hier auf Forsvik den Befehl führen«, antwortete er, jetzt alles andere als unfreundlich, während er die beiden Ausreißer nachdenklich betrachtete.
»Gurmund auf Askeberga kenne ich, ihn kennt jeder, der schon einmal auf Arnäs war. Gurmund ist doch ein freigelassener Pächter, oder?«

»Unser Vater ist ein freier Mann,

und wir sind beide als Freie zur Welt gekommen«, antwortete Sigge.

»Dann bleibt es uns ja zumindest erspart, euch an Händen und Füßen gefesselt nach Hause zu schicken. Aber ausgerissen seid ihr doch, nicht wahr?«

Das entsprach durchaus der Wahrheit, denn ihr Vater Gurmund hatte nicht ihre Bitte erhören wollen, zu Herrn Arn nach Forsvik ziehen zu dürfen, und hatte sie immer wieder verprügelt, als sie ihm dauernd damit in den Ohren gelegen hatten. Zum Schluss hatte er die Knaben so gründlich verbleut, dass sie auch deswegen ausgerissen waren, und

nicht nur, weil sie von Rüstungen und Schwertern träumten. Sigge schämte sich so sehr, dass er nichts davon über die Lippen brachte, sondern nur zustimmend nickte.

»Euer Vater hat euch geschlagen, das sieht man nur zu deutlich, und das gereicht ihm kaum zur Ehre«, sagte Bengt Elinsson mit einer ganz neuen und gar nicht mehr strengen Stimme. »Wie man sich dabei fühlt, wenn man

in eurem Alter ist, das weiß ich, und glaubt nicht, dass ihr von mir noch mehr Prügel zu erwarten habt. Aber ihr seid keine Folkunger, und deswegen gibt es hier auf Forsvik für euch keinen Platz, zumindest keinen,

den ihr euch vielleicht erträumt habt. Ihr müsst nach Hause zurückkehren, aber ich werde Gurmund eine Botschaft schicken, dass er euch nicht mehr züchtigen darf, wenn er sich nicht das nächste Mal mit Bengt Elinsson anlegen will.«

»Aber wir haben das Wort von Herrn Arn«, beharrte Sigge vorsichtig. »Und Herr Arn ist ein Mann, der zu seinem Wort steht.«

»Da hast du vollkommen Recht«, antwortete Bengt Elinsson, der nur mit Mühe ein Lachen hinter seiner Hand verbergen konnte. »Aber wann und wo hätte Herr Arn euch beiden, den Söhnen eines Freigelassenen, ein

so großes Versprechen geben sollen?«

»Vor fünf Jahren«, entgegnete Sigge keck. »Er sprach mit uns auf dem Hofplatz und zeigte uns ein Schwert, das so scharf war, dass mein Finger zu bluten anfang, als ich es nur anfasste. Und dann sagte er, dass wir in fünf Jahren zu ihm kommen sollten, und jetzt sind diese fünf Jahre um.«

»Wie sah das Schwert aus?«, wollte Bengt Elinsson wissen. »Und wie sah Herr Arn aus?«

»Das Schwert war länger als andere Schwerter und steckte in einer

schwarzen Scheide mit einem goldenen Kreuz. Es glänzte und war mit magischen goldenen Runen verziert«, antwortete Sigge, als sei es erst gestern gewesen. »Und Herr Arn hatte ganz milde Augen, aber viele Narben von Schwerthieben und Schlägen im Gesicht.«

»Herr Arn ist auf der Beerdigung des Königs und erst in ein paar Tagen wieder auf Forsvik«, sagte Bengt Elinsson, auf einmal ganz freundlich. »Bis dahin seid ihr auf Forsvik unsere Gäste. Folgt mir!«

Sigge und Orm, die noch nie in ihrem Leben Gäste genannt worden waren und nicht verstanden, wie

dieser mächtige Folkunger so abrupt seine Meinung hatte ändern können, standen wie angewurzelt da. Das sah vermutlich mehr als dumm aus, denn Bengt Elinsson legte ihnen seine Arme um die schmalen Schultern und schob sie vor sich her.

Sie kamen zu einem kräftigen blonden Mann namens Gure, der ihnen zu einer Reihe kleinerer Häuser folgte, von wo der Lärm von Ambossen und Sägen zu hören war. In einem der Häuser saßen vier Knaben ihres Alters zusammen mit zwei älteren Männern an einem langen Tisch und verfertigten Pfeile. In der Mitte lag ein großer Haufen

unterschiedlicher Pfeilspitzen, umgeben von Schalen mit Pech, von Gänsefedern, Fäden und allerlei Messern. Gure erklärte, dass so junge Gäste auf Forsvik nicht nur Zuckerbrot essen sollten, sondern sich auch nützlich machen müssten. Da ein Teil der Pfeilherstellung einfach sei, könnten sie damit anfangen, aber erst einmal würden zwei der Jungen ihnen Forsvik zeigen, damit sie sich zurechtfinden und wüssten, wo sie essen und schlafen sollten. Er deutete auf zwei der Gleichaltrigen am Tisch, die sogleich aufstanden und sich vor ihm verbeugten.

Die beiden Jungen, die Sigge und Orm herumführen sollten, hießen Luke und Toke und waren ebenso kurzgeschoren wie Sigge. So pflegte man den Kindern der Leibeigenen der Läuse wegen die Haare zu schneiden. Deswegen ging Sigge wie selbstverständlich davon aus, dass die anderen beiden Unfreie seien und er etwas Besseres, und befahl ihnen, nicht länger zu glotzen und stattdessen zu tun, wie man ihnen geheißen hatte. Der ältere und stärkere von ihnen entgegnete sofort, er solle nur das Maul halten, daran denken, dass er neu auf Forsvik sei, und sich davor hüten, sich aufzuspielen.

Die Unterhaltung war recht zäh, als die vier mit ihrem Rundgang begannen. Als Erstes besuchten sie die Schmieden, die, drei an der Zahl, dicht nebeneinanderlagen, aber dort wurden sie recht bald angeschnauzt, dass sie im Weg herumstünden. Also durchquerten sie die Glashütte, in der lange Reihen von kleinen Trinkbechern in leuchtendem Blau und Rot standen und in der vier oder fünf Jungen in die Lehre gingen. In einem großen, dröhnenden Ofen lag eine Art glühender Teig, in den Meister und Lehrlinge lange Rohre steckten, um ein Stück dieser Masse aufzufangen. Noch während sie zu

Holzformen liefen, die sie mit Wasser anfeuchteten, begannen sie, durch die Rohre zu blasen und sie dabei zu drehen. Die Arbeit sah schwierig aus, aber die große Anzahl fertiger Gläser bewies, dass sie offenbar meist glückte. Die Hitze in der Glashütte trieb sie bald weiter in die Sattlerei, in der sowohl Sättel und Zaumzeug als auch andere Gegenstände aus Leder angefertigt wurden, und in die Webkammer, wo Frauen aller Altersstufen saßen. Außerdem gab es eine Böttcherwerkstatt und zwei weitere Werkstätten, die dem Arbeitsraum der Pfeilmacher glichen und wo unter Anleitung von zwei

ausländischen Meistern, deren Sprache Sigge und Orm überhaupt nicht verstanden, Armbrüste hergestellt wurden.

Nachdem sie sich die Werkstätten angesehen hatten, überquerten sie eine Brücke und befanden sich sogleich zwischen einigen viel größeren Gebäuden, die zu Sigges und Orms Entsetzen direkt über einen brausenden Wasserfall gebaut waren. Als Toke eine Luke im Boden öffnete, tauchte unter ihnen das wilde, schäumende Wasser auf. Zwei große Mühlräder drehten sich schwerfällig, und die Mühlsteine mahlten knarrend und knirschend Kalkstein und

Getreide. Sägen, die riesige Baumstämme zerlegten, kreischten und jammerten, und an den Schleifsteinen standen Schwertfeger und schliffen Schwerter und Lanzenspitzen und andere Gegenstände, die Sigge und Orm noch nie gesehen hatten. Getreidefässer wurden hereingerollt und Mehlfässer mit Deckeln versehen und Richtung Hafen verfrachtet.

Sigge und Orm machten so große Augen, dass die anderen beiden etwas freundlicher wurden, und als sie die Kanalwerkstätten verlassen hatten und wieder über die Brücke gingen, um die Ställe und

Übungsräume der Krieger zu besichtigen, kam zwischen ihnen das Gespräch in Gang. Luke erzählte, er und sein Bruder Toke seien als Leibeigene auf Forsvik zur Welt gekommen, jedoch schon als Kinder freigelassen worden. Jetzt gebe es auf Forsvik keine Leibeigenen mehr. Und außer Winterfutter für Pferde und Zugochsen werde dort auch nichts mehr angebaut. Deswegen habe sich vieles in ihrem Leben verändert, ganz abgesehen davon, dass sie jetzt frei seien. Wenn alles geblieben wäre wie früher, dann hätten die meisten von ihnen in der Landwirtschaft gearbeitet. Stattdessen gingen jetzt

alle Jungen in den Werkstätten in die Lehre, was verglichen mit der Plackerei auf den Feldern fast das Himmelreich sei.

Sigge und Orm konnten kaum begreifen, dass auf einem so großen Hof, auf dem so viele Menschen satt werden mussten, keine Lebensmittel mehr angebaut wurden, aber darüber lachten Luke und Toke nur und erinnerten sie an all die Fässer mit Getreide, die sie zwischen den Mühlenhäusern gesehen hatten. Jeden Tag kämen neue Fässer auf dem Fluss oder über den Vättersee, und jeden Tag würden fast ebenso viele Fässer mit Mehl weiterverfrachtet. Jedes

achte Fass bleibe in Forsvik, und das reiche gut für Mensch und Pferd. Die Pferde bekämen im Winter vor allem Hafer und nicht nur Heu. Warum sollten sie Schweiß und Kraft damit verschwenden, auf den Äckern herumzukriechen, wenn man mehr Brot hatte, indem man kein Getreide anbaute?

Die beiden großen Stallgebäude waren beinahe leer, da die meisten Pferde unter freiem Himmel gehalten wurden, solange die Weiden genug Futter boten. Ab und zu beäugte sie ein Pferd misstrauisch, als sie vorbeigingen. Sättel und Waffen hingen in langen Reihen an den

Wänden. Das seien die Waffen der Jungherren, erklärten Toke und Luke, und die dürfe niemand anfassen, der in den Werkstätten arbeite.

Die Jungherren, die von den Folkungerhöfen aus nah und fern kamen, gingen auf Forsvik fünf Jahre lang in die Lehre. Jedes Jahr kamen neue Schüler, die klein und unsicher wirkten, und in den letzten Jahren war bereits ein Teil von ihnen selbstbewusst mit Lanze oder Schwert nach Hause zurückgekehrt. Die Jungherren wohnten in einem eigenen Langhaus, dem größten auf Forsvik. Das dürften keine gewöhnlichen Leute betreten, aber

dort gebe es mehr als sechzig Schlafplätze, erzählte Toke.

Neben dem Langhaus der Jungherren lag das Haus der Ausländer, und dort einzutreten war ebenfalls nicht ratsam. Danach kamen sie zum Haus von Herrn Arn und Frau Cecilia. Davor wuchsen weiße und rote Rosen, und unterhalb des Gebäudes, am Abhang, der zum Bottensjö hinunterführte, gab es Gärten mit Wurzelgemüse, Kräutern und ganzen Reihen von Apfelbäumen, die bald abgeerntet werden konnten.

Am Hofplatz lag die große Übungsscheune ohne Wände, in der die Jungherren auch im Winter den

Umgang mit Schwert und Schild übten, und jenseits des Platzes wohnten einige der vornehmeren Ausländer in eigenen Häusern.

Die vier Jungen gingen zurück zu den Werkstätten und kamen zum alten Langhaus von Forsvik, in dem die früheren Gutsbesitzer gelebt hatten und wo inzwischen hauptsächlich Freigelassene wohnten. In diesem Gebäude aßen aber nicht nur die Freigelassenen, sondern auch die Jungherren, und zwar nacheinander, da nicht alle gleichzeitig Platz fanden. Die vier Knaben würden bis zum Essen noch lange warten müssen, denn diejenigen, die die leichteste

Arbeit hatten, aßen zuletzt.

Hinter dem alten Langhaus lagen die Speicher aus Ziegel, in denen das Fleisch im Sommer gekühlt und im Winter gefroren aufbewahrt wurde. Dort drinnen war es kalt und dunkel, und große schmelzende Eisblöcke lagen auf dem Fußboden, in dem es eine Ablaufrinne für das Schmelzwasser gab. Wie konnte es so früh im Herbst Eis geben, und noch dazu so dickes, wollten Sigge und Orm wissen. Sie wurden sogleich in den Eiskeller neben den Vorratshäusern geführt, der jedes Frühjahr bis zur Decke mit Eis aus dem See gefüllt wurde, was für die

gesamte warme Jahreszeit zu reichen schien.

Außerdem gab es eine Reihe alter Leibeigenenhäuser, in denen inzwischen nur noch freie Männer und Frauen wohnten. Ein Teil der Freigelassenen war von Forsvik weggegangen, um in einiger Entfernung, aber noch innerhalb der Grenzen des Gutes, Land urbar zu machen, doch die meisten hatten es vorgezogen zu bleiben. Laut Luke und Toke war das die beste Lösung, denn auf Forsvik hungerte und fror im Winter niemand.

Die Rundwanderung endete, wo sie begonnen hatte, in der

Pfeilwerkstatt, und Sigge und Orm mussten mit der ersten einfachen Arbeit beginnen. Sie bohrten mit Werkzeugen, die sie noch nie gesehen hatten, Löcher in die Pfeilschäfte, wo die Spitzen befestigt werden sollten. Sie merkten schnell, dass hier Pfeile in zwei unterschiedlichen Längen hergestellt wurden. Die längsten Pfeile erhielten Spitzen, die aussahen wie Nadeln und sehr lang und scharf waren. Die kürzeren bekamen zwei verschiedene Spitzen: eine Sorte mit Widerhaken, so wie man sie kannte, aber auch eine, bei der die Widerhaken kleinen Flügeln ähnelten.

Es war Sigge und Orm anzusehen,

dass sie nicht verstanden, was sie in den Händen hielten, und Luke erklärte mit Kennermiene, die langen Pfeile mit Nadelspitzen ohne Widerhaken seien für die Langbögen gedacht, mit denen man auch auf große Entfernung schießen könne. Diese Spitzen könnten selbst Ringpanzer durchdringen. Die breiten Spitzen würden gegen Pferde eingesetzt. Mehr als zehntausend Pfeile habe man auf Forsvik bereits hergestellt, und die meisten seien in großen Fässern zu je hundert Pfeilen nach Arnäs geschickt worden. Jeden Tag würden mindestens dreißig Pfeile auf Forsvik fertig.

Mit den beiden neuen Lehrlingen wurde die Arbeit in der Pfeilwerkstatt so umgestellt, dass Sigge und Orm die ganze Zeit nur Löcher für die Spitzen in die Pfeilschäfte bohren mussten. Sobald eines der Löcher nicht ausreichend breit oder tief war, bekamen sie den Schaft zurück und wurden ausgescholten. Luke und Toke befestigten die Pfeilspitzen und umwickelten sie mit Fäden, die sie vorher in Pech getaucht hatten. Dann gaben sie den Pfeil an die Ausländer weiter, die die schwierigste Arbeit ausführten, das Befestigen der Steuerfedern.

So hatten sich Sigge und Orm ihr neues Leben bei Herrn Arn auf Forsvik nicht vorgestellt. Aber sie hatten das Gefühl, dass es keinen Sinn hatte, Luke und Toke zu erzählen, dass sie eigentlich bei den Jungherren in die Lehre gehen wollten.

Aber als Orm, der bisher zu schüchtern gewesen war, um überhaupt etwas zu sagen, beim Abendessen ein paar Worte über seine Träume herausrutschten, wurde er von allen Arbeitern am Tisch ausgelacht. In die Kriegerlehre gingen nur Folkunger und keine Freigelassenen mit Namen wie Sigge, Toke, Luke oder Orm. Hieß man so,

dann landete man in den Werkstätten.

Sigge biss die Zähne zusammen und sagte nichts. Herr Arn hatte ihm sein Versprechen gegeben, und daran würde er ihn erinnern.



Den Leichenschmaus in Varnhem verließ Arn zum ersten Mal in Begleitung einer Garde. Auf ihrem Weg zum Begräbnis hatte er Cecilia von einer Schwadron, bestehend aus sechzehn Reitern, darunter Sune, Sigfrid und Torgils Eskilsson, eskortieren lassen. In Varnhem hatte

die junge Garde aus Forsvik viele neugierige Blicke auf sich gezogen. Ihre Pferde waren nicht gesattelt und gepanzert wie die der anderen, sondern mit einer Schabracke in der Farbe der Folkunger bedeckt. Einige hatten sich über die kräftigen schwarzen Lederriemen Gedanken gemacht, die unter dem Tuch hervorschauten, und festgestellt, dass sich unter dem dünnen Tuch ein eingenähter Panzer zum Schutz gegen die Pfeile verbarg. Dass erst drei der Gardesoldaten erwachsene Männer waren, mochte man ebenfalls bemerkenswert finden, aber selbst die Jüngsten in Arn Magnussons

Gefolge trugen ihre Waffen mit großer Selbstsicherheit und Geläufigkeit und ritten besser als die meisten Männer im Westlichen Götaland.

Arn sah ein, dass er mit dieser unvermeidlichen Vorführung einer neuen Flut von Gerüchten darüber, was auf Forsvik vorging, Vorschub geleistet hatte. Aber er konnte Cecilia schließlich nicht zum Begräbnis des Königs in Varnhem rufen, ohne sie auf dem Weg mit der Eskorte zu versehen, die er ihr schuldig war.

An einem einzigen Tag ritten sie von Varnhem nach Arnäs, ohne sich oder ihre Pferde sonderlich anstrengen zu müssen. Cecilia saß

wie immer in einem richtigen Sattel mit Steigbügeln, und da sie ihr eigenes Pferd Umm Anaza ritt, hatte sie keine Schwierigkeiten, mit den jungen Knappen Schritt zu halten.

Sie hielten sich nicht weiter in Skara auf, da sie keine Karren mitführten, auf denen sie Einkäufe hätten befördern können. Ihr ganzes Gepäck befand sich in Satteltaschen, die von zwei Packpferden getragen wurden. Vor Skara herrschte auf den Straßen ein dichtes Gedränge von Bauern, die mit ihren Karren auf dem Weg in die Stadt waren oder von dort kamen, da gerade Markttag war. Das blaue Gefolge erregte große

Verwunderung, und man schaute ihm lange hinterher, nachdem es vorbeigedonnert war. Die Reiter schienen eine heimliche und unheilverkündende Kraft auszustrahlen. Dass die Macht der Folkunger zunahm, war nicht zu übersehen, doch niemand vermochte zu sagen, ob das gut oder schlecht war und ob damit dem Frieden gedient war oder ob es sich um einen Vorboten des Krieges handelte.

Sie nahmen den Weg über den Kinnekulle, um den Steinmetz Marcellus zu besuchen, der in einem Steinbruch an den Skulpturen für die neue Kirche von Forshem arbeitete.

Einige der Skulpturen waren bereits fertig, von denen eine die Bewunderung aller erregte, während der Anblick einer anderen Arn zum Erröten brachte, was niemand an ihm kannte.

Das Relief, das sicher alle bewundern würden, sollte über dem Portal der Kirche angebracht werden und stellte den Herrn Jesus dar, der Petrus den Schlüssel des Himmelreichs überreichte und Paulus das Buch gab, mit dem er die christliche Lehre auf der Welt verbreiten sollte. Über dem Haupt des Herrn Jesus waren das Kreuz der Tempelritter und ein lateinischer Text

zu sehen, der folgendermaßen lautete:
»Diese Kirche ist unserem Herrn
Jesus Christus und dem Heiligen
Grab geweiht.«

Sowohl die Darstellung als auch
der Text erfüllten den Betrachter mit
Andacht. Man hatte das Gefühl, als
erlebte man den dargestellten
Augenblick mit, obwohl er in der
Welt der Sinne so sicher nicht
stattgefunden hatte. Doch für Gott
existierten Zeit und Raum nicht. Er
war überall zur gleichen Zeit, und
deswegen war dieses Relief schön
und wahr. Arns Brust war von einem
großen Gefühl der Dankbarkeit
darüber erfüllt, dass ihm die Gnade

gewährt wurde, diese Kirche zu Gottes Grab zu machen. Auch wenn der Bau des Gotteshauses noch nicht sonderlich weit fortgeschritten war, ließ einen das Relief ahnen, wie es einmal aussehen würde.

Das Relief, das Arn die Schamesröte ins Gesicht trieb, zeigte den Herrn Jesus, wie er von einem Ritter den Schlüssel der Kirche in Empfang nahm und mit der rechten Hand die Kirche segnete. Gleichzeitig war ein Steinmetz mit einer Spitzhacke zu sehen, der mit dem Bau der Kirche beschäftigt war.

Das konnte man nur so deuten, dass Arn Gott die Kirche schenkte und

Marcellus sie baute. Das war zwar keine Lüge und auch keine Gotteslästerung, aber es war eine grenzenlose Selbstüberhebung.

Marcellus nahm die Sache viel gelassener. Er meinte, die Darstellung drücke eben eine weltliche Wahrheit aus und gebe ein gutes Vorbild für die Menschen ab. Noch in tausend Jahren würden alle begeisterten Betrachter sehen, wie Arn, ein Tempelritter, diese Kirche gestiftet habe. Wenn das nicht erbaulich sei? Sollte nicht genau dieser Gedanke ausgedrückt werden, wenn man eine Kirche dem Heiligen Grab weihte? Statt Gottes Grab in Krieg und Tod im Heiligen Land zu

suchen, könnten die wahrhaft Gläubigen es in ihren eigenen Herzen finden.

Arn musste zugeben, dass das in etwa mit seinen eigenen Überlegungen übereinstimmte. Sich selbst jedoch neben dem Herrn Jesus abzubilden sei eine andere Sache. Das zeuge von Hochmut und sei somit eine schwere Sünde.

Marcellus zuckte mit den Achseln und meinte, es sei doch wohl auch nicht schlimmer als eine Darstellung der Vertreibung aus dem Paradies, auf der sowohl Gott als auch Adam und Eva zu sehen seien. Gott und Menschen dürften sehr wohl auf

einem Bild sein, wenn nur das Bild wahr sei. Und es sei keineswegs überheblich zu sagen, dass Arn Magnusson diese Kirche gebaut und sie dem Heiligen Grab geweiht habe. Das sei die reine Wahrheit.

Cecilia fand dieses Relief sowohl schön als auch wahr und meinte, es könne Gott doch nur freuen, da es nichts anderes als christliche Demut zeige.

Sie einigten sich darauf, nichts zu übereilen. Bis die Kirche fertig sei und geweiht werden könne, würde schließlich noch einige Zeit vergehen.

Auf Arnäs blieben sie nur einen

Tag, hauptsächlich, weil Arn die Mauern genauestens inspizieren wollte. Die gesamte äußere Verteidigungsanlage der Burg war inzwischen fertiggestellt. Jetzt konnten sie sich mit allem anderen Zeit lassen. Das dreistöckige Wohnhaus war fast fertig, und dort würde man im Winter einziehen können. Was noch gebaut werden musste, waren die Vorrathshäuser für Brotgetreide, Trockenfisch und Pferde- und Viehfutter, die im Fall einer langen Belagerung benötigt wurden. Darüber hinaus standen nur noch einfachere Arbeiten an, für die aber nicht mehr die vortrefflichen

sarazenischen Bauleute erforderlich waren. Die Ringmauer, die Türme, Tore und Ziehbrücken waren fertig. Das war das Entscheidende. Auf Forsvik hatten sie gerade die schweren Ketten für die Ziehbrücken und Fallgitter geschmiedet.

Der alte Bergfried von Arnäs diente jetzt als Lager für Waffen und Kostbarkeiten. In der oberen Kammer standen reihenweise Fässer mit über zehntausend fertigen Pfeilen, in der Kammer darunter lagen Armbrüste, Schwerter und Lanzen aufgetürmt. Arnäs würde bereits jetzt die Belagerung eines mächtigen Feindes aushalten. Aber nichts deutete auf

einen Krieg hin, und deswegen gab es genügend Zeit, alles so fertigzustellen, wie es von Anfang an gedacht war. Bald würde Arnäs eine uneinnehmbare Burg sein, in der mehrere hundert Folkunger Schutz finden konnten, ganz ungeachtet, wer sie vor den Mauern bedrohte.

Torgils, der seit Weihnachten nicht mehr zu Hause auf Arnäs gewesen war, beschloss, ein paar Tage bei seinem Vater Eskil zu bleiben, während Arns Gefolge nach Forsvik weiterzog. Sie ritten schon in der Morgendämmerung los, um die Reise an einem Tag hinter sich zu bringen. Als sie sich an diesem Abend

Forsvik näherten, wurde mit der großen Glocke Sturm geläutet, und in wenigen Augenblicken saßen alle jungen Männer zu Pferde. Als Arn und Cecilia mit ihrem Gefolge auf Forsvik einritten, hatten drei Schwadronen an der Hauptstraße Stellung bezogen. Bengt Elinsson war als einziger höherer Befehlshaber auf Forsvik geblieben und stand nun mit seinem Pferd an der Spitze der Forsviker. Er zog als Erster sein Schwert, dann folgten alle anderen, und so begrüßten sie Herrn Arn und Frau Cecilia bei ihrer Rückkehr.

Arn ritt auf Bengt zu, dankte ihm kurz, übernahm wieder den Befehl

und befahl dann allen Jungherren, an die Arbeit zurückzukehren.



Die folgenden Tage waren auf Forsvik voll der bittersüßen Trauer über den Abschied. Die fünf Jahre, für die Arn seine sarazenischen Männer gedungen hatte, waren vorüber. Wer reisen wollte, würde das bald tun, denn demnächst wurde das große Schiff mit dem Trockenfisch von den Lofoten in Lödöse erwartet. Mit diesem sollten die Heimkehrer nach Bjørgvin segeln,

der größten Stadt an der norwegischen Westküste, von wo aus immer wieder Schiffe nach Lissabon in Portugal fuhren. Dort waren sie dann schon fast im Land der Rechtgläubigen.

Nur die Hälfte der Ausländer wollte nach Hause zurückkehren, darunter auch die beiden Heilkundigen Ibrahim und Jussuf, die davon überzeugt waren, dass es für ihre Dienste im Reich der Almohaden in Andalusien bessere Verwendung geben werde. Die beiden Engländer John und Athelstan wollten ebenfalls aufbrechen, da ab und zu Schiffe zwischen Lödöse und England

verkehrten, wohin Eskil in den letzten Jahren seinen Handel ausgedehnt hatte.

Die Bauleute, die sich Ibrahim und Jussuf anschlossen, waren der Meinung, dass es schwierig sei, mit dem rechten Glauben in einem Land zu leben, das von Gott vergessen schien.

Die andere Hälfte der Bauleute hatte mehr Nachsicht mit Gottes Vergesslichkeit, obwohl ihr Beschluss, zu bleiben, statt zu reisen, vor allem darauf beruhte, dass sie hier Frauen gefunden und mit ihnen Kinder hatten.

Die zwei Filzmacher Aibar und Bulent hatten ebenfalls keine Lust zu reisen. Sie zweifelten nicht daran, dass sie von Bjørgvin nach Lissabon kommen würden, aber von dort aus war es unendlich weit bis nach Anatolien. Und im Übrigen waren ihre Heimatdörfer schon längst von Rechtgläubigen und von Christen niedergebrannt und geplündert worden.

Die Brüder Jacob und Marcus Wachtian dagegen hatten sich bereits an die Nordbewohner angepasst. Schon seit längerem sprachen sie die hiesige Volkssprache vollkommen verständlich. Jacob war von einer

seiner Handelsreisen nach Lübeck mit einer Ehefrau zurückgekehrt, von der er behauptete, dass sie ihm vor Gott angetraut worden sei. Sie hieß Gretel, und man erzählte sich, sie sei von ihrem Mann in Lübeck am Hochzeitstag verlassen worden, hätte aber in den Armen des fremden armenischen Handelsmannes Jacob schnell Trost gefunden. Etwas mysteriös war diese Geschichte schon, bei der gewisse Teile zu fehlen schienen, aber niemand auf Forsvik sah einen Grund, genauere Nachforschungen anzustellen. Für Jacob war nicht daran zu denken abzureisen, denn Gretel wollte auf

Tod und Verderben nicht zurück in ihre Heimat, worauf das auch immer beruhen mochte. Und nach Armenien wollte sie noch viel weniger, und außerdem erwartete sie ein Kind.

Marcus stand der Sinn nicht danach, allein zurückzukehren. Anders als sein Bruder hatte er keine Frau, worauf er Arn ab und zu beiläufig hinwies, aber das Leben auf Forsvik war gut, und es bereitete ihm Freude, neue Arten zu ersinnen, die Wasserkraft nutzbar zu machen, oder neue Waffen und Werkzeuge zu bauen. Obwohl ihm das alles mit einer Frau sicher leichter gefallen wäre.

Arn beschloss, die Rechtgläubigen

und die Engländer persönlich nach Lödöse zu begleiten, damit ihnen auf ihrer letzten Reise durch das Land der Ungläubigen nichts zustieß. Er rechnete damit, dass die Rechtgläubigen in Sicherheit waren, wenn sie erst einmal an Bord des Schiffes nach Bjørgvin gegangen waren.

Es war ein schwerer Abschied, und viele Freunde, die fünf Jahre lang hart zusammen gearbeitet hatten, weinten unverhohlen, als die Reisenden an Bord der Flusskähne gingen, die sie zum Vänensee bringen sollten. Von dort wollten sie mit größeren Schiffen weiter zum

Götafluss. Alle waren erleichtert, als der Abschied vorüber war und die Flusskähne hinter der ersten Flussbiegung verschwunden waren. Arn und Cecilia freuten sich, dass so viele Ausländer beschlossen hatten zu bleiben, da ihre Arbeit und ihre Kenntnisse unbezahlbar waren und viele der Lehrlinge unter den Freigelassenen noch längst nicht so geschickt waren und die Arbeiten noch nicht mit der nötigen Präzision ausführen konnten.

Arn war schwermütig, als er eine Woche später aus Lödöse zurückkehrte. Am schwersten war ihm der Abschied von Ibrahim und

Jussuf und von den Turkopolen Ali und Mansour gefallen. Die Kunst der Heilkundigen würde sich auf Forsvik nie ersetzen lassen, und auch wenn die Jungherren, die am längsten im Dienst waren, eine erstaunliche Geschicklichkeit zu Pferde erworben hatten, unterschied sie doch noch sehr viel von Kriegern wie Ali und Mansour, die von ihren Waffen und ihrer Reiterkunst lebten.

Doch Vertrag war Vertrag, und Verträge musste man halten. Vermutlich sollte man sich lieber darüber freuen, dass die Hälfte der Sarazenen beschlossen hatte zu bleiben, statt darüber zu trauern, dass

die andere Hälfte nach Hause gefahren war, dachte Arn.

Dennoch war er nicht sonderlich guter Laune, als er beim Essen saß und Gure mit zwei Jungen aus den Werkstätten zu ihm kam, die er nicht kannte. Erst konnte er es nicht glauben, als sie errötend stammelten, er habe ihnen versprochen, dass sie auf Forsvik in die Lehre gehen dürften. Schließlich waren sie keine Folkunger, und es war ihnen schon von Ferne anzusehen, dass sie entweder die Söhne von Leibeigenen oder von Freigelassenen waren. Erst fragte er streng, wo sie diese Träume herhätten und ob sie nicht einsähen,

welch schwere Sünde es sei zu lügen. Aber als sie erzählten, wie er zum ersten Mal nach Askeberga gekommen sei, sie ihn angerufen hätten und er auf den Hofplatz getreten sei und mit ihnen gesprochen habe, konnte er sich an den Vorfall erinnern. Er verstummte und dachte eine Weile nach, ehe er seinen Beschluss fasste.

»Gure, nimm diese Jungen zu Sigfrid Erlingsson mit«, sagte er schließlich. »Sag ihm, dass sie in der Gruppe der Jüngsten anfangen sollen, und sieh zu, dass sie die entsprechenden Waffen und Kleider bekommen.«

»Aber Herr, diese Schlingel sind alles andere als Folkunger«, wandte Gure verblüfft ein.

»Das weiß ich«, sagte Arn. »Sie sind nur die Söhne eines Freigelassenen. Aber wir hatten eine Abmachung, und eine Abmachung muss man als Folkunger halten.«

Gure zuckte mit den Achseln und nahm Sigge und Orm mit, die aussahen, als hätten sie vor Freude schreien und in die Luft springen mögen, und denen es sichtlich schwerfiel, sich zu beherrschen.

Arn saß noch lange vor seinem halbvollen Teller. Er hatte sich eine

seltsame Frage gestellt, die ihm noch nie zuvor gekommen war. Er fragte sich, ob man als Folkunger geboren werden musste oder ob man nicht auch zum Folkunger werden konnte. Denn ganz gewiss waren nicht alle geborenen Folkunger die Besten und alle anderen die Schlechtesten.

Die Regel der Tempelritter besagte, dass nur solche Männer als Brüder in den Orden aufgenommen werden konnten, deren Väter über ein Wappen verfügten. Alle anderen mussten sich damit begnügen, Knappen zu werden. Mehr als einmal waren ihm Ritterbrüder begegnet, die sich besser als Knappen geeignet

hätten, und umgekehrt.

Und wer sagte eigentlich, dass man gute Leute nicht zu Folkungern machen konnte, so wie man in der Pferdezucht auf frisches Blut zurückgriff? Indem sie die schweren und kräftigen Pferde aus Götaland mit den schnellen und beweglichen arabischen kreuzten, erhielten sie langsam eine neue Rasse, die sich besser für die schwere Reiterei eignete, die demnächst in Forsvik aufgebaut werden sollte. Das Beste der Araber ließ sich mit dem Besten der Götar verbinden, genauso wie sie bei der Herstellung von Schwertern auf Forsvik Eisen und Stahl

zusammenschmiedeten. Warum sollte man Folkunger nicht genauso herstellen können?

Allerdings musste er natürlich dafür sorgen, dass die beiden auf einen anderen Namen getauft wurden, falls sie überhaupt schon einmal getauft waren. Sigge und Orm konnten Ritter der Folkunger einfach nicht heißen.

* * *

Sverker Karlsson kam mit einem prächtigen Gefolge von hundert Reitern aus Dänemark nach Näs, wo

er mit seinem Hofstaat einziehen wollte. Er hatte mit dieser Reise bis zum Ende des Jahres gewartet, als das Eis mächtig und sicher auf dem Vättersee lag.

Nach Neujahr rief er alle Mächtigen unter den Folkungern, aus dem Erikschen Geschlecht und aus Svealand auf die Königsburg Näs, damit sie ihn wählten, nachdem er seinen Eid abgelegt hatte. Danach sollte drei Tage lang gefeiert werden.

Noch nie waren so viele rote Mäntel auf Näs zu sehen gewesen, nicht einmal zu Zeiten von König Karl Sverkersson. Rot war jedoch nicht nur die Farbe der Sverkersippe,

sondern auch die Farbe der Dänen, und Erik Jarl, der bei Sverkers Ankunft auf Näs gewesen war, flüsterte Arn angewidert zu, dass man meinen könnte, ein Blutstrom fließe übers Eis.

Birger Brosa, sein Bruder Folke und Erik Jarl waren die einzigen weltlichen Männer im neuen königlichen Rat, die weder Dänen waren noch zur Sverkersippe gehörten. Eskil hatte seinen Platz in der Versammlung aufgeben müssen, da Sverker erklärt hatte, dass etwas so Wichtiges wie der Handel des Reiches den kundigeren Dänen überlassen werden müsse. Zum

Marschall ernannte er seinen Freund Ebbe Sunesson, der mit den Folkungern auf Arnäs verschwägert war, denn sein Verwandter Konrad war mit Arns und Eskils Halbschwester Kristina verheiratet. Sverker meinte, diese Verwandtschaft bilde eine Brücke zwischen Dänen und Folkungern.

Erzbischof Petrus strahlte wie die Sonne und pries immer wieder Gott, der in seiner unendlichen Güte und Gerechtigkeit endlich den Sohn des ermordeten Königs Karl zur Krone Götalands und Svealands heimgeführt habe.

Die Krone durfte Sverker jedoch

erst aufsetzen, nachdem er vor dem gesamten Rat und dem Thing der Mächtigen geschworen hatte, mit Gottes Hilfe die Gesetze und die Gerechtigkeit aufrechtzuerhalten. Er musste ebenfalls geloben, jedem Anspruch auf die Krone im Namen seiner Verwandten zu entsagen, da Erik Jarl in der Thronfolge nach ihm komme. Nach Erik Jarl hätten seine jüngeren Brüder Jon, Joar und Knut Anspruch auf die Krone und sollten jetzt mit allen Rechten, die Königssöhnen zukämen, im Reich leben.

Erzbischof Petrus, der ihm den Eid vorsprach, hatte versucht, das eine

oder andere auszulassen, war aber jedes Mal von den Mächtigen des Reiches streng ermahnt worden. Erst als alles seine Richtigkeit hatte, schwor der Thing des gesamten Reiches dem neuen König Sverker die Treue - solange er lebte und solange er seinen Eid hielt.

Während der Tage des Gastmahls zeigten die Dänen, wie man draußen in der großen Welt königlich feierte: mit Turnieren, bei denen Ritter mit Schild und Lanze aufeinander losgingen. An diesen Ritterspielen nahmen nur Dänen teil, da diese davon ausgingen, dass niemand im zurückgebliebenen Westlichen

Götaland oder Svealand zu Pferd kämpfen konnte. Und nach den vielen bewundernden und verblüfften Mienen zu urteilen, die König Sverker bei seinen neuen Untertanen ausmachte, hatte man diese Ritterkünste, die es in Dänemark schon lange gab, hier oben im Norden noch nie gesehen.

Mit unbeweglichem Gesicht betrachtete Arn das Können der dänischen Ritter. Einiges war nicht übel, anderes wiederum so schlicht, wie er es erwartet hatte. Im Templerorden hätte keiner von ihnen auch nur zum Knappen getaugt, aber auf dem Schlachtfeld waren sie im

Norden kaum zu besiegen. Wollten sie diese Dänen auf freiem Feld bezwingen, mussten sie auf Forsvik noch ein paar Jahre lang üben. Größer war ihr Vorsprung nicht.

Während der Tage, die das Gastmahl andauerte, saßen König Sverker und sein Marschall Ebbe Sunesson umgeben von dänischen Höflingen im großen Saal und riefen die mächtigen Männer des Reiches einen nach dem anderen zum Gespräch zu sich. Birger Brosa musste ihnen jeden Einzelnen vorstellen. König Sverker achtete die ganze Zeit darauf, freundlich zu sein und die Folkunger und die Männer

des Erikschen Geschlechts ebenso zu behandeln wie seine eigenen Verwandten aus der sverker'schen Sippe.

Als Eskil und Arn an die Reihe kamen, sich dem König und seinen dänischen Höflingen vorzustellen, erzählte Birger Brosa, dass Eskil Handelsmann sei, früher im Rat von König Knut gesessen habe und demnächst auch Herr über den Hof Arnäs werde. Über Arn sagte er nur, dass er lange im Kloster gelebt habe, unter anderem in Dänemark, und jetzt auf dem Waldgut Forsvik wohne.

Arn warf Birger Brosa einen fragenden Blick zu, als er diese etwas

unvollständige Beschreibung hörte. Darüber, was Arn zwischen der Klosterzeit und der Zeit auf Forsvik widerfahren war, verlor Birger Brosa kein Wort, doch er blinzelte seinem Neffen rasch und unauffällig zu.

König Sverker war froh, sich mit jemandem unterhalten zu können, der nicht dieselben Schwierigkeiten wie die einfältigen Bewohner Svealands hatte, die Sprache der Dänen zu verstehen. Und Arn fiel es leicht, wieder in die Sprache zurückzufinden, die er so lange als Kind gesprochen hatte. Immer noch klang er, wenn er sprach, mehr wie ein Däne als wie ein Mann aus

Götaland.

Anfänglich ging es um unverfängliche Dinge wie beispielsweise die Schönheit des Limfjords beim Kloster Vitskøl oder um die Muschelzucht, die man beim Kloster ohne Erfolg versucht hatte, da die Leute, die am Fjord lebten, es sich in den Kopf gesetzt hatten, es sei gegen Gottes Gebot, Muscheln zu essen. Das habe sich mittlerweile geändert, versicherte König Sverker. Er lud Arn und Eskil ein, mit seinem Geleitbrief Dänemark zu besuchen, damit sie ihre Halbschwester Kristina treffen konnten, doch als es den Anschein hatte, als hätten die

Brüder keinerlei Absichten, gen Süden zu reisen, überlegte er es sich anders und schlug vor, Kristina und ihren Mann Konrad Pedersson im nächsten Sommer nach Näs einzuladen. Er strengte sich ganz deutlich an, zu zeigen, dass er jede alte Feindschaft vergessen hatte.

Deswegen erschien es besonders plump, als sich sein Marschall Ebbe Sunesson plötzlich daran erinnerte, wie er auf dem Gut Arnäs einmal mit einem von Eskils und Arns Verwandten gekämpft habe, was aber doch sicher nicht zu einer Feindschaft zwischen ihnen geführt habe?

Er sprach milde, aber mit einem

höhnischen Lächeln um die Mundwinkel. Birger Brosa blickte Arn an und schüttelte warnend den Kopf, und dieser konnte sich nur mit größter Mühe beherrschen. Schließlich entgegnete er, dass ihr Bruder Knut das Opfer gewesen sei und dass sie beide für seine Seligkeit beten würden, aber keine Rache im Sinn hätten.

Damit hätte sich Ebbe Sunesson zufriedengeben sollen. Aber vielleicht hatte er beim Gastmahl zu viel getrunken, vielleicht erfüllte ihn auch zu sehr das Bewusstsein, bei den Kämpfen der Ritter bisher immer gesiegt zu haben, vielleicht aber

hatten er und seine Freunde sich zu oft eingeredet, dass sie jetzt die Herren über ein Volk seien, dem sie nicht mit Achtung begegnen müssten. Denn seine folgenden Worte ließen sowohl Birger Brosa als auch König Sverker erbleichen, aber aus ganz verschiedenen Gründen.

Mit unverhülltem Spott erklärte er Arn und Eskil, dass sie keineswegs Zurückhaltung üben müssten. Wenn ihnen durch den ärgerlichen Tod ihres Bruders ihre Ehre beschädigt worden oder ein Unrecht geschehen sei, dann würde er sich einem von ihnen gerne mit dem Schwert stellen. Oder warum nicht gar beiden gleichzeitig?

Allerdings müsse man sich da natürlich fragen, ob sie dafür genügend Ehre und genügend Mut aufbrächten.

Arn sah auf den Steinfußboden und unterdrückte mit großer Anstrengung seinen ersten Gedanken, nämlich Ebbe sofort zum Zweikampf zu fordern. Dabei erweckte er vermutlich den Eindruck, als würde er sich schämen, die Herausforderung nicht anzunehmen, die so deutlich gewesen war wie ein Schlag ins Gesicht.

Als das Schweigen unerträglich geworden war, hob er den Kopf und sagte ruhig, dass er es bei genauerem

Nachdenken unklug finde, wenn der neue König und seine Männer ihre Zeit in Svea- und Götaland mit Blutvergießen begännen. Ob Herr Ebbe nun einen weiteren Folkunger von Arnäs erschlüge oder er selbst den Marschall des Königs, so würde das weder König Sverker noch dem Frieden nützen, nach dem sie alle strebten.

Da legte der König seinem Marschall Ebbe Sunesson die Hand auf den Arm und hinderte ihn so daran zu antworten, was dieser nur zu gern getan hätte. Er sagte, er fühle sich geehrt, dass unter denen, die ihm den Treueid geschworen hätten, so

gute Männer seien wie Eskil und Arn Magnusson, die den Frieden des Reiches über ihre Ehre stellten.

Sie antworteten ihm darauf nicht, sondern verbeugten sich und verließen wortlos den Saal. Arn musste sofort hinaus in die Kälte, da er nach dieser Demütigung förmlich kochte. Eskil eilte ihm hinterher und versicherte ihm, dass es nicht gut gewesen wäre, wenn ein Folkunger bereits in der ersten Woche von König Sverkers Regentschaft seinen Marschall erschlagen hätte. Und im Übrigen hätten sich diese kränkenden Worte vermeiden lassen, wenn Birger Brosa etwas deutlicher gesagt hätte,

was Arn in seinem bisherigen Leben alles getan habe. So würde dieser hochmütige Marschall kaum begreifen, dass er gerade noch einmal dem Tod entronnen sei.

»Ich verstehe trotzdem nicht, was Gott damit bezweckt, dass er mir den Mörder unseres Bruders auf eine Schwertlänge Abstand unter die Augen führt«, murmelte Arn zwischen zusammengebitenen Zähnen.

»Wenn Gott euch beide mit Waffen in den Händen zusammenführen will, dann wird er das noch tun. Jetzt wollte er es offenbar nicht«, entgegnete Eskil unschlüssig.

XI

DIE EINZIGE NACHRICHT AUS NÄS IN SVERKERS erstem Regierungsjahr, die den Folkungern und Erikern Freude machte, war, dass sich Erzbischof Petrus bereits beim zweiten Weihnachtsgelage zu Tode gefressen hatte. Sonst hörten sie nicht viel, weder Gutes noch Schlechtes. Als ginge alles, was die höchste Macht im Reiche betraf, weder die Folkunger noch das Eriksche Geschlecht etwas an.

Nicht einmal als König Sverker einen Kreuzzug nach Osten senden wollte, sah er sich veranlasst, die Folkunger und das Eriksche Geschlecht um Hilfe zu bitten, sondern verbündete sich mit den Dänen und Gotländern. Dieser Kreuzzug fiel allerdings eher bescheiden aus. Das Heer König Sverkers hatte nach Kurland übersetzen sollen, um dieses Land aufs Neue zum wahren Glauben zu bekehren und alles von Wert zu plündern. Ein südlicher Sturm trieb die zweihundert Schiffe der Kreuzfahrer jedoch nach Norden, so dass sie nach Livland kamen. Dort

plünderten sie drei Tage lang, luden ihre Kriegsbeute auf die Schiffe und fuhren nach Hause.

Drei Tage plündern stellten vielleicht keinen so großen Verlust dar, aber besonders die Männer aus Svealand waren gekränkt, dass man ihnen nicht so viel Vertrauen geschenkt hatte, eine Mannschaft oder ein einziges Schiff zu schicken, und dass der König und seine Dänen so gering von ihnen dachten.

Für die Folkunger auf Arnäs und Forsvik war es alles andere als ein Nachteil, dass der neue König ihre Dienste verschmähte, da sie ihre Zeit so besser nutzen konnten. Auf Arnäs

stellte man sowohl die Häuser innerhalb der Mauern als auch die neuen Brunnen und Vorrathshäuser fertig. Auf Forsvik zeigte Cecilias genaue Buchführung endlich den ersten Gewinn an.

Das beruhte nicht allein darauf, dass Glas aus Forsvik inzwischen nach Linköping und Skara, nach Strängnäs und Örebro, Västra Aros und Östra Aros und sogar nach Norwegen verkauft wurde. Einige der Jungherren waren inzwischen so viele Jahre in die Lehre gegangen, dass sie nach Hause zurückkehren konnten, wo es in ihre Verantwortung fiel, den eigenen Hof aufzurüsten,

eine eigene Garde aufzubauen und eigene Bogenschützen auszubilden. Alle ihre neuen Waffen kauften sie in Forsvik, und auf diese Weise warf ein immer größerer Teil der Waffen, die man viele Jahre lang ohne Bezahlung hergestellt hatte, um damit Arnäs und Bjälbo aufzurüsten, allmählich Gewinn ab. Anders als in der Heiligen Schrift hatte es sieben magere Jahre gegeben, ehe die sieben fetten Jahre kamen. Nun, da sich die Zeiten änderten, musste Cecilia mehrmals nachrechnen, da sie zunächst glaubte, sich verrechnet zu haben. Immer mehr Silber wurde eingenommen, aber kaum noch

welches ausgegeben.

Diese letzten Jahre vor der zwölften Jahrhundertwende, die einigen Flagellanten und Prälaten zufolge den Weltuntergang bringen würde, waren für die Folkunger ruhige Jahre, aber auch Jahre, in denen viel gereist wurde und in denen man viele Hochzeiten feierte.

Die Beziehungen zur Sverkersippe durch Ehebande zu stärken lohnte sich nicht, meinten sowohl Birger Brosa als auch seine Brüder Magnus und Folke. Und da Eskils Ehe mit der falschen Katarina endlich aufgelöst worden war und man sie für immer im Kloster Gudhem eingesperrt hatte,

wollte dieser schließlich mit gutem Beispiel vorangehen. Auf Freiersfüßen fuhr er nach Västra Aros und in die Gegend des niedergebrannten und geplünderten Sigtuna und fand in der Witwe Bengta Sigmundsdotter bald, was er suchte. Vor einigen Jahren, als die Esten in Sigtuna eingefallen waren, hatte man ihren Mann erschlagen. Aber sie war damals klug gewesen, als hätte sie in die Zukunft schauen können. Sie und ihr Mann waren die wichtigsten Kaufleute von Sigtuna gewesen, aber sie hatte darauf bestanden, die gemeinsamen Reichtümer nicht in der Stadt zu verwahren, und sie

stattdessen zum Hof ihrer Eltern gebracht. So war sie eine der wenigen in Sigtuna, die auch nach Verwüstung der Stadt noch reich waren.

So reich, dass sie über eine Mitgift verfügte, die Eskils würdig gewesen wäre, war sie vielleicht nicht, aber das war ohnehin kaum eine Frau im ganzen Land. Bei Witwen nahm man solche Dinge nicht so genau, da sie selbst über ihre Ehe entscheiden durften und daher kein Verlobungsfest nötig war. Das Hochzeitsfest konnte sofort und ohne Umwege stattfinden, nachdem sich Eskil und Bengta geeinigt hatten.

Eskil und Bengta waren sich sehr zugetan, und alle fanden, dass sie selten gut zusammenpassten. Bengta kümmerte sich in einem für Frauenzimmer ganz ungewöhnlichen Ausmaß um Geschäftsangelegenheiten, und Geschäfte waren schließlich Eskils größte Freude im Leben. Sie hatten bereits bei ihrer ersten Begegnung begonnen, sich darüber zu unterhalten, ob sie nicht den Handelshof in Sigtuna aufgeben und ihn entweder nach Visby oder Lübeck verlegen sollten. Auf diese Weise konnten sie einander zuarbeiten.

Für den jungen Torgils Eskilsson

eine Frau aus Svealand zu finden erwies sich als etwas schwieriger. Doch die Königinwitwe Cecilia Blanka stammte aus Svealand und kannte die dort ansässigen Familien. Da sie inzwischen in Forsvik bei ihrer Freundin Cecilia lebte, konnten sie gemeinsam Hochzeitspläne für Torgils schmieden.

Nach dem Tod von König Knut hatte Cecilia Blanka es trotz aller einschmeichelnden Worte von König Sverker nicht auf Näs ausgehalten, denn ihre Söhne Erik Jarl, Jon, Joar und Knut saßen dort gefangen wie in einem goldenen Käfig, während es ihr selbst freistand, die Insel zu

verlassen. Sie hatte so getan, als würde sie ins Kloster Riseberga gehen, wie es einer entmachteten Königinwitwe anstand, war dann aber in Forsvik von Bord gegangen und dort geblieben.

Die beiden Cecilien machten sich bald daran, die Hochzeit des jungen Torgils zu planen, und kamen zu dem Schluss, die Tochter eines Richters sei die beste Partie für ihn, denn Richter waren in Svealand mächtige Männer, und dieser Macht galt es sich zu versichern.

Die Pläne der beiden Frauen wurden bald in die Tat umgesetzt, und es folgte ein Sommer, in dem viel

zwischen dem Westlichen Götaland und Svealand hin und her gereist wurde. Denn nach seiner eigenen Hochzeit fuhr Eskil mit Torgils, Arn und dessen Sohn Magnus Månesköld und einem großen Gefolge nach Svealand, wo sie viele mächtige Männer besuchten, die entweder zu Eskils neuer Familie gehörten oder mit Cecilia Blanka verwandt waren. Der Grund der Reise war das Verlobungsfest von Torgils und Ulrika, der Tochter des Richters Leif Lagman zu Norrgarn, das eine Tagesreise von Östra Aros im finstersten Uppland lag. Das Fest fand an Sankt Laurentius statt, noch

ehe die Ernte in Uppland in Gang gekommen war, während die fünftägigen Hochzeitsfeierlichkeiten im Herbst desselben Jahres auf Arnäs begangen wurden.

Auch die Frauen waren in dieser ruhigen Zeit viel unterwegs. Meist trafen sie sich bei Ingrid Ylva auf Ulvåsa, da dieser Hof auf halbem Weg zwischen Forsvik und Ulfshem lag, so dass die beiden Cecilien und Ulvhilde nur einen Tag brauchten, um dorthin zu kommen. Ingrid Ylva und Ulvhilde waren Angehörige des sverker'schen Geschlechts, Cecilia Blanka stammte aus Svealand, und Cecilia Rosa gehörte zum

Pålsgelecht aus Husaby, so dass die vier Frauen ungezwungen miteinander umgehen konnten, anders als die Folkunger oder die Männer vom Erikschen Geschlecht, mit denen sie verheiratet waren. Ingrid Ylva hatte bereits zwei Söhne zur Welt gebracht und erwartete in diesem Sommer, in dem die Frauen mehr unter sich als bei ihren Männern waren, ein drittes Kind. Da Ingrid Ylvas ältester Sohn Birger bald fünf Jahre alt war und somit gleich alt wie Cecilia Rosas Tochter Alde, war viel davon die Rede, dass die beiden Kinder bald Unterweisung bräuchten und wie man das gemeinsam

bewerkstelligen könnte. Ulvhilde hatte vor einigen Jahren ihre Jungen zu einem Geistlichen nach Linköping geschickt, aber diese Sverkerhochburg war den kleinen Folkungern inzwischen verschlossen.

Schließlich fiel Cecilia Blanka ein, dass Birger und Alde auf Forsvik unterrichtet werden könnten, falls sich der alte Mönch Bruder Guilbert dazu überreden ließe, sich weniger mit Pferden und Schwertern abzugeben, doch das würde ihm ohnehin nur gut bekommen. Außerdem meinte Cecilia Blanka, dass sicher niemand etwas dagegen einzuwenden hätte, wenn sie sich

nützlich mache, indem auch sie sich am Unterrichten der Kinder beteilige. Sie hielten es alle für einen guten Gedanken und beschlossen, bereits am nächsten Tag mit dem ersten besten von Eskils Booten nach Forsvik zu fahren und dort selbst mit dem Mönch zu sprechen.

So kam es, dass sich Bruder Guilbert wenig später in Forsviks neuem großen Festsaal in einer unerwarteten Zwickmühle befand. Ihm fiel es nicht schwer, den Frauen gegenüber einzuräumen, dass es Gott wohlgefällig sei, Kinder zu unterweisen, und dass es seinen alten Gliedern weniger ausmachen würde,

als mit Schwertern zu hantieren und zu reiten. Er wandte jedoch ein, dass er von Pater Guillaume aus Varnhem einen anderen Auftrag erhalten habe.

Diesen Einwand wischte Cecilia Blanka jedoch beiseite, indem sie sagte, dass die Wünsche von Pater Guillaume, was die Folkunger und das Eriksche Geschlecht angehe, weitaus stärker vom Silber als von höheren Absichten gelenkt würden.

Bruder Guilbert stimmte diesem frechen Hinweis zwar im Stillen zu, versuchte sich aber dadurch aus der Affäre zu ziehen, dass er auf seine Abmachungen mit Arn hinwies. Dem konnte Cecilia Rosa entgegenhalten,

dass sie die Eigentümerin von Forsvik sei und nicht Arn.

Als würde er sich an einen letzten Strohalm klammern, beharrte Bruder Guilbert jetzt darauf, dass er, ehe Arn zurückgekehrt sei, nichts versprechen könne. Daraufhin wurde er sofort darauf festgenagelt, dass er sich fügen müsse, wenn Arn keine Einwände habe.

Damit gaben sich die beiden sturen Frauen zufrieden und wechselten einen siegesgewissen Blick, ehe sie begannen, eifrig dem Wein zuzusprechen und sich plappernd zu unterhalten, was Bruder Guilbert dazu veranlasste, sich

zurückzuziehen.



Als König Sverkers dänische Frau Benedikta an einem Fieber starb, löste dies Ereignis beim Erikschen Geschlecht und bei den Folkungern kaum Trauer aus. Helena, die einzige Tochter König Sverkers, stellte für die Königskrone keine Bedrohung dar.

Umso größer war die Betroffenheit, als man zu munkeln begann, der Jarl Birger Brosa habe seine letzte unverheiratete Tochter

Ingegerd aus dem Kloster Riseberga geholt, um sie mit König Sverker zu verheiraten. Soweit man wusste, war Ingegerd eine üppige Frau, die ihm vermutlich beliebig viele Söhne würde schenken können. Allgemein vertrat man die Ansicht, dass das die einzige Dummheit war, die Birger Brosa in seinem langen Leben begangen hatte, und dass sich nun schwarze Wolken über dem Reich aufzürmten.

Dass König Sverker nach ersten vorsichtigen Jahren an der Macht begonnen hatte, immer kühnere Pläne zu schmieden, ließ sich auch daran ablesen, wie er sich bei der Kirche

und der Bischofsmeute einzuschmeicheln suchte. Er eiferte sogar König Knut von Dänemark darin nach, eigenmächtig, also ohne den königlichen Rat oder das Thing um Rat zu fragen, ein neues Gesetz zu erlassen.

König Knut von Dänemark hatte gesagt, er sei König von Gottes Gnaden und könne deshalb Gesetze erlassen, wie es ihm passe. Zu einer solchen Behauptung schwang sich Sverker natürlich nicht auf, aber er erklärte, dass er geruhe, ein Gesetz zu erlassen, da er von göttlicher Inspiration beseelt sei.

Was er damit wohl meinte, blieb

im Dunkeln, abgesehen davon, dass es mit Gott zu tun hatte. Das Gesetz, welches besagte, dass die Kirche dem König nicht tributpflichtig sei, war außerdem überflüssig, da es schon seit langem existierte. Die Bischofsmeute war aber, wie zu erwarten gewesen war, begeistert und tat ihr Bestes, allen, die es hören wollten, zu erklären, was mit Inspiration gemeint sei. Verständlicherweise war Inspiration etwas, worauf man selbst kam, aber irgendwie auch wieder nicht.

Als sich das unheilverkündende Gerücht darüber, wie Birger Brosa dem König eine gebärfreudige Frau

verschafft habe, bewahrheitete, hielten die Folkunger einen Geschlechterthing ab. Die Versammlung fand auf Bjälbo statt, da Birger Brosa sein Alter und seine Gesundheit vorgeschoben hatte, obwohl die meisten vermuteten, dass er sich lieber auf seinem eigenen Hof streiten wollte, wo er der Gastgeber war, denn als Gast bei seinen Verwandten.

Er musste sich für seine letzte, eigenmächtige Hochzeitsplanung viele harte Worte gefallen lassen. Die meisten räumten zwar ein, dass die meisten Hochzeiten, die der alte Jarl eingefädelt hatte, klug gewesen seien

und dem Frieden genützt hätten, dieses Mal sei es aber umgekehrt.

Birger Brosa saß zusammengesunken auf seinem Ehrenplatz und gab sich Mühe, sich nicht zu verteidigen, sondern erst einmal abzuwarten. So hatte er es schließlich immer gemacht, als er noch auf der Höhe seiner Kraft gewesen war. Damals hatte er sich immer erst am Schluss in die Unterhaltung eingemischt, hatte das, was andere gesagt hatten, zusammengefasst, und sich immer die Schwächen der streitenden Parteien zunutze gemacht.

Dieses Mal waren allerdings keine

Schwächen zu entdecken, und er sah sich bald gezwungen, etwas zu seiner Verteidigung vorzubringen. Er versuchte, wie oft zuvor, mit leiser Stimme zu sprechen, damit es im Saal auch still würde, aber diesmal wurde er ermahnt, lauter zu sprechen. Vorsichtig erhob er die Stimme und meinte, dass ein König, der in so jungen Jahren Witwer würde wie Sverker, in jedem Fall ein weiteres Mal heiraten werde. Sei es dann nicht besser, wenn die neue Königin von den Folkungern käme und nicht aus dem Ausland?

Das sei keinesfalls sicher, meinte Magnus Månesköld zornig. Denn

wenn ein König Witwer würde, dann könne es ihm genauso gut einfallen, eine Königinwitwe zu heiraten, und mit irgendeinem alten Weib aus Dänemark könnten sie alle besser leben als mit einer jungen Frau, die gebärfreudig und lüstern aus der Klosterverwahrung geholt werde.

Da ergriff Eskil das Wort und meinte, eine Dummheit, die bereits begangen worden sei, könne nicht ungeschehen gemacht werden. Der Versuch, jetzt das Ganze rückgängig zu machen, da das Verlobungsfest bereits stattgefunden habe, bedeute eine Schmach, die zum Krieg führen könne, denn König Sverker könne

dann sagen, sie hätten den ihm geschworenen Treueid gebrochen. Also müsse man das Versprechen erfüllen und darum beten, dass ihm Ingegerd nur eine große Zahl von Töchtern schenken möge, bis Sverker mit seiner Manneskraft am Ende sei.

Sobald das Wort Krieg fiel, murmelten mehrere der jüngeren Verwandten hitzig, dass es vielleicht besser sei, selbst den Krieg zu beginnen, ehe die anderen ihnen zuvorkämen. Sie wandten sich an Arn, um seine Meinung zu hören. So viele junge Folkunger hatten bereits eine Ausbildung auf Forsvik gemacht, dass alle davon überzeugt waren, Arn

Magnusson werde im nächsten Krieg ihr Führer sein.

Bedächtig antwortete Arn, dass sie alle an den Eid, den sie König Sverker gegeben hätten, gebunden seien, bis dieser seinen eigenen Eid gebrochen habe. Nur weil Sverker eine Folkungerfrau zu seiner Königin machen wolle, würde er wahrlich keinen Eid brechen.

Außerdem sei ein Krieg denkbar unklug. Denn was würde geschehen, wenn sie jetzt sofort nach Näs zögen und den König erschlügen? Das bedeute vielleicht nicht nur Krieg mit Dänemark, sondern auch, dass Erzbischof Absalon in Lund den

einen oder anderen Folkunger
exkommunizieren würde.
Königsmord führe zur
Exkommunikation, so sei es
inzwischen. Sogar wenn man Streit
über die Frage anfinge, wer
Erzbischof werden und wer den
nächsten König krönen dürfe, könne
man exkommuniziert werden. Dieses
böse Schicksal habe, wie alle
wüssten, König Sverre von
Norwegen ereilt. Und das habe den
Bund zwischen den Folkungern und
den Norwegern geschwächt. Nur
wenn König Sverker eidbrüchig
würde, könne man, ohne sich einer
solchen Gefahr auszusetzen, einen

Krieg gegen ihn beginnen.

Arns Einwände waren so unerwartet und bedenkenswert, dass sich die Versammlung bald beruhigte. Birger Brosa versuchte etwas von seiner früheren Macht zurückzugewinnen, indem er betonte, dass der Krieg zwar näher gerückt sei, es aber immer noch genug Zeit gebe, sich gut vorzubereiten. Er erwähnte besonders, dass noch mehr Jünglinge nach Forsvik in die Lehre geschickt werden sollten und dass von jedem Folkungerhof weitere Waffen von dort bestellt werden müssten.

Diese Worte waren klug, das sahen

alle ein. Aber es hatte den Anschein, als sei die Macht, die Birger Brosa lange Zeit über den Thing der Folkunger gehabt hatte, gebrochen. Und gebrochen wirkte auch der Jarl selbst, als er, wie es der Brauch war, als Erster von allen den Saal verließ. Seine Hände und sein Kopf zitterten, als hätte ihn etwas erschreckt oder als würde er sich dem Sterbebett nähern.



Das Jahr des Heils 1202 war ein Jahr des Todes. Es war, als seien die

Engel des Herrn vom Himmel herabgestiegen, um das verdorrte Gras abzubrennen und den Boden für ganz neue Mächte zu bereiten. In diesem Jahr starb König Sverre von Norwegen, was die einen mit Trauer erfüllte, den anderen aber ein Anlass zur Freude war. Sein Tod schwächte den Bund zwischen den Folkungern, dem Erikschen Geschlecht und den Norwegern.

Auch König Knut von Dänemark starb, und sein Bruder Waldemar, der den Beinamen »der Sieger« führte, wurde sein Nachfolger. Den Beinamen führte er nicht ohne Grund. Erst unlängst hatte er Lübeck und

Hamburg erobert, die nun der dänischen Krone unterstanden. Außerdem hatte er mehrere Beutezüge nach Livland und Kurland unternommen, und überall hatten seine Heere gesiegt. Als Gegner war er wahrhaftig fürchterlich.

Es bestand jedoch keine Gefahr, dass Waldemar der Sieger verheerend und brandschatzend aus Schonen gen Norden zöge. Denn König Sverker war ein Mann der Dänen, und sein Land brauchte deswegen nicht erobert zu werden, solange er König war. Ihm fiel es auch nicht weiter schwer, allen Handel mit Lübeck in Zukunft mit

dänischen Zöllen belegt zu wissen. Einmal murmelte Eskil Magnusson zwischen zusammengebissenen Zähnen, während er über seinen Rechnungsbüchern saß, dass man jetzt offenbar auch noch für den Erhalt des Friedens eine Steuer zahlen müsse.

Aber die größte Trauer brach im Januar desselben Jahres unter den Folkungern aus, als Birger Brosa starb. Er kämpfte nur kurz gegen den Tod, und nur wenige Verwandte kamen rechtzeitig, um sich von ihm zu verabschieden. Aber über tausend Folkunger folgten dem von allen verehrten Jarl auf seiner letzten Reise nach Varnhem. Sie sammelten sich

bei Bjälbo und zogen wie ein langer blauer Heerzug über das Eis des Vättersees nach Skövde und von dort aus weiter nach Varnhem.

Von den meisten Höfen der Folkunger kamen nur die Männer, da es in dieser Jahreszeit bitterkalt war. Von Arnäs, Forsvik, Bjälbo und Ulvåsa dagegen kamen alle Bewohner, um Birger Brosa das letzte Geleit zu geben. Frauen, Kinder und einige Ältere wie der alte Herr Magnus auf Arnäs saßen in warme Wolfs- und Schafspelze gehüllt auf Schlitten. Viele Reiter hätten auch lieber einen Platz in einem solchen Schlitten gehabt, da ihre Ringpanzer

wie Eis auf den Gliedern lagen und für sie jede Rast mehr eine Qual als ein Ausruhen war.

Von Forsvik aus kam Arn Magnusson an der Spitze von achtundvierzig jungen Reitern, denen die eisige Kälte als Einzigen nichts auszumachen schien, obwohl sie in voller Rüstung ritten. Sie besaßen besondere Winterrüstungen, in denen sich weder Eisen noch Stahl in Körpernähe befanden. Nicht einmal ihre eisengepanzerten Füße schienen ihnen kalt zu werden.

König Sverker kam nicht nach Varnhem. Darüber konnte man geteilter Meinung sein. Er hätte nur

zweihundert Mann als Gefolge aufgebracht, was sich verglichen mit dem der Folkunger kümmerlich ausgenommen hätte. Manche Trauernde waren beim Leichenschmaus unberechenbar, und wer konnte schon vorhersagen, was geschehen wäre, wenn jemand in einem roten Mantel etwas Unbedachtes gesagt hätte und daraufhin die ersten Schwerter gezogen worden wären? Betrachtete man die Sache von dieser Seite, so war es klug und vorsichtig von König Sverker, nicht bei der Beerdigung des alten Jarls zu erscheinen. Andererseits bewies der König nicht

nur Birger Brosa, sondern auch allen anderen Folkungern seine Geringschätzung, indem er den Tod des Jarls einfach nur als Familienangelegenheit betrachtete.

Birger Brosa wurde in der Nähe des Altars in der Kirche von Varnhem begraben, nicht weit von König Knut, dem er für Frieden und Wohl des Reiches so lange gedient hatte. Seine Totenmesse war lang, besonders für diejenigen, die keinen Platz in der Kirche gefunden hatten, sondern zwei Stunden draußen im Schnee aushalten mussten.

Kaum waren alle von der Beerdigung wieder heimgekehrt,

mussten dreihundert von ihnen erneut nach Varnhem reisen, um einem anderen Verwandten das letzte Geleit zu geben. Der alte Herr Magnus auf Arnäs hatte die kalte Reise zum Begräbnis seines Bruders nicht vertragen. Bereits am Tag seiner Rückkehr nach Arnäs hustete und zitterte er so sehr, dass er neben ein großes Feuer im Obergeschoss des neuen Wohnhauses gelegt wurde. Er erholte sich nicht mehr, und sie hatten kaum Zeit, um den Geistlichen aus Forshem zur Letzten Ölung und Sündenvergebung zu holen, ehe Herr Magnus starb, da er die ganze Zeit von den schlimmsten Befürchtungen

nichts hatte wissen wollen. Etwas Kälte müsse ein Folkunger aushalten können, versicherte er immer wieder. Irgendjemand behauptete sogar, das seien seine letzten Worte gewesen.

Schwer lag während der vierzigtägigen Fastenzeit vor Ostern die Trauer über Forsvik. Im Mühlenhaus und in den Werkstätten wurde zwar wie immer gearbeitet, aber anders als sonst war nur selten ein Lachen oder ein Scherz zu hören. Die Trauer der Herrschaft steckte alle an.

Arn verbrachte weniger Zeit als sonst mit dem Unterrichten der Jungherren. Da viele von ihnen

inzwischen erwachsene Männer waren und bereits seit einigen Jahren mit ihren jüngeren Verwandten übten, konnten sie einiges von Arns Unterricht übernehmen. Sune, Sigfrid und Bengt hatten es vorgezogen, als Lehrer auf Forsvik zu bleiben, und waren nicht auf ihre eigenen Höfe zurückgekehrt, ein Weg, der zumindest Bengt und Sigfrid offengestanden hätte.

Dass es unter den Jungherren neue Lehrer gab, hatte auch den Verlust von Bruder Guilbert beim Reitunterricht und bei den Schwertübungen erträglicher gemacht. Meist saß Bruder Guilbert

in der Sakristei der neu gebauten Kirche, wo er Alde und Birger Magnusson unterwies. Bereits jetzt fanden alle Lektionen auf Latein statt.

Bruder Guilberts Unterricht war allerdings auf einen gewissen Widerspruch gestoßen, seit Cecilia herausgefunden hatte, dass er in den Werkstätten zwei kleine Bögen verfertigt und dann mit Alde und Birger hinter der Kirche gestanden hatte, um sie auf einen winzigen Lederball, der an einer Schnur hing, schießen zu lassen. Vor Cecilia hatte er sich damit gerechtfertigt, dass Bogenschießen die Sinne schärfe und man von dieser Fähigkeit sehr

profitieren könne, was die Logik oder die Grammatik angehe. Als Cecilia misstrauisch zu Arn gegangen war, um sich danach zu erkundigen, hatte dieser den Worten seines Freundes nur allzu eifrig zugestimmt, was sie nur noch misstrauischer gemacht hatte.

Cecilia meinte, es bestehe ein großer Unterschied zwischen Alde und Birger. Ihre Tochter solle einmal Herrin von Forsvik oder von einem anderen Hof werden. Was Birger Magnusson in Zukunft erwartete, ließ sich natürlich noch nicht mit Sicherheit sagen, aber die Vorstellung war naheliegend, dass er als ältester

Sohn einer der vornehmsten Folkungerfamilien und mit einer Mutter von königlichem Geblüt ein Leben führen werde, in dem Bogenschießen, Pferde und Lanzen eine große Rolle spielen würden. Aber daraus folgte schließlich nicht, dass ihre Tochter Alde sich ebenfalls auf den Krieg vorbereiten musste.

Arn versuchte Cecilia damit zu beruhigen, dass man das Bogenschießen nicht nur für den Krieg, sondern auch zur Jagd verwenden könne und dass viele Frauen auch gute Jägerinnen seien. Keine Frau brauche sich dafür zu

schämen, wenn bei ihr Enten oder Hirsche auf den Tisch kämen, die sie selbst geschossen habe. Und was Birger angehe, so werde sich seine Schule fürs Leben von seinem dreizehnten Geburtstag an sehr verändern, denn da werde er in die Gruppe der Neuanfänger bei den Jungherren aufgenommen.

Cecilia begnügte sich mit dieser Erklärung, bis sie Bruder Guilbert dabei erwischte, wie er Alde und Birger nach Herzenslust mit zwei kleinen Holzschwertern aufeinander losgehen ließ, während er ihnen eifrig gestikulierend das eine oder andere erklärte.

Arn war ganz ihrer Meinung, dass ihre Tochter nicht unbedingt zu lernen brauchte, sich mit dem Schwert zu verteidigen. Aber die Schule war nicht leicht und Bruder Guilbert ein Lehrer, der sehr viel forderte, das wusste er aus eigener Erfahrung. Und es war wahrlich nicht falsch, ab und zu von der Grammatik aufzustehen und zu spielen. Denn ein gesunder Geist erforderte einen gesunden Körper, so lautete eine alte Weisheit.

Tränen und Streit hatte es ebenfalls gegeben, als Birger im Alter von sieben Jahren sein erstes Pferd bekommen hatte. Gleichzeitig hatte Cecilia Alde verboten zu reiten, ehe

sie nicht mindestens zwölf war. Pferde waren keineswegs ein ungefährliches Spielzeug, das wusste man gerade auf Forsvik besonders gut, da sich dort im Laufe der Jahre viele junge Reiter bei Stürzen verletzt hatten, gelegentlich so schwer, dass sie einige Zeit das Bett hatten hüten müssen. Junge Männer, die Krieger werden wollten, mussten sich einer solchen Gefahr aussetzen. Aber das galt wahrlich nicht für Alde.

Arn war zwischen eine entschlossene Mutter und eine ebenso entschlossene Tochter geraten, die es beide gewohnt waren, ihren Willen bei ihm durchzusetzen. Aber in der

Frage, wann Alde ihr erstes Pferd bekommen würde, konnte nur eine der beiden gewinnen, und das war Cecilia.

Er versuchte Alde zu trösten, indem er sie bei Ausritten mitnahm, sie vor sich in den Sattel setzte und ruhig und gemächlich ritt, solange sie sich in Sichtweite von Forsvik befanden. Doch sobald man sie vom Hof aus nicht mehr sehen konnte, setzte er sein Pferd in einen schwindelerregenden Galopp, zu dem nur Araberhengste fähig waren. Da kreischte Alde vor Vergnügen und war jedenfalls für den Moment besänftigt. Arn hatte ein schlechtes

Gewissen, dass er Alde so in Versuchung führte. Ganz eindeutig war die Gefahr gegeben, dass sie dasselbe versuchen würde, sobald sie ein eigenes Pferd bekam, und das war als Anfängerin wirklich gefährlich.

Zu Ostern war die kleine Holzkirche von Forsvik mit dunklen Wandbehängen von Suom geschmückt worden, die das Leiden unseres Erlösers in Golgatha zeigten, seine Wanderung auf dem Leidensweg und das Abendmahl mit den Jüngern. Arn fiel es immer noch schwer, sich mit einem Jerusalem abzufinden, das aussah wie Skara, und mit Jüngern,

die wirkten, als hätte man sie vom nächsten Thingplatz im Westlichen Götaland geholt. Dummerweise hatte er das erwähnt und sich von Cecilia wieder einen Vortrag darüber halten lassen müssen, dass es in der Kunst nicht darum gehe, was man sehe, sondern darum, dass die Bilder den Betrachtern wahrhaftig erschienen. Widerwillig gab er nach, aber in erster Linie, weil er keine Lust auf einen Streit hatte, und weniger, weil er wirklich überzeugt gewesen wäre. Mit Bildern in Gotteshäusern hatte er noch immer seine Schwierigkeiten, da er der Meinung war, dass sie die Reinheit der Gedanken störten.

In dem Jahr, das als das Jahr des Todes ins Gedächtnis der Menschen eingehen sollte, kam der Frühling erst spät, und das Eis auf den Seen und Flüssen bei Forsvik trug zwar nicht mehr, schmolz aber auch nicht. Deswegen feierten die Christen die Ostermesse auf Forsvik. Bruder Guilbert konnte alle Aufgaben eines Priesters versehen und wurde außerdem von sehr guten Sängern unterstützt, da nicht nur Arn, sondern auch die beiden Cecilien die Psalmen genauso sicher beherrschten wie er selbst. Auch wenn die Kirche von Forsvik eher bescheiden war und ein wenig an eine norwegische

Stabkirche erinnerte, war es durchaus vorstellbar, dass die Ostermessen in diesem Jahr dort schöner gesungen wurden als in allen anderen Kirchen des Westlichen Götalands, mit Ausnahme der Klosterkirchen vielleicht.

Als sie am dritten Tag die Auferstehung des Herrn gepriesen hatten, fand im neuen Festsaal das Osterlammessen statt. Die Art und Weise, wie die Sarazenen das Lammfleisch zubereitet hatten, stieß auf allgemeine Bewunderung. Auf einmal schienen sich die Trauerwolken zu verziehen, und das hatte nicht nur damit zu tun, dass die

Fastenzeit vorüber und der Erlöser auferstanden war.

Erst jetzt konnten sie feiern, dass auch Marcus Wachtian eine deutsche Ehefrau gefunden hatte. Sie hieß Helga und stammte ebenfalls aus Lübeck. Als sein Bruder Jacob Kinder bekommen und keine Lust mehr gehabt hatte, zweimal im Jahr lange Reisen in die deutschen Städte zu unternehmen, war Marcus überaus bestrebt gewesen, diese Aufgabe zu übernehmen. Er hatte Dinge mitgebracht, die allen auf Forsvik Freude machten und außerdem nützlich waren, angefangen von riesigen Ambossen, die sie nicht

selbst gießen konnten, bis hin zu Schwertrohlingen aus einem Ort namens Passau. Diese Schwertrohlinge waren aus sehr gutem Stahl und ließen sich schnell und einfach zu richtigen Schwertern schleifen. Cecilia hatte ausgerechnet, was es gekostet hätte, die Schwerter ganz und gar selbst herzustellen, und war zum Ergebnis gelangt, dass sich das nicht lohnte. Sie berücksichtigte dabei nicht nur das Silber, sondern auch die Arbeitszeit, die eingespart wurde und für andere Schmiedearbeiten verwendet werden konnte, die wiederum Silber einbrachten. So zu rechnen war neu,

aber die Brüder Wachtian und Arn hielten es für richtig.

Von all dem, was Marcus aus den deutschen Städten mit nach Hause gebracht hatte, schätzte er Helga am meisten, und das lag nicht nur daran, wie er selbst im Scherz meinte, dass er nur für sie bei der Ausfuhr keinen dänischen Zoll habe zahlen müssen.

Es war ein gutes Fest, bei dem zum ersten Mal seit langem auf Forsvik wieder gelacht wurde. Arn saß zwischen den beiden Cecilien auf den Ehrenplätzen, und vor ihm hatten Alde und der kleine Birger Platz genommen. Neben den Brüdern Wachtian und ihren deutschen Frauen

saß der Vorarbeiter Gure, der sich bereits bei seiner Freilassung hatte taufen lassen, zusammen mit Bruder Guilbert. An zwei langen Tafeln speisten annähernd sechzig Jungherren in den Farben der Folkunger und machten, je mehr Zeit verging und je mehr Bier ihre Kehlen hinunterlief, immer größeren Lärm.

Daraufhin ließ Cecilia Wein und Gläser in das Haus bringen, das sie und Arn bewohnten, und lud alle Älteren ein, das Ostermahl dort fortzusetzen, da die Ausgelassenheit der Jungherren vermutlich noch zunehmen würde.

Sie tranken und unterhielten sich

bis spät in die Nacht, aber dann entschuldigte sich Arn damit, dass er am nächsten Morgen früh aufstehen müsse und einen schweren Arbeitstag vor sich habe. Alle schauten ihn verwundert an, und er erklärte, dass er direkt nach der Dämmerung mit sämtlichen Jungherren eine harte Übung zu Pferde durchführen wollte. Da sie ganz offensichtlich gelernt hätten, Bier zu trinken wie die Männer, sollten sie nun auch lernen, was es an Kopfschmerzen koste, bereits am nächsten Morgen wieder seinen Mann stehen zu müssen.

Es waren Alde und Birger, die Bruder Guilbert entdeckten. Er saß mit der Schreibfeder in der Hand still zurückgelehnt in seiner Sakristei, in der er die Morgensonne zu genießen pflegte, und sah aus, als schliefe er. Doch als es den Kindern nicht gelang, ihn zu wecken, gingen sie klagend zu Cecilia, und bald war auf Forsvik die Aufregung groß.

Als Arn hörte, was geschehen war, ging er wortlos in seine Kleiderkammer und holte den weitesten Tempelrittermantel, den er finden konnte. Dann besorgte er sich in den Werkstätten eine Nadel und groben Zwirn und nähte den Toten

eigenhändig in den Mantel ein. Er ließ Bruder Guilberts Lieblingspferd satteln, einen kräftigen Fuchs von der Sorte, die man für die schwere Reiterei verwendete, und band seinen toten Freund in dem weißen Mantel über dem Sattel fest, so dass die Arme auf der einen und die Beine auf der anderen Seite herabhingen. Während Abu Anaza gesattelt wurde, legte er sein eigenes Tempelrittergewand an. An den Sattelknauf hängte er einen Wasserschlauch, wie sie nur von den Reitern in Forsvik verwendet wurden, sowie einen Beutel Gold. Eine halbe Stunde nachdem sie den

Toten gefunden hatten, war Arn bereit, nach Varnhem aufzubrechen.

Cecilia versuchte einzuwenden, dass dies doch keine ehrenvolle und christliche Art sein könne, einem toten Freund das letzte Geleit zu geben. Traurig und einsilbig antwortete Arn, dass viele Tempelritter auf diese Weise heimkehrten und dass er nicht zum ersten Mal einem Bruder das letzte Geleit gebe. Und Bruder Guilbert sei nicht irgendein Mönch, sondern ein Tempelritter, der seine letzte Reise antrete wie viele Brüder vor und noch viele nach ihm.

Cecilia begriff, dass es keinen Sinn

hatte, weitere Einwände vorzubringen. Stattdessen versuchte sie Arn Proviant auf den Ritt mitzugeben, aber den wies er fast verächtlich zurück, indem er auf den Wasserschlauch deutete. Mehr wurde nicht gesagt, ehe er mit gesenktem Kopf und mit Bruder Guilbert im Schlepptau davonritt.

Innerhalb kürzester Zeit sowohl seinen Vater als auch seinen Oheim zu verlieren war Arn bereits schwer genug gefallen. Er hatte geglaubt, dass er den Schmerz nicht würde ertragen können, sollte ihm der Tod auch noch seinen besten Freund rauben.

Aber schon bald bemerkte er, dass diese Trauer zwar größer war, sich aber gleichzeitig leichter ertragen ließ. Es hatte wohl am meisten damit zu tun, dass Bruder Guilbert Tempelritter war, einer von unendlich vielen geschätzten Brüdern, die Arn im Laufe der Jahre verloren hatte. Der Tod eines Tempelritters war nicht mit dem eines normalen Menschen zu vergleichen, denn die Templer lebten ständig in der Erwartung des Todes und wussten, dass sie im nächsten Augenblick abberufen werden konnten. Für die Brüder, die so unfassbar lange am Leben blieben wie Bruder Guilbert,

aber auch Arn, gab es keinen Grund zur Klage. Gott war der Meinung gewesen, das Lebenswerk Bruder Guilberts sei beendet, und deswegen hatte er einen seiner demütigsten Diener zu sich gerufen. Mitten in seiner Arbeit, mit der Schreibfeder in der Hand, mit der er gerade eine lateinische Grammatik für Kinder vollendet hatte, und einem Lächeln auf den Lippen war er gestorben. So zu sterben war eine Gnade.

Was Bruder Guilberts verschlungenen Lebensweg betraf, stand Arn in mancherlei Hinsicht vor einem Rätsel. Sein Freund war über zehn Jahre lang Tempelritter im

Heiligen Land gewesen, und eine so lange Zeit überlebten nur wenige kämpfende Brüder. Welche Sünden der junge Guilbert auch immer begangen haben mochte, als er im weißen Mantel in den ersten Kampf zog, hatte er sie doch bald mehr als hundertfach gesühnt. Und dennoch war es ihm nicht vergönnt gewesen, auf direktem Weg ins Paradies einzugehen, was den höchsten Lohn des Tempelritters darstellte.

Stattdessen hatte ihn Gott in einen entlegenen Winkel der Welt geführt, wo er der Lehrer eines fünfjährigen Folkungers wurde und den Knaben als Tempelritter erzog, um zwanzig

Jahre später mit ihm auf ganz andere Ziele hinarbeiten.

Wenn Arn seinen eigenen Lebensweg betrachtete, gab es für ihn nichts Unverständliches, da ihm die Gottesmutter stets gesagt hatte, was er tun sollte, nämlich den Frieden erhalten und eine Kirche bauen, die dem Heiligen Grab geweiht war. Das hatte er auch nach bestem Vermögen versucht.

Doch nun, auf dem Weg nach Varnhem, erschien ihm die Zukunft so undeutlich wie eh und je. Bruder Guilberts irdische Dienstzeit war beendet, und Arn konnte sich nichts anderes vorstellen, als dass ein so

guter Mann, der über zehn Jahre in Gottes eigener Armee gedient hatte, mit einem Platz im Himmelreich belohnt würde.

Was ihn selbst erwartete, wusste Arn nicht. Konnte es wirklich Gottes Wille sein, dass er den dänischen König Waldemar den Sieger schlug? Wenn dem so war, würde er es natürlich versuchen. Allerdings wäre es ihm weitaus lieber, dachte er, wenn es gar nicht erst zum Krieg käme. Das Beste, was Arnäs passieren konnte, war, dass die Befestigung der Burg so gut war, dass sich Belagerer gar nicht erst heranwagten und kein Tropfen Blut

auf ihren Mauern vergossen würde. Das Beste, was der Reiterarmee, die er gerade aufbaute, widerfahren konnte, war, dass sie gar nicht erst angreifen müsste.

Wenn er versuchte, von seinen eigenen Wünschen abzusehen, sah alles nicht sonderlich vielversprechend aus. Gleich nach Birger Brosas Tod hatte König Sverker vor dem königlichen Rat seinen und Ingegerds neugeborenen Sohn Johan zum Jarl des Reiches ernannt, eine Ehre, die von Rechts wegen nur Erik Jarl zuteil werden konnte und niemandem sonst. Welche Pläne König Sverker mit seinem

neugeborenen Sohn hatte, war nur allzu leicht zu durchschauen. Währenddessen lebten Erik Jarl und seine jüngeren Brüder mehr als Gefangene denn als königliche Pflegesöhne auf Näs.

Das Gebet bildete den einzigen Weg zu Klarheit und Einsicht, stellte Arn erschöpft fest. Wenn es Gottes Wille war, so würde Sverker im nächsten Augenblick tot umfallen, und alles wäre ohne Krieg vorbei. Wenn Gott etwas anderes wollte, dann war der größte Krieg im Anzug, der je im Westlichen Götaland gewütet hatte.

Den größten Teil des Weges nach Varnhem war Arn ins Gebet

versunken. Über Nacht rastete er in einem Wald, machte ein Feuer, legte Bruder Guilbert neben sich und betete weiter um Klarheit.

Zwischen Skövde und Varnhem, wo die Gegend wieder besiedelt war, machten die Leute große Augen, als sie den weiß gekleideten Ritter mit dem Wappen Gottes, der Lanze und dem gesenkten Kopf sahen, der vorbeiritt, ohne jemanden anzusehen oder zu grüßen. Dass die Leiche, die er mit sich führte, in denselben fremdartigen Mantel eingenäht war, den er selbst trug, machte die Sache nicht weniger merkwürdig. So wurden Diebe zum Thing geschafft,

aber doch nicht vornehme Herren.

Arn blieb die drei Tage im Kloster Varnhem, an denen die Totenmesse, die Seelenmesse und das Begräbnis stattfanden. Bruder Guilbert wurde mit einer Grabstelle im Kreuzgang geehrt, nicht weit von der Stelle entfernt, an der Pater Henri begraben lag.

Als Arn eine knappe Woche später nach Forsvik zurückkehrte, brachte er auf Bruder Guilberts Pferd einen jungen Mönch mit, Bruder Joseph d'Anjou, der Aldes und Birgers neuer Lehrer werden sollte.

Noch immer hielt der Tod Forsvik in diesem traurigen Jahr 1202 in seinen scharfen Klauen. Kurz vor Allerheiligen lag die Mutter des Vorarbeiters Gure, die webkundige Suom, im Sterben. Gure und Cecilia durften an ihrem Lager wachen, doch den Bruder Joseph wies sie streng zurück, bis ihre Kräfte sie verließen und sie sich von Cecilia und ihrem Sohn dazu überreden ließ, sich taufen zu lassen und vor ihrem Tod ihre Sünden zu bekennen. Gegen die Taufe wehrte sie sich nicht, aber die

Beichte schien ihr schwerer zu fallen, da sie meinte, dass sie den größten Teil ihres Lebens als Leibeigene verbracht und kaum Gelegenheit gehabt habe, Dinge zu tun, die die Herrschaft als Sünde ansehe. Schließlich sprach Bruder Joseph mit ihr jedoch unter vier Augen und nahm ihr die Beichte ab, so dass er ihr ihre Sünden vergeben und sie auf das Leben im Jenseits vorbereiten konnte.

Als der junge Mönch aus dem Zimmer kam, war er sehr bleich und sagte zu Cecilia, dass ihm das Beichtgeheimnis zwar die Lippen versiegele, aber dass er sich in diesem Fall nicht sicher sei, ob es

nicht vielleicht besser wäre, wenn Cecilia ihr dieses Geheimnis entlockte, als wenn sie es mit ins Grab nähme. Diese halbe Enthüllung, die laut Arn bereits einen Bruch des Beichtgeheimnisses darstellte, ließ Cecilia, wie zu erwarten, keine Ruhe. Was konnte eine Frau, die seit Geburt Leibeigene und erst in den letzten Jahren ihres Lebens frei gewesen war, schon für ein großes Geheimnis haben?

Cecilia versuchte sich einzureden, dass es nicht reine Neugier sei, sondern ein Verlangen nach Klarheit, das sie bewegte, die zusehends schwächere Suom auszufragen. Falls

es etwas Schlimmes war, konnten es die Hinterbliebenen vielleicht wiedergutmachen, und das war sie Suom wahrhaftig schuldig, die doch Forsvik mit den Fertigkeiten ihrer Hände so viel Schönes geschenkt hatte. Ihre Arbeiten hatten ihnen viel Silber eingebracht, und zwei der jungen Weberinnen waren mittlerweile beinahe so geschickt wie ihre Lehrerin. Wenn man etwas wiedergutmachen konnte, was Suom zu verantworten hatte, dann sollte das geschehen, entschied Cecilia.

Was sie schließlich erfuhr, machte sie jedoch sehr nachdenklich. Jetzt hatte sie ein Geheimnis geerbt, das

sie keinesfalls für sich behalten konnte. Ihr war bewusst, dass es ihr nicht leichtfallen würde, Arn davon zu erzählen, insbesondere da sie von dem Gehörten sofort überzeugt gewesen war und mit ihrem Mann nicht darüber streiten wollte. Denn zum Streit konnte es kommen, das sah sie ein.

Zuerst ging sie zur Kirche und betete zur Heiligen Jungfrau, dass sie das Richtige tun und nicht nur aus selbstsüchtiger Sorge um das Weltliche handeln möge. Da sie zu wissen glaubte, dass die Heilige Jungfrau nicht nur ihr, sondern auch Arn ständig Güte bewiesen hatte,

betete sie auch darum, dass Arn sich beherrschen und der wichtigen neuen Erkenntnis klug begegnen möge.

Dann ging sie auf direktem Weg zu dem Schwerthaus ohne Wände, in dem sich Arn um diese Tageszeit mit den ältesten Jungherren aufzuhalten pflegte. Obgleich er in seinen Übungskampf vertieft schien, bemerkte er sie erstaunlich schnell, verbeugte sich vor seinem jungen Gegner, steckte sein Schwert in die Scheide und trat sofort auf sie zu. Es war ihr offenbar anzusehen, dass sie wichtige Neuigkeiten hatte, denn er führte sie sofort an ein Ende des Hofplatzes, an dem sie niemand hören

konnte.

»Es ist hoffentlich Alde nichts zugestoßen?«, fragte er, bekam aber nur ein kurzes Kopfschütteln zur Antwort. »Ist Suom tot? Sollen wir sie hier auf Forsvik begraben lassen oder woanders?«, fragte er vorsichtig weiter.

»Ich habe von Suoms eigenen Lippen gehört, was sie Bruder Joseph gebeichtet hat«, flüsterte Cecilia an seiner Schulter, als wage sie nicht, ihn anzusehen.

»Was ist es?«, fragte er freundlich und schob sie vorsichtig von sich weg, damit sie sich in die Augen

sehen konnten.

»Gure ist Eskils und dein Bruder, Herr Magnus war der Vater von euch dreien«, entgegnete Cecilia rasch und wandte das Gesicht ab, als schämte sie sich, die Wahrheit zu sagen. Denn in dem Augenblick, in dem sie Suoms Geschichte gehört hatte, hatte sie gespürt, dass sie wahr sein musste.

»Meinst du, das entspricht der Wahrheit?«, fragte Arn leise und ohne die mindeste Spur von Zorn in der Stimme.

»Ja«, antwortete sie und sah ihm direkt in die Augen. »Gure ist ungefähr sechs Jahre jünger als du.

Als dein Vater nach dem Tod deiner Mutter Trost suchte, war Suom noch jung und sicher die schönste Frau auf Arnäs. Und die Ähnlichkeit zwischen Gure, dir und Eskil ist so groß, dass uns bisher nur das Wissen, dass er als Leibeigener geboren wurde, daran gehindert hat, sie zu sehen.«

Sie holte tief Luft, nachdem sie ihm die Wahrheit so gesagt hatte, wie es ihr die Heilige Jungfrau geraten hatte, ohne Umschweife und Verschönerungen.

Arn antwortete nicht. Erst nickte er nachdenklich, dann drehte er sich auf dem Absatz um, ging mit großen Schritten zur Kirche und schloss die

Tür hinter sich. Cecilia war erleichtert, als sie sah, wie er die Neuigkeit aufnahm, und sie war sich sicher, dass dort drinnen am Altar eine weise und milde Gottesmutter auf einen ihrer Söhne wartete, dem sie schon viele Liebesbezeugungen geschenkt hatte.

Arn war nicht lange fort, und Cecilia saß auf dem Brunnendeckel mitten auf dem Hofplatz und wartete auf ihn, als er wieder aus der Kirche kam. Er lächelte sie an und reichte ihr die Hand. Zusammen gingen sie zu Suoms Lager, wo Bruder Joseph und Gure knieten und für sie beteten. Beide standen sie auf, als die

Herrschaft den Raum betrat. Arn ging, ohne etwas zu sagen, auf Gure zu und umarmte ihn, und Gure schien zwar verlegen, aber nicht so entsetzt, wie man hätte erwarten können.

»Gure!«, sagte Arn laut, damit auch Suom es hören konnte. »Von Stund an bist du Eskils und mein Bruder mit allen Rechten und Pflichten, die das mit sich bringt! Ich hätte mir nur gewünscht, die Wahrheit früher erfahren zu haben, denn es gereicht mir nicht gerade zur Ehre, meinen eigenen Bruder als Leibeigenen gehalten zu haben, auch wenn es nur für eine kurze Zeit war!«

»Wenn sich ein Leibeigener den

Herrn aussuchen dürfte, was Leibeigenen selten vergönnt ist, dann hätte ich mit dir keine schlechte Wahl getroffen«, entgegnete Gure verlegen und schaute zu Boden.

Daraufhin war von Suom, von der sich alle abgewandt hatten, ein Geräusch zu vernehmen, und Arn ging sofort zu ihrem Lager, ließ sich auf die Knie sinken und sagte in ihr Ohr, dass sie ihnen ein großes Geschenk gemacht habe und dass Gure auf dem nächsten Thing in den Kreis der Folkunger aufgenommen werde. Sie antwortete nicht, aber lächelte. Dieses Lächeln verschwand nicht mehr aus ihrem Gesicht, aber ihr

Bewusstsein erlangte sie nicht zurück.

Suom wurde in einen Folkungermantel gehüllt, ehe sie neben der neuen Kirche begraben wurde. Alle Christen auf Forsvik erschienen zu ihrem Leichenschmaus, bei dem Gure zum ersten Mal auf dem Ehrenplatz zwischen Arn und Cecilia saß.

Sein Eintritt in den Kreis der Folkunger war schnell geregelt. Nur eine Woche nach Suoms Tod sollte der Thing für den Nordteil des Westlichen Götalands in Askeberga stattfinden, auf dem alle freien Bauern ihre Sorgen vortragen

konnten. In den letzten Jahren hatten sich diese Versammlungen immer größerer Beliebtheit erfreut und waren deswegen gut besucht. Es gab vieles zu besprechen, auch wenn der Thing seinen Einfluss weitgehend verloren hatte. Seit sich die Macht im Reiche zum königlichen Rat verlagert hatte, war der Thing für das Eriksche Geschlecht und die Folkunger, die sich vom König und seinen Ratsherren auf Näs immer weiter ins Abseits gedrängt fühlten, wieder wichtiger geworden.

Zum Thing in Askeberga ritt Arn mit Gure an seiner Seite. Ihnen folgten eine Schwadron der ältesten

Jungherren sowie zwei junge Männer namens Sigurd und Oddvar, die man früher Sigge und Orm gerufen hatte.

Um jemanden beim Thing in die Sippe aufzunehmen, musste derjenige, der den Antrag stellte, einen Eid leisten und mit ihm sechzehn Männer aus der Verwandtschaft. Die Schwadron aus Forsvik bestand aus genau sechzehn Männern, die zwar noch jung, aber doch Folkunger waren. Wie ein Mann traten sie vor und legten mit fester Stimme ihren Eid ab.

Arn hüllte daraufhin vor dem Thing den Folkungermantel erst um seinen Bruder Gure und anschließend um

Sigurd und Oddvar, die sich von diesem Tag an nicht mehr anders zu kleiden brauchten als die übrigen Jungherren auf Forsvik.

Eskil nahm ebenfalls an dem Thing teil. Er teilte Arns Freude, einen neuen Bruder bekommen zu haben, nicht ganz uneingeschränkt, aber tröstete sich damit, dass es wegen des Erbes keinen Ärger geben würde, da dieses längst zwischen Arn und ihm verteilt war.

Dass jemand auch nur ein Wort darüber verloren hätte, wen Herr Arn Magnusson in das Geschlecht der Folkunger aufnahm, war inzwischen undenkbar. Hätte er es gewünscht, so

hätte er auch die Findlingsblöcke zu Folkungern machen können. So große Hoffnungen setzte seine Familie in ihn. Denn mittlerweile glaubten alle, dass der Krieg gegen die sverker'sche Sippschaft und ihre Dänen unvermeidlich war.



Sune Folkessons Leben hatte sich so verändert, dass es sich nur mit einem Traum vergleichen ließ. Doch nichts von dem, was ihm in den letzten Jahren widerfahren war, hätte er sich in seinen finstersten oder in seinen

hellsten Träumen vorstellen können. Kein anderer junger Folkunger empfand einen solchen Schmerz in seiner Brust und gleichzeitig ein so verzehrendes Feuer.

Inzwischen waren zwei Jahre vergangen, seit ihn Herr Arn in seine Kammer auf Forsvik gerufen, sorgfältig die Tür geschlossen und ihm das Unerhörte mitgeteilt hatte, nämlich dass er zum Verräter werden solle. Er müsse Forsvik aufgeben, dem er neun Jahre seines Lebens geopfert habe und wo er einer der drei höchsten Befehlshaber unter ihm sei, nach Näs fliehen und dort in den Dienst des Königs treten.

Erst traute er seinen Ohren nicht, als er diese Worte hörte, die überdies noch vollkommen ruhig und gelassen über die Lippen von Herrn Arn kamen. Bald wurde ihm der Zusammenhang begreiflicher, aber deswegen war die Sache nicht weniger überwältigend.

Seit der Jarl Birger Brosa gestorben sei, erklärte Herr Arn bedächtig weiter, erführen die Folkunger nicht mehr, was bei König Sverker vorgehe. Mit ihren Verbündeten, dem Erikschen Geschlecht, könnten sie sich auch nicht mehr beraten, da der Erste unter ihnen, Erik Jarl, Gast und gleichzeitig

Gefangener auf Näs sei und von dort nie mehr wegzukommen scheine.

Wissen sei im Krieg der halbe Sieg, und Krieg werde es vielleicht schon bald geben, da alles darauf hindeute, dass König Sverker früher oder später seinen Eid brechen werde, den er dem Rat und dem Reichsthing gegeben habe. Seinen Sohn Johan habe er bereits als Wickelkind zum Jarl des Reiches ernannt, und das könne man kaum anders verstehen, als dass er in Johan und nicht in Erik Jarl den nächsten König des Reiches sehe. Er sei außerdem mit Waldemar dem Sieger verbündet, der der fürchterlichste

Gegner sei, den es im Norden gebe. Doch Waldemar sei kein Saladin, und ihn zu schlagen sei nicht vollkommen unmöglich. Aber dafür seien genaue Kenntnisse umso wichtiger.

Sune Folkesson hatte bessere Möglichkeiten als jeder andere, die Rolle des Verräters zu spielen. Seine Mutter war Dänin, und er besaß weder Güter noch Gold im Westlichen und Östlichen Götaland. Deswegen mochte es glaubwürdig erscheinen, wenn er sich als Halbdäne einen glanzvolleren Dienst suchte als den eines einfachen Gardesoldaten auf einem Waldgut der Folkunger.

Herr Arn unterstrich, dass er die Sache genau so darlegen müsse: Er solle sich als einfacher Gardesoldat auf einem Waldgut bezeichnen und nicht als Befehlshaber über drei Schwadronen leichte Reiterei von der Art, wie sie die Tempelritter verwendeten. Gardesoldat auf einem Waldgut - so lautete der richtige Ausdruck. Außerdem sollte er, wenn sie seine Fähigkeiten im Umgang mit Schwert und Lanze prüften, nicht mehr als nötig vorführen. Denn sein Können würde vermutlich auf Verwunderung und Misstrauen stoßen. Er brauchte keineswegs besonders begabt zu erscheinen, um königlicher

Gardesoldat auf Näs zu werden, für die Dänen reiche es schon, dass ein junger Folkunger mit dänischem Blut in den Adern bei ihnen in Dienst treten wollte.

Sune fiel es am schwersten, die Abmachung einzuhalten, dass niemand außer ihnen von der Sache erfahren durfte. Sunes Brüder würden glauben, dass er sie einfach im Stich gelassen habe, und man würde seinen Namen nie mehr erwähnen.

Warum das so sein musste, ließ sich leichter erklären als verstehen. Solange nur er selbst und Herr Arn das Geheimnis kannten, dass er keineswegs sein Geschlecht und seine

Brüder aufgegeben hatte, sondern Kundschafter auf Näs geworden war, konnte er nie verraten werden. Falls sie sich auf Näs begegnen sollten, würden sie es vermeiden, sich anzusehen, oder sie würden sich sogar Verachtung demonstrieren.

Nie würden sie sich treffen und nicht einmal in größter Verschwiegenheit ein Wort wechseln, bis der Tag kam, an dem Sune aus Näs fliehen musste, um bei den Folkungern Bericht darüber zu erstatten, wann und von wo aus ein fremdes Heer angreifen würde. Erst wenn es um Leben und Tod ging, sollte er zu seinen Verwandten

zurückkehren, keinesfalls aber vorher.

Während seiner Zeit auf Näs sollte er natürlich alles auskundschaften und sich merken, wie die Dänen ritten, welche Lanzenspitzen sie verwendeten und auch, was sonst von Wichtigkeit sein konnte. Doch diese Dinge waren es nicht wert, dass er ihretwegen zurückkam.

Bei seinem Sohn Magnus Månesköld wollte Arn einen versiegelten Brief hinterlegen, in dem die Wahrheit über Sune stand. Falls Arn also starb, während Sune sich noch mit seinem gefährlichen Auftrag in Näs befand, würde sich das

Wissen weitervererben.

Sune musste aufpassen, dass er niemandem, auch nicht seinen Brüdern gegenüber, ein Wort über das große Geheimnis verlor, ehe er Forsvik verließ. Außer Übungswaffen durfte er nichts nach Näs mitnehmen. Es wäre aber durchaus denkbar, dass er vor seiner Flucht eine kleine Geldbörse mit Silber entwendet habe, meinte Herr Arn und reichte sie ihm lächelnd.

Nach dieser Begegnung wurde Sune sehr still und verbrachte mehr Zeit als die anderen Jungherren in der Kirche, um Stärke im Gebet zu suchen. Eines frühen

Novembermorgens schlich er sich zu verschlafenen Bootsleuten auf ein Schiff, das Mehl und Glas nach Linköping bringen sollte, sprang bei den Stromschnellen von Mo von Bord und ging zu Fuß das Ostufer des Vättersees entlang, bis er auf einen Saiblingfischer stieß, der ihn gegen gute Bezahlung hinüber auf die Insel Visingsö brachte.

Was Herr Arn über den guten Empfang auf Näs gesagt hatte, bewahrheitete sich über Erwarten. Als Sune sich am nächsten Morgen beim Anführer der königlichen Garde meldete, wurde er erst ausgelacht, da er so jung und arm wirkte. Aber als

er sagte, er sei väterlicherseits Folkunger und mütterlicherseits Däne und habe bereits lange in der Garde gedient, sah die Sache schon ganz anders aus. Er musste warten, bis der Marschall höchstpersönlich, ein dänischer Herr namens Ebbe Sunesson, Zeit hatte, ihn zu empfangen. Der Rest war einfacher, als er sich das hatte träumen lassen. Ebbe Sunesson kannte seine Mutter sehr gut, da sie in zweiter Ehe mit einem Mann aus dem Hvideschen Geschlecht verheiratet war. Und es fiel dem Marschall auch gar nicht ein, diese dänische Frau dafür zu tadeln, dass sie ihren Sohn zurückgelassen

hatte, als sie in ihr Vaterland zurückgekehrt war. Wer vermochte schon zu sagen, wie schwer es gewesen wäre, ihn den Händen der wilden Folkunger zu entreißen? Vielleicht war es ja Gottes Wille, dass er jetzt zu seinen Verwandten zurückkehrte.

Blut war jedoch nicht alles. Sune musste auch beweisen, dass er das Zeug zur Garde besaß.

Die Prüfungen fielen ihm leicht, und er bemühte sich, an die Worte von Herrn Arn zu denken: Er dürfe nicht zu viel von seinen Fähigkeiten zeigen und dürfe seinen Stolz nicht mit seiner Vernunft durchgehen

lassen. Die dänischen Gardemänner, gegen die er mit dem Schwert antreten musste, wären spielerisch zu bezwingen gewesen, und selbst die Siebzehnjährigen auf Forsvik hätten kaum Mühe mit ihnen gehabt.

Bereits am ersten Tag auf Näs hatte er das rote Hemd der Sverkersippe überziehen dürfen, und das war der Augenblick in seinem Leben, der ihn am meisten erniedrigte. Am Abend durfte er dann an der Tafel des Königs sitzen, wo die Neuigkeit, dass sich ein kecker Folkunger der königlichen Garde angeschlossen habe, froh aufgenommen wurde.

Bereits an diesem ersten Abend

fielen seine Augen auf die Königstochter Helena mit ihrem langen goldblonden Haar. Und auch sie sah ihn immer wieder an.

Später durfte er dann allerdings nicht mehr an der Tafel des Königs sitzen, sondern musste an ihr bedienen. Die dänischen Sitten unterschieden sich stark von denen in Götaland, unter anderem waren es keine Leibeigenen oder Freigelassenen, die an der königlichen Tafel aufwarteten, sondern junge Männer, die Pagen genannt wurden. Deswegen begann Sune sein Leben auf Näs nicht, wie er erwartet hatte, in der Garde, sondern

als einer, der die Arbeiten des Hausgesindes zu verrichten hatte. Er hätte sich natürlich fragen können, ob das nicht eigentlich eine Schande war, aber diese Frage wurde bald unwesentlich, da er so Gelegenheit hatte, Helena jeden Abend zu sehen, und auch wenn er nie mit ihr sprechen konnte, so begegneten sich doch ihre Augen immer öfter in geheimem Einvernehmen.

Auf den Ehrenplätzen der königlichen Tafel saßen immer König Sverker, seine neue Folkungerkönigin Ingegerd Birgersdotter und die Tochter Helena. Daneben hatte der königliche Marschall Ebbe Sunesson

seinen Platz, und es kam vor, dass die Königin ihren Sohn Johan Jarl mitbrachte, dem sie bei solchen Anlässen eine kleine Krone aufzusetzen pflegte.

Dass sie damit die vier Söhne aus dem Erikschen Geschlecht kränkte, die auf den schlechtesten Plätzen der Tafel saßen, schien ihr durchaus bewusst zu sein. Von ihrem Sohn sprach sie immer nur als dem Jarl, während sie Erik Jarl Erik Knutsson nannte. Es war eindeutig, wer in den Augen Ingegerds der nächste König werden sollte.

Erik Jarl und seine Brüder Jon, Joar und Knut zeigten sich an der

Tafel nie fröhlich, da sie jede Mahlzeit als erneute Schmach empfanden. Wenn der König ab und zu von ihnen als von seinen lieben Gästen sprach, ihnen zutrank und Freude darüber heuchelte, sie ganz in seiner Nähe zu haben, lachten viele Dänen im Saal offen und roh. Die Söhne aus dem Erikschen Geschlecht waren auf Näs Gefangene und nichts anderes.

Sune gegenüber benahmen sie sich feindselig und wollten sich kaum von ihm bedienen lassen. Sie gaben vor, empfindliche Nasen zu haben, und behaupteten, der Geruch eines Verräters vertrage sich nicht gut mit

dem von Bier und Braten. Sie betranken sich oft, manchmal so sehr, dass sie von der Tafel geschleppt werden mussten. König Sverker betrachtete das mit Wohlgefallen und bestellte manchmal sogar noch mehr Bier, wenn es den Anschein hatte, dass sie mit dem Trinken aufhörten.

In seiner ersten Zeit auf Näs war es Sune fast unmöglich, auch nur eine einzige Nacht gut zu schlafen. Er lag mit zehn schnarchenden und stinkenden Gardesoldaten in einer feuchten und kalten Kammer und wälzte sich auf seinem Lager hin und her. Die Scham des Verräters loderte in ihm und gleichzeitig die Trauer

darüber, ständig mitansehen zu müssen, wie die Söhne des Königs ihre Ehre unter den Tisch tranken, während sie für ihn nur Verachtung übrig hatten. Doch die Flamme, die Helena Sverkersdotter in ihm entzündet hatte, brannte noch heißer. Wenn er endlich eingeschlafen war und etwas träumte, dann träumte er von ihrem Gesicht, ihrem langen Haar und ihren schönen Augen.

Kurz vor Mittsommer wurde Helena Sverkersdotter achtzehn Jahre alt, und das sollte auf Näs groß gefeiert werden. Ihr zu Ehren würden dänische und fränkische Turniere stattfinden, bei denen Ritter mit

Streitkolben und Schwertern
aufeinander losgingen, Wettkämpfe,
auf die sich die einfachen Männer aus
Svea- und Götaland nicht verstanden.

Sune begriff sehr gut, dass er sich
von diesem Spektakel fernhalten
musste, denn gerade davor hatte Herr
Arn ihn gewarnt. Aber als
bekanntgegeben wurde, dass dem
Sieger des Turniers die Ehre zuteil
würde, zwei Tage lang als Prinz mit
Krone an der königlichen Tafel neben
der jungen Helena zu sitzen, trug die
Sehnsucht seines Herzens den Sieg
über seine Vernunft davon.

Der Wettstreit sollte nach
fränkischen Regeln ablaufen, und

alle, die sich dazu berufen fühlten, durften teilnehmen, wenn auch auf eigenes Risiko. Der innere Burghof von Näs wurde gefegt, und an der einen Längsseite stellte man ein hohes Gerüst mit Bänken auf, von dem aus der König und seine Gäste das Turnier gut verfolgen konnten.

Sune litt schwere Qualen, als er die anderen Gardesoldaten über den Wettstreit sprechen hörte, an dem die meisten mit Pferd und mit Streitkolben teilnehmen wollten. Für einen Mann der Garde war es unmöglich, einen solchen Wettstreit zu gewinnen, das blieb den dänischen Herren vorbehalten, aber es war

bereits eine große Ehre, nicht zu den Ersten zu gehören, die in die Knie gezwungen wurden, sondern zu den Letzten.

Je mehr die anderen darüber redeten, wie es bei dem Wettstreit zugehen würde, desto unmöglicher war es Sune, der Versuchung zu widerstehen. Schließlich kleidete er sich wie die anderen, holte einen roten Schild, einen Streitkolben und das Pferd, auf dem er sich inzwischen am besten eingeritten hatte.

Hörner erklangen und Trommeln dröhnten, als die vierzig Reiter mit Schilden und Streitkolben vor dem König und seinen Gästen im Kreis

ritten. Eine Stunde später würde nur noch einer von ihnen im Sattel sitzen. Um die Männer anzustacheln, erhob sich der König und hielt die Siegerkrone in die Höhe. Es wurde vollkommen still, und alle Kämpfer beteten leise ein Vaterunser. Ein durchdringendes Hornsignal erklang, und mit einem Mal verwandelte sich der Burghof in ein kreischendes und lärmendes Durcheinander von Pferden und Kämpfern, die nach Herzenslust aufeinander eindroschen. Sofort stürzte ein ganzes Dutzend Männer zur Erde.

Sune hatte sich zunächst ein wenig abseits gehalten und sich bemüht,

keine Schläge abzubekommen, statt dass er selbst jemanden aus dem Sattel geschlagen hätte. Mit einem Pferd aus Forsvik hätte er seinen Gegnern nur auszuweichen brauchen, bis er mit dem Letzten allein gewesen wäre. Aber sein dänisches Pferd war für einen so einfachen Wettstreit zu langsam und musste die ganze Zeit angespornt werden.

Die Stallknechte hatten alle Hände voll zu tun, die aus dem Sattel geworfenen Gardesoldaten wegzuschleifen und deren herrenlose Pferde einzufangen, die für Unordnung sorgten. Als die Hälfte der Gardesoldaten vom Pferd

gefallen war, konzentrierten sich die dänischen Herren auf ihresgleichen, da sie sich ausgerechnet hatten, dass nur einer aus ihren Reihen siegen konnte. Außerdem würden sie mit den übrigen Männern der Garde leichter fertigwerden, wenn es mehr Platz gab und das Risiko eines unglücklichen Schlags von hinten geringer war.

Sune hatte es deswegen die erste halbe Stunde ziemlich leicht. Er hielt sich am Rand des Burghofes, sah sich aufmerksam um und blieb die ganze Zeit in Bewegung, um kein unbewegliches Ziel abzugeben.

Erst als nur noch zehn Reiter übrig waren, landete Sune seinen ersten

Treffer, indem er einen Mann von hinten auf den Helm und damit aus dem Sattel schlug. Die Zuschauer lachten und waren erstaunt, denn es war einer der dänischen Herren, der nun zu Boden ging. Jetzt schienen auch die anderen Reiter Sune entdeckt zu haben und als Gegner ernst zu nehmen, da er einer der letzten drei Gardesoldaten war, die noch im Sattel saßen. Bald war er das Ziel aller und wurde um den Burghof gejagt, was für die Verfolger jedoch nicht ganz ungefährlich war, da sie dabei Gefahr liefen, von den Reitern getroffen zu werden, die lauernd ganz außen in entgegengesetzter Richtung

ritten.

Als außer Sune nur noch vier Herren übrig waren, wäre es am klügsten gewesen, wenn er sich vom ersten Besten hätte besiegen lassen. Es schien beabsichtigt zu sein, dass der königliche Marschall Ebbe Sunesson den Sieg davontrug, da niemand ihn anzugreifen wagte, auch wenn sich eine gute Gelegenheit bot. Aber Sunes brennender Wunsch, neben Helena zu sitzen, war stärker als seine Vernunft. Er hatte seine Kräfte geschont und bisher nur die Hälfte von dem gezeigt, was er konnte. Jetzt näherte sich die Entscheidung, und wenn er sich nicht

schlagen lassen wollte, musste er sein Ganzes geben.

Als zwei von den Herren Seite an Seite auf ihn losgingen, während Herr Ebbe und der vierte dänische Reiter zusahen, wurde Sune klar, dass er den Wettstreit tatsächlich gewinnen konnte. Er ritt mit seinen beiden Verfolgern eine Runde, dann wich er schräg aus und blieb mitten auf dem Burghof stehen, ließ sein Pferd sich aufbäumen und wendete es, so dass der eine Herr von den Vorderhufen seines Pferdes getroffen wurde, während er dem anderen seinen Streitkolben ins Gesicht schlug.

Da hob Ebbe Sunesson

überraschend den Mann aus dem Sattel, der mit den Händen auf dem Sattelknauf neben ihm saß und offenbar vollkommen unvorbereitet war. Anschließend ritt er zweimal in verhaltenem Galopp vor der Gesellschaft des Königs hin und her, winkte und nahm den tosenden Beifall der Zuschauer entgegen, ehe er sich Sune zuwandte, der schon auf ihn wartete.

Als Herr Ebbe langsam und siegesgewiss im Schritt auf Sune zuritt, um ihm jeden Bewegungsspielraum zu nehmen, ehe er angriff, entschied sich Sune, einen einfachen, aber verheerenden Trick

zu versuchen, den alle auf Forsvik beherrschten. War der Gegner nicht vorbereitet oder unterschätzte er die Gefahr, hatte man gewonnen. Kannte der Gegner den Trick oder durchschaute ihn, war man rettungslos verloren.

Als hätte er vor dem dänischen Marschall Angst, ließ sich Sune zwei Runden im Galopp um den Burghof jagen, bis sich Herr Ebbe von hinten näherte und die Zuschauer vor Aufregung kreischten. Da blieb Sune überraschend stehen und duckte sich, so dass der Streitkolben seines Gegners über ihn hinwegpiff, wobei er gleichzeitig in die andere Richtung

schlug und seinen Verfolger über der Brust erwischte. Herr Ebbe flog eine Lanzenlänge nach hinten, ehe er mit Rücken und Hintern auf dem Boden aufschlug. Sune nahm den Helm ab und strich seine Kleider glatt, ehe er mit ernster Miene zu König Sverker ritt und sich verbeugte, wobei er die rechte Hand zum Zeichen der Treue ans Herz gedrückt hielt. Ganz kurz blickte er Helena tief in die Augen, ehe er sich wieder aufrichtete. Wenn seine Vernunft nicht ohnehin schon beeinträchtigt war, dann spätestens jetzt durch den Blick, den ihm Helena zuwarf.

Rasend kam Herr Ebbe

herangehinkt und brüllte, dass dieser Schelm von Gardesoldat ein solches Glück gehabt hätte, das einem Sieger nicht würdig sei, und dass er als zweiter Sieger auf seinem Recht beharre, den Sieg mit dem Schwert zu entscheiden.

Der König sah erstaunt aus, da er von dieser besonderen Regel noch nie gehört hatte. Aber einige Dänen neben ihm nickten ernst und zustimmend, dass die Entscheidung im Falle eines unklaren Sieges mit dem Schwert herbeigeführt werden könne. König Sverker blieb nichts anderes übrig, als Sune zu fragen, ob er mit einem weiteren Kampf

einverstanden sei oder ob er Herrn Ebbe den Sieg zugestehen wolle, da es gefährlich sein könne, sich mit einem solchen Schwertkämpfer zu messen.

Sune war jetzt den beiden Abenden an Helenas Seite so nahe wie nie zuvor, und keine Vernunft der Welt konnte ihn dazu bringen zurückzutreten. Der König seufzte und verfügte, dass die beiden Krieger in einer Stunde mit Schwert, Schild und Helm wieder antreten sollten.

Sune musste sein Pferd eigenhändig in den Stall zurückführen, während Herrn Ebbes Pferd von Gardesoldaten versorgt

wurde. Als er aus dem Stall in die Waffenkammer trat, hatten sich dort alle Gardesoldaten versammelt und überschlugen sich darin, ihm gute Ratschläge zu geben. Die meisten meinten, er solle auf seinen linken Fuß achten, denn früher oder später habe es Herr Ebbe immer auf diesen Schwachpunkt abgesehen und lasse dann sein Schwert ganz niedrig über den Boden sausen. Andere meinten, er müsse besonders aufpassen, wenn Herr Ebbe so täte, als wäre er aus dem Gleichgewicht geraten, und ihm halb den Rücken zuwendete, denn dann folge entweder ein Hieb auf den linken Fuß oder in Richtung Kopf,

und zwar aus der Kreisbewegung heraus.

In der Waffenkammer hingen mehrere Folkungerschilder, die jedoch lange nicht mehr bemalt oder repariert worden waren. Die Versuchung wurde zu groß, als Sune einen dieser Schilder entdeckte, der ihm fast ebenso gut passte wie sein eigener auf Forsvik. Bei den Schwertern fiel ihm die Wahl nicht so schwer, denn die Dänen verwendeten keine nordischen Schwerter, wie es in Götaland üblich war, sondern fränkische oder sächsische, die denen auf Forsvik glichen.

Sune war ebenso groß wie Herr

Ebbe, wirkte jedoch kleiner, da ihm sein Gegner mindestens tausend Gelage voraus hatte und deshalb riesig aussah, als er in seiner Rüstung vortrat und sich vor dem König und der Königin verbeugte. Als Sune seinen Blick wieder hob, schaute er in Helenas unruhige Augen.

Im ersten Augenblick des Kampfes spürte Sune, dass er vor Angst wie gelähmt war. In den Hieben von Herrn Ebbe lag eine gewaltige Stärke, und er griff mit einem so hasserfüllten Blick an, als seien sie Feinde auf einem Schlachtfeld. Außerdem benutzten sie keine Übungsschwerter, sondern scharf

geschliffene. Als Sune begriff, dass er wirklich den Tod vor Augen hatte, verfluchte er seinen Hochmut. Eine ganze Weile gelang ihm kein einziger Hieb, denn er hatte alle Mühe, zu parieren und auszuweichen.

Alles, was ihm die Männer der Garde vorher erzählt hatten, schien zu stimmen, denn innerhalb kürzester Zeit hatte Herr Ebbe zweimal mit dem Schwert auf Sunes linken Fuß gezielt, und zweimal tat er so, als schwanke er zur Seite, nur um sich blitzschnell umzudrehen und wie rasend auf Sunes Kopf loszuschlagen.

Dem König und seinen Gästen gefiel nicht, was sie da sahen, denn

ein Festtag sollte nicht mit Blut und Tod enden. Die Ehre verbot es jedoch selbst dem König, sich in einen Zweikampf einzumischen, der bereits begonnen hatte.

Nachdem der Kampf eine Weile gedauert hatte, merkte Sune, dass er wieder klarer denken konnte, denn jetzt wurden die Pausen zwischen den Attacken größer. Während ihm das Herz bis zum Hals schlug, hatte er alles getan, was er von Kindesbeinen an geübt hatte, ohne auch nur einmal nachzudenken. Er hatte immer nur von eins bis drei gezählt und sich auf Drei bewegt, um dann die Klinge seines Gegners an seinem Kopf oder seinem

linken Fuß vorbeisausen zu sehen. Langsam erfüllten ihn immer mehr Selbstvertrauen und die Gewissheit, ein Forsviker zu sein. Was er in Forsvik konnte, das konnte er auch hier.

Statt sich nur zu verteidigen, ging er allmählich zum Angriff über, und schon bald trieb er Herrn Ebbe vor sich her und ließ es gar nicht erst zu, dass dieser auf seinen Fuß oder seinen Kopf zielte. Außerdem musste er sich das Ende des Kampfes vorstellen. Wie man ihn verlor, sah er mühelos vor sich. Aber wie gewann man ihn? Sollte er, der Kundschafter, den Herr Arn ermahnt hatte,

möglichst unauffällig zu sein, wirklich den Marschall des Reiches töten?

Je länger sie kämpften, desto müder wurde Herr Ebbe und desto mehr begann er zu keuchen. Es ergaben sich für Sune immer mehr Gelegenheiten, ihm eine schwere Verwundung beizubringen. Er beschloss, seinen Gegner nicht zu töten, sondern den Kampf so lange fortzusetzen, bis dieser völlig erschöpft war, denn jetzt war nicht mehr zu übersehen, wer von den beiden der ältere war.

Oben auf der Tribüne hatten schon mehrere der dänischen Edelleute dem

König zugeflüstert, dass der Kampf abgebrochen werden müsse, ehe er ein schreckliches Ende nehme, selbst wenn man damit gegen den geltenden Brauch verstieße. Herr Ebbe würde vermutlich nur noch erschöpfter werden, und schon jetzt hätte der junge Folkunger ihn wahrscheinlich töten können, wenn er das gewollt hätte.

Der König musste jedoch nicht eingreifen. Plötzlich hob Herr Ebbe die Hand, trat auf den König zu und meinte, er wolle den jungen Knappen begnadigen. Denn es wäre wirklich schade, meinte er atemlos, einen so fähigen Jüngling töten zu müssen, der

lieber seinem König dienen solle, statt so früh das Zeitliche zu segnen.

Ohne das geringste spöttische Lächeln stimmte der König diesen offenbar edlen und klugen Worten nachdenklich zu, winkte Sune zu sich und fragte ihn, ob er mit einem Sieg unter diesen Bedingungen einverstanden sei. Eine Menge törichter Antworten schossen Sune durch den Kopf, aber es gelang ihm, sich zurückzuhalten, und er verbeugte sich nur und meinte, es sei eine große Ehre, vom mächtigsten Schwertkämpfer, dem er je begegnet sei, diesen Gunstbeweis zu erhalten.

Das war gewiss die größte Lüge,

die Sune über die Lippen gekommen war, seit er sich auf Näs befand. Aber er hatte versucht, seine Torheit zumindest mit einem Quentchen gesunden Menschenverstands aufzuwiegen.

Und doch war es vielleicht gerade diese Torheit, die die Zukunft des Reiches rettete. Denn so wie die Ereignisse jetzt ineinandergriffen, wurden viele Leben gerettet, obwohl noch mehr verlorengingen.

An zwei langen Abenden durfte Sune mit der Siegerkrone neben Helena sitzen, und diese Zeit war mehr als ausreichend, um das schwelende Feuer in ihnen so recht

auflodern zu lassen. Obgleich sie vor aller Augen dagesessen hatten und sich entsprechend hatten benehmen müssen, hatten sie sich seitdem nicht nur ihre Leidenschaft füreinander gestanden, sondern auch praktischere Dinge besprochen, wie sie sich beispielsweise unter vier Augen treffen konnten oder zumindest unter Verhältnissen, die dem einigermaßen nahekamen.

Helena war Königstochter, und es war noch keineswegs entschieden, welche Zweckehe sie eingehen sollte. König Sverker hoffte vermutlich, sie mit dem dänischen König Waldemar dem Sieger verheiraten zu können. Es

bestanden zwar keine allzu großen Hoffnungen, da ein so mächtiger Mann wohl lieber Ehebande mit dem Frankenreich oder mit dem deutschen Reich knüpfen würde. Aber solange Waldemar der Sieger unverheiratet war, bestand immerhin die Möglichkeit.

Schlimmstenfalls konnte man Helena mit einem Folkunger oder sogar einem Mann aus dem Erikschen Geschlecht verheiraten, um den Frieden im Reich zu sichern. Solange keine Entscheidung getroffen war, durfte sie auf Näs bleiben und womöglich noch schöner werden, als sie es ohnehin schon war. Eigentlich

hätte ihr Vater sie in eines der sverker'schen Klöster bringen müssen, nach Vreta oder Gudhem, wo sie sich auf die Hochzeit hätte vorbereiten können.

Doch er hatte sie viel zu lieb, als dass er sie ins Kloster geschickt hätte. Außerdem rief sie eine Zeit ins Gedächtnis, die in mancherlei Hinsicht glücklicher gewesen war als seine Jahre als Regent. Ihre Mutter Benedikta war eine holde und liebevolle Frau gewesen, seine neue Königin Ingegerd hingegen war hart und gewöhnlich, und ihre Machtgier glich der eines Mannes. Kaum hatte sie ihm einen Sohn geboren, tat sie

alles, um mit ihm nicht mehr das Bett teilen zu müssen, und ständig lag sie ihm mit unwichtigen Dingen in den Ohren oder aber mit Ränkespielen, die sie alle Kopf und Kragen kosten konnten. Helena dagegen war wie ein schönes Andenken, das ihn an sein vergangenes Glück erinnerte, weshalb er sie nicht in ein Kloster stecken wollte.

Das hätte er jedoch sofort gemacht, wenn er geahnt hätte, mit wem sich seine Tochter nachts traf. Diese Begegnungen waren allerdings sehr tugendhaft, denn Helena hatte vor Gott gelobt, niemals einen Mann zu nächtlicher Stunde in ihre Kammer zu

lassen. Ihre Kammer hatte einst als Versammlungsraum des königlichen Rats gedient, war jedoch schon lange zu klein für diese ständig wachsende Gesellschaft. Sie befand sich hoch oben im östlichen der beiden Türme, und der wilde Wein, der sich an den Mauern emporrankte, war für einen eifrigen jungen Mann zum Klettern gut geeignet.

Das Zeichen waren zwei Kerzen, die sie in ihrem Fenster entzündete. Für Sune, der nach seinem Sieg beim Turnier den Befehl über einen Teil der Garde erhalten hatte, war es nicht weiter schwierig, sich auch des Nachts auf den Mauern aufzuhalten,

er musste ohnehin überprüfen, ob die Wachen auch das taten, was ihnen aufgetragen war.

Die Begegnungen zwischen Sune und Helena wurden immer zahlreicher, und es gelang ihm zwar nie, in ihre Kammer zu kommen, aber dafür umso mehr, sich einen Platz in ihrem Herzen zu erobern. Er blieb immer, bis er kein Gefühl mehr in den Armen hatte, mit denen er sich am wilden Wein festklammerte. Doch bis dahin dauerte es eine ganze Weile, da er stärker war als die meisten anderen und am eifrigsten von allen.

Sie weigerten sich einzusehen, dass ihre Liebe hoffnungslos sein

sollte, und wollten sich nicht damit abfinden, dass sie als Königstochter keinen schlichten Gardesoldaten heiraten durfte. Ihnen schien es vollkommen unwichtig, dass sie aus dem sverker'schen Geschlecht stammte und er ein Folkunger war, und sie schworen sich bereits nach zwei Wochen ewige Treue, nachdem er es zum ersten Mal gewagt hatte, sich vorzubeugen und sie zu küssen.

Da ihre Liebe und ihr Vertrauen zueinander so groß waren, erzählte ihm Helena auch Dinge, für die sie wegen Hochverrats hätte angeklagt werden können und die sie den Kopf gekostet hätten, wenn sie jemand

belauscht und verraten hätte. So erfuhr Sune eines Nachts, dass die Tage von Erik Jarl und seinen Brüdern gezählt waren. Königin Ingegerd hatte ihr Leben gefordert, um die Sicherheit ihres eigenen Sohnes Johan und die Rechtmäßigkeit seiner Thronfolge sicherzustellen. Wie eine Schlange hatte sie dem König Gift ins Ohr geträufelt und gesagt, sie sei überzeugt, dass das Eriksche Geschlecht nur auf die rechte Gelegenheit wartete, ihn zu töten. Ständig meinte sie neue heimliche Anzeichen dafür wahrzunehmen, dass es eine Verschwörung auf Näs gab.

Schließlich hatte König Sverker eingewilligt. Die Brüder sollten ertränkt und zum Begräbnis nach Varnhem gebracht werden. Auf ihren Leichen würde es keinerlei Wunden von Dolchen oder Schwertern geben, und man wollte verbreiten lassen, dass sie auf dem Vättersee Saibling gefischt hätten und dabei einem der vielen unberechenbaren Herbststürme auf dem See zum Opfer gefallen seien.

Doppelte Trauer erfüllte Sune, als er von diesen Plänen hörte. Vielleicht kümmerte ihn das Leben der Königssöhne aus dem Erikschen Geschlecht sogar weniger als die

Tatsache, dass er mit diesem Wissen nach Forsvik zurückkehren und sich von Helena trennen musste. Deshalb versuchte er, einen Weg zu finden, die Brüder zu warnen.

Beim Abendessen saß er oft bei Erik Jarl und seinen Brüdern, obwohl sie sich alle vier weigerten, mit ihm zu sprechen. Sie behandelten ihn wie Luft, wie es ein Verräter verdiente. Mit lauter Stimme, so dass alle es hören konnten, hatte Erik Jarl mehr als einmal beklagt, dass Herr Ebbe den jungen Sune damals nicht um einen Kopf kürzer gemacht habe, aber dass es dafür vielleicht noch nicht zu spät sei.

Eines Abends, als Sune ganz in der Nähe von Erik Jarl saß, kam der Augenblick, auf den er mit zunehmender Sorge gewartet hatte. Jetzt durfte er nicht länger zögern, jetzt musste es geschehen.

»Der König hat die Absicht, euch bald ertränken und hinterher verbreiten zu lassen, ihr wäret beim Fischen in einen Sturm geraten. Euch bleibt nur noch wenig Zeit, um zu fliehen«, sagte er flüsternd, während er Erik Jarl mit einer höfischen Verbeugung ein Stück Braten reichte.

»Und warum sollte ich einem Verräter wie dir glauben?«, zischte Erik Jarl, allerdings ziemlich leise.

»Weil ich einer von Arn Magnussons Männern bin und nicht ein Mann des Königs und weil ich einen Kopf kürzer wäre, würde jemand diese Worte hören«, erwiderte Sune, während er Erik Jarl Bier aus einer Kanne nachschenkte.

»Wohin können wir fliehen?«, flüsterte Erik Jarl, der plötzlich ernst und sichtlich angespannt wirkte.

»Nach Forsvik. Bei Herrn Arn gibt es Schutz und Reiter«, antwortete Sune und hob seinen Bierkrug. »Aber es eilt, ihr habt nicht mehr viele Nächte vor euch.«

Erik Jarl nickte und trank zum

Erstaunen seiner Brüder Sune zu.

Zwei Tage später war die Aufregung groß, als man entdeckte, dass Erik Jarl und seine Brüder geflohen waren. Niemand wusste, wohin oder wie, und auch das Auspeitschen der Wachen, die in der Nacht Dienst gehabt hatten, half nichts.

Die misstrauische Königin Ingegerd warf argwöhnische Blicke auf Sune, denn sie meinte gesehen zu haben, dass Sune und Erik Jarl vor nicht allzu langer Zeit und gegen ihre sonstige Gewohnheit eine geflüsterte Unterhaltung geführt hätten. König Sverker meinte, es sei unmöglich,

dass ausgerechnet Sune, der tapfere und treue Knappe, die Eriksche Sippschaft gewarnt hätte. Denn woher hätte er wissen sollen, was dem König, der Königin und dem Marschall durch den Kopf gehe? Und wer von ihnen dreien hätte wohl die heimlichen Pläne verraten wollen? Sollte etwa Ebbe, dessen Gefühle für den jungen Sune nach seiner schmachlichen Niederlage kein Geheimnis waren, sich ihm anvertraut haben? Oder gar er selbst oder die Königin? Nein, die Brüder hätten einfach Glück gehabt, das sei alles. Außerdem hätten sie natürlich keinen Grund gehabt, sich auf Näs

sonderlich wohlzufühlen.

Der König versprach demjenigen, der ihm sagen konnte, wo sich die Brüder versteckten, zwei Mark reines Gold, denn vom Erdboden verschwunden konnten sie schließlich nicht sein.

Es dauerte ein ganzes Jahr, bis er Kenntnis davon bekam, dass sie sich auf einem Folkungerhof im nördlichen Teil des Westlichen Götalands versteckten, der Älgarås hieß. Da befahl er Ebbe Sunesson, mit hundert Reitern loszuziehen und ihm entweder die Köpfe der vier zu bringen oder die Brüder lebend nach Näs zu schaffen.

Dass das Versteck der vier Eriker entdeckt worden war und dass sie sterben sollten, erfuhr Sune noch in derselben Nacht. Es sollte seine letzte Fensterstunde bei Helena sein, denn jetzt wurde er gefasst. Die Königin hatte ihre eigenen Wachen geschickt, um nach denen Ausschau zu halten, die sie am meisten im Verdacht hatte, die Königstochter und Sune.

Unverzüglich wurde Sune in eines der Turmverliese geworfen, ohne dass man sich die Mühe machte, ihn vorher einer qualvollen Folter zu unterwerfen. Möglicherweise dachten sich die Gardesoldaten, die ihn

gefangen nahmen, dass es für Sune, der sich doch trotz allem als rechter Mann erwiesen hatte, eine Schande wäre, wenn er nicht einmal selbst zum Richtblock gehen könnte, um einen ehrenvollen Tod zu sterben.

Im Turmverlies hörte Sune in dieser Nacht das Klappern von Steigbügeln und Waffen, was nur bedeuten konnte, dass sich die hundert Reiter des Königs auf den Abmarsch in der Morgendämmerung vorbereiteten, und er verfluchte sich selbst. Er hatte sein Spiel zu weit getrieben und beklagte sich nun darüber, dass die Liebe nicht nur ihm und vielleicht auch den vier

Königssöhnen den Tod gebracht, sondern ihn außerdem in die Verzweiflung getrieben hatte, und das war eine schwere Sünde. Wer verzweifelte, grub sich sein eigenes Grab. Er begann zum heiligen Georg zu beten, dem Beschützer der Ritter und Edelmütigen.

Als die Nacht am finstersten war, knirschten vorsichtig die Schlüssel zu seinem Verlies, und zwei dunkel gekleidete Männer traten ein und führten ihn freundlich und sehr leise die Treppe hinauf. Dort oben wartete Helena auf ihn. Rasch und flüsternd nahmen sie Abschied voneinander. Helena sollte ins Kloster Vreta

geschickt werden und ließ Sune schwören, sie dort herauszuholen. Der Gedanke an Klosterraub hatte ihn zögern lassen, da dies eine der schmachlichsten Taten war, die man begehen konnte. Aber sie versicherte ihm, dass sie zum einen nie ein Klostergelübde ablegen würde, schließlich sei sie eine Königstochter und wolle keine Nonne werden, und dass sie ihm zum anderen entgegenlaufen werde, sobald sie die blauen Mäntel auf Vreta zureiten sähe.

Er schwor ihr, dass er und seine Verwandten, eine Schwadron an der Zahl, in blauen Mänteln und am

hellichten Tag, damit sie schon von weitem zu sehen sein würden, nach Vreta reiten würden, um sie zu befreien.

Sie küssten sich unter Tränen, dann riss sie sich los und eilte in der Dunkelheit davon.

Unterhalb der Burg wartete ein kleines Boot. Der Wind kam von Süden und würde ihn in einer Nacht nach Forsvik bringen.

* * *

In der Morgendämmerung ging Sune

in zerrissenen und schmutzigen Sverkerkleidern bei Forsvik an Land. Seine beiden Weggefährten hatten den Hafen eilig verlassen und Kurs nach Norden genommen. Sie würden nie mehr nach Näs zurückkehren, und das brauchten sie auch nicht. Helena hatte ihnen mit ihrem Goldschmuck einen Lohn gezahlt, der ihnen woanders ein angenehmes Leben ermöglichte.

Zu dieser frühen Stunde waren auf Forsvik erst wenige Menschen auf den Beinen, aber als einer der Jungherren, der gerade auf dem Weg zum Abtritt war, Sune erblickte, schlug er sofort mit der großen Glocke Alarm. Wenige Augenblicke

später war Sune von bewaffneten und wütenden Jungherren umringt, die ihn als Verräter beschimpften. An Händen und Füßen gefesselt, wurde er zur großen Glocke geschleift, die der Versammlungsplatz bei Alarm war. Dort drückte man ihn auf die Knie, und alle warteten auf Herrn Arn, der erst halb in seiner Rüstung steckte und nun eilig angelaufen kam.

Als er Sune sah, blieb er stehen, lächelte und zog seinen Dolch aus dem Gürtel. Er trat auf den gefesselten Sune zu, durchschnitt das Seil, mit dem seine Füße und Arme gebunden waren, umarmte ihn und küsste ihn auf beide Wangen. Um sie

herum wurde es vollkommen still.

Die Wut der Jungherren, die inzwischen fast vollzählig versammelt waren, war verflogen, und sie schauten sich fragend an.

»Bedenkt das Wort des Herrn, ihr Forsviker!«, sagte Arn. »Was ihr seht, ist nicht immer, was ihr meint, und verurteilt nie jemanden wegen seiner Kleider. Dies ist euer wahrer Bruder Sune Folkesson, der in unseren Diensten steht und als Kundschafter bei Sverker auf Näs gewesen ist. Er hat sein Leben aufs Spiel gesetzt und durch seine Worte Erik Jarl und seinen Brüdern das Leben gerettet. Deswegen sind sie zu uns gekommen,

und deswegen nur sind sie bei diesem falschen König dem Tode entronnen. Alle, die schlecht von Sune denken, sollen erst Gott um Vergebung bitten und dann Sune selbst!«

Die Ersten, die Sune umarmten, waren Bengt Elinsson und Sigfrid Erlingsson. Danach kamen alle anderen.

Arn befahl, im Badehaus einzuheizen und neue Folkungerkleider zu bringen. Die roten Lumpen, die Sune trug, solle man verbrennen. Sune versuchte einzuwenden, er habe eilige Neuigkeiten und keine Zeit zum Baden, aber da schüttelte Arn nur

lächelnd den Kopf und meinte, nichts sei so eilig, dass man nicht erst noch nachdenken könne. Dass es keine Kleinigkeit gewesen sein konnte, die Sune veranlasst hatte, seinen Dienst auf Näs zu verlassen, war ihm durchaus bewusst.

Sune beeilte sich beim Baden und stürmte dann zu Arns und Cecilias Haus, noch während er sich die Folkungerkleider überzog. Dort warteten das frische Morgenbrot der Sarazenen und eine kräftige Suppe mit Hammelfleisch auf ihn und natürlich Herr Arn und Frau Cecilia, die ihn beide mit Tränen in den Augen umarmten und zu Hause

willkommen heißen.

Beim Essen erzählte Sune rasch das Wichtigste. König Sverker habe schließlich doch erfahren, dass sich Erik Jarl und seine Brüder auf Älgarås versteckten. Er würde hundert schwerbewaffnete Männer schicken, sie zu erschlagen. Wenn es wirklich wahr sei, dass sich die Brüder auf Älgarås aufhielten, dann hätten sie nicht mehr viel Zeit.

Arn nickte düster, denn sie hatten auf Bengt Elinssons Anraten Erik Jarl und seine Brüder nach Älgarås gebracht, da es dort keine sverker'schen Familien gab und da der König vermutlich eher in

Richtung Eriksberg als im Herzland der Folkunger im Norden suchen würde. Erik Jarl war außerdem klug genug gewesen, bei seiner Ankunft in Forsvik Arn unter vier Augen von Sunes Warnung zu erzählen. Niemand anders hatte er ein Wort davon gesagt, und Arn hatte ihm bestätigt, dass Sune die ganze Zeit Forsviker geblieben sei, obwohl er sich auf Näs den roten Mantel umgehängt habe. Erik Jarl hatte erzählt, wie seltsam Sune es angestellt habe, kein großes Aufsehen um seine Person entstehen zu lassen. Darüber mussten sie später ausführlicher sprechen, denn jetzt war keine Zeit zu verlieren.

Drei Schwadronen in vollen Waffen, davon zwei mit leichter Reiterei und eine schwer gepanzerte, verließen Forsvik noch am selben Morgen. Bei der Musterung vor dem Abmarsch hatte Arn lediglich gesagt, dass es sich nicht um eine Übung handle, denn jetzt geschehe das, worauf sie sich so lange vorbereitet hätten. Deswegen seien alle Übungsschwerter durch scharfe ersetzt worden, und deswegen seien die Pfeile nicht stumpf und die Lanzen nicht mit einer runden Spitze versehen, sondern mit einer dreigeteilten Stahlspitze.

Vielleicht hätten sie mehr Erfolg

gehabt, wenn sie nur mit der leichten Reiterei von Forsvik losgeritten wären und nicht mit einer Schwadron schwerer Reiter, die die anderen aufhielt. Doch im Nachhinein war man immer klüger.

Was Sune über die Pferde und Waffen der dänischen Ritter zu erzählen wusste, hatte Arn davon überzeugt, dass er zumindest eine Schwadron schwerer Reiter benötigen würde, da sie auf eine Truppe stoßen würden, die doppelt so groß war wie ihre eigene.

Älgarås brannte lichterloh, als sie dort ankamen. Schon von weitem waren Flammen und Rauch zu sehen

gewesen. Mit harten Worten hatte Arn seine Männer jedoch dazu gebracht, seinem ruhigen Trab zu folgen, um nicht ermüdet auf die Dänen und die Sverkersippe zu treffen.

Als sie sich nach einem unerträglich langen Ritt endlich so weit genähert hatten, dass sie angreifen konnten, sahen sie, wie die Rotgekleideten durch eine große Bresche in den Palisaden in die Festung eindrangen. Es war keine Zeit zu verlieren. Arn stellte die schwere Reiterei ganz vorne auf, um schnell und kraftvoll die feindlichen Linien zu durchbrechen, und befahl Bengt Elinsson, mit seiner

Schwadron außerhalb der Palisaden zu bleiben und das gesamte Gebiet von Rotgekleideten zu säubern.

König Sverkers Soldaten waren so in Aufregung, dass sie die donnernden Hufe der blau gekleideten Reiter, die Knie an Knie und mit gesenkten Lanzen auf sie zukamen, erst zu spät hörten. Die Folkunger mähten auf dem Weg in die Festung alles nieder.

In einer Ecke des Innenhofes kämpften einige Bewohner des Hofes mit Erik Jarl an der Spitze tapfer gegen die feindlichen Soldaten. Die schweren Reiter der Folkunger, die den Durchbruch angeführt hatten,

wichen zur Seite, und hinter ihnen griff die Schwadron an, die von Sigfrid Erlingsson angeführt wurde. Die meisten fliehenden Sverkerleute und Dänen wurden vor den Palisaden von Bengt Elinsson und seinen leichten Reitern gestellt. Es wurden keine Gefangenen gemacht, und nur wenige Feinde entkamen, unter ihnen Ebbe Sunesson.

Als Einziger der vier Brüder hatte Erik Jarl überlebt, doch er war mehrfach verwundet. Überall auf dem Hof lagen tote Folkunger, junge und alte. Selbst das Hausgesinde und das Vieh war niedergemetzelt worden.

In der Stunde der Trauer wuchs

Erik Jarl über sich hinaus. Obwohl er sich vor Müdigkeit kaum auf den Beinen halten konnte und stark blutete, beriet er sich kurz und atemlos mit Arn. Dann wischte er sein blutiges Schwert ab, rief die drei Anführer der Schwadrone, Sune, Sigfrid und Bengt, zu sich sowie ihre Untergebenen Sigurd und Oddvar, die man früher Sigge und Orm gerufen hatte, und Emund Jonsson, den Sohn Ulvhildes. Er befahl ihnen niederzuknien und schlug sie als der neue König der Svear und Götär zu Rittern.

Sie wurden in dem neuen Reich, das im Entstehen begriffen war, als

Erste zu Rittern geschlagen.

XII

ES DAUERTE EINE GANZE WOCHE, ehe die Reiter aus Forsvik wieder zurückkehrten. Nach dem Kampf in Älgarås gab es viel zu tun: Über neunzig Dänen und Angehörige der sverker'schen Sippe wurden in ein gemeinsames Grab gelegt, und die erschlagenen Bewohner des Hofes brachte man zur nächsten Kirche, wo sie ein christliches Begräbnis erhielten.

Zwei Forsviker waren bei den

Kämpfen gefallen und vier verletzt worden, zwei davon so schwer, dass Arn es nicht verantworten konnte, sie zurück nach Forsvik zu bringen, um die Verletzungen dort behandeln zu lassen. Ibrahim und Jussuf waren schließlich nicht mehr dort, obwohl sie gerade jetzt am dringendsten gebraucht worden wären. Arn schrieb einen kurzen, aber eindringlichen Bittbrief an die Johanniterbrüder in Eskilstuna auf das einzige Stück Pergament, das in Älgarås zu finden war, und unterzeichnete es mit seinem Templernamen. Dann schickte er die beiden Verwundeten auf einem Karren nach Örebro, von wo aus sie

über den Hjälmarsee ins Spital der Johanniterbrüder transportiert werden sollten.

Die beiden Forsviker, die gefallen waren, wurden in Folkungermäntel gehüllt und zu ihren Verwandten geschickt.

Da so viele Soldaten ihre verwundeten und gefallenen Bundesgenossen begleiteten, statt auf direktem Wege nach Forsvik zurückzureiten, hatte es den Anschein, als sei die Truppe auf die Hälfte dezimiert, als die restlichen Reiter sich Forsvik näherten. Und Erik Jarls und Arns Mienen verhiessen nichts Gutes, als sie an der Spitze der

Forsviker auf den Hofplatz ritten, wo man Alarm geschlagen hatte, sobald man die Reiter von weitem gesehen hatte. Für die Königinwitwe Cecilia Blanka, die unter den Ersten war, die den Heimkehrenden unruhig entgegenliefen, hatten Erik Jarl und Arn eine schlimme Trauerbotschaft. Drei ihrer Söhne waren an ein und demselben Tag gefallen. Sie lagen in ihre Mäntel gehüllt auf einem Karren ganz hinten bei den anderen Reitern.

Cecilia Blanka wurde bleich, sank zu Boden und wiegte sich schweigend vor und zurück, während sie ihre Nägel in der Erde blutig riss. Schließlich stieß sie einen Schrei

aus, der ihnen allen wie ein Messer ins Herz schnitt. Erik Jarl führte sie in die Kirche und blieb dort lange bei ihr.

Arn befahl, dass man sich um die Pferde und Waffen kümmerte und die drei toten Brüder in den kühlen Fleischlagerraum brachte. Das war kein ehrenvoller Ort für gefallene Königssöhne, aber die Leichen hatten zu riechen begonnen und mussten bald unter die Erde.

Dann ging er mit Cecilia Rosa in ihre eigene Kammer, schloss die Tür und erzählte kurz angebunden und in den Augen seiner Frau recht gefühllos, was vorgefallen war. Drei

Königssöhne waren von Sverkers Mannen erschlagen worden. Die Forsvik'sche Garde hatte fast alle von den hundert Mann erwischt, die Sverker losgeschickt hatte, nur wenigen war es gelungen zu fliehen. Damit war der Krieg nach Götaland gekommen, auch wenn es noch etwas dauern würde, bis die eigentlichen Kämpfe beginnen würden. Jetzt mussten erst einmal Erik Jarls Brüder begraben werden. Dafür schlug er die Klosterkirche von Riseberga vor, da dies das nächstgelegene Kloster war. Die Reise nach Varnhem sei zu gefährlich und bei dieser Wärme für die bereits seit einer Woche Toten zu

lang.

Cecilia fiel es schwer, Arns Frage nach Riseberga zu beantworten, denn es verwirrte sie, dass sie ihn nicht recht wiedererkannte. Seine Augen waren schmaler und kälter geworden als sonst, und er sprach hart und kurz angebunden. Nach einer Weile begriff sie, dass dies ein Arn war, den sie nicht kannte. Das war nicht ihr geliebter, milder Ehemann, das war nicht Aldes Vater, sondern der Krieger aus dem Heiligen Land.

Erik Jarl kam ihr genauso vor, als er wenig später, einen Arm um seine zusammengesunkene und zitternde Mutter gelegt, diese wie ein Kind bei

Cecilia ablieferte und Arn sofort beiseite nahm, um mit ihm zu vereinbaren, wie und wann sie nach Riseberga reiten würden.

Bereits am selben Tag machte sich der Trauerzug von Forsvik aus auf den Weg. Die meisten der Jungherren, die in Älgarås dabei gewesen waren, mussten jetzt auf Forsvik zurückbleiben. Ihre Gesprächigkeit, die daher rührte, dass sie den ersten Kampf mit scharfen Waffen siegreich bestanden hatten, würde sich laut Arn bei einem Begräbnis nicht so gut machen. Stattdessen wurden aus den Reihen derer, die zu Hause auf Forsvik geblieben waren, während

die anderen nach Älgarås geritten waren, drei Schwadronen gebildet und mit scharfen Waffen ausgerüstet. Nur die sechs jungen Männer, die von Erik Jarl zu Rittern geschlagen worden waren, mussten mitreiten, denn das forderte ihre Ritterehre.

In Riseberga wurden die drei Königssöhne begraben, und Erik Jarl stiftete eine große Geldsumme für ihre Fürbittengebete, die er sich von Arn und Cecilia Rosa geliehen hatte. Cecilia Blanka, die Mutter der toten Königssöhne, blieb im Kloster, als der Trauerzug nach Forsvik zurückkehrte. Wie lange sie dort bleiben würde, ob für immer oder nur

für eine kürzere Zeit, wusste weder sie noch sonst jemand.

In diesem Herbst waren viele Reiter der Folkunger und des Erikschen Geschlechts in alle Himmelsrichtungen unterwegs. Erik Jarl ritt nach Norwegen, um sich der Hilfe im Fall eines Krieges zu versichern, während Eskil, sein Sohn Torgils, Arn und Magnus Månesköld eine lange Reise durch Svealand machten, wo die Botschaft vom heimtückischen Mord an den drei Königssöhnen mit Wut aufgenommen worden war. Die Svear schienen das Eriksche Geschlecht als ihr Königsgeschlecht zu betrachten. Die

Reliquien von Erik Jarls Großvater, dem heiligen Erik, wurden jedes Frühjahr in Uppland über die Äcker getragen, um für eine gute Ernte zu bitten. Auf dem Gerichtsthing bei Östra Aros erklärten die Männer aus Svealand, dass sie sofort zu den Waffen greifen wollten. Das konnten die Folkunger aus dem Süden gerade noch einmal abwenden, denn ein Heer aus Svealand würde auf einem vom Herbstregen aufgeweichten Schlachtfeld seine Tapferkeit ohnehin nicht richtig unter Beweis stellen können, wie Arn die Angelegenheit vorsichtig ausdrückte. Was er von den Svealandkriegern auf dem Thing

gesehen hatte, hatte ihm nicht unbedingt den Eindruck vermittelt, dass sie gegen dänische Reiter sonderlich viel ausrichten konnten. Schließlich einigte man sich nach lautstarken Auseinandersetzungen darauf, dass die Männer aus Svealand im Frühjahr zahlreich ins Östliche Götaland kommen und sich zwischen Sankt Gertrud und Mariä Verkündigung bei Bjälbo den anderen anschließen würden.

Auf dem Heimweg machten die Folkunger in Eskilstuna Station. Hier kleidete sich Arn als Tempelritter und besuchte das Spital der Johanniter. Hatte er gehofft, in Eskilstuna einige

Ritter des Johanniterordens anzutreffen, so wurde er bald enttäuscht. Die Brüder widmeten sich dort fast ausschließlich der Krankenpflege, und er musste die Hoffnung fahren lassen, von den Johannitern, die neben den Tempelrittern die besten Krieger der Welt waren, Verstärkung zu erhalten. Aber er wurde von den Brüdern sehr gut und höfisch empfangen. Seine beiden verwundeten Jungherren hatten sie fast so gut gepflegt wie sarazenische Ärzte, so dass sie im Frühjahr wahrscheinlich schon wieder im Sattel sitzen konnten.

Nach Neujahr sollte ein

Folkungerthing auf Arnäs stattfinden, zu dem auch Erik Jarl kommen wollte. Seine Reise nach Norwegen war enttäuschend gewesen, denn die Norweger waren sich erneut gegenseitig an die Gurgel gegangen und hatten mit ihrem eigenen Krieg alle Hände voll zu tun. Erik Jarl überbrachte jedoch Grüße von Harald Østeinsson, der inzwischen Jarl der Birkebeiner in Nidaros geworden und mit großen Gütern belehnt worden war. Harald hatte versprochen, den Folkungern und dem Erikschen Geschlecht mit seinen Verwandten zu Hilfe zu eilen, sobald sie gesiegt hätten. Sein Versprechen

war jedoch sehr unsicher.

Vor dem Folkungerthing ging Erik Jarl, der seit vielen Jahren nicht mehr auf Arnäs gewesen war, zusammen mit Arn eine Runde um die Mauern. Er war voll des Lobes, als er die gewaltige Stärke der Burg sah, aber diese Stärke machte ihn, wie er sagte, auch ratlos. Als Arn ihn unumwunden fragte, was er damit meine, entgegnete er, dass einen das Auge nicht darüber hinwegtäuschen könne, zu was Arnäs herangewachsen sei. Man sehe, dass die Macht der Folkunger größer sei als die aller anderen. Die Reiter, die Arn auf Forsvik ausgebildet habe, könnten mit

Leichtigkeit eine doppelte Übermacht besiegen, wie man in Älgarås gesehen habe, und das mache die Macht der Folkunger nicht kleiner. Wie also könne er, Erik Jarl, der Erste aus dem bedeutend schwächeren Erikschen Geschlecht, davon ausgehen, dass er sich eines Tages die Krone seines Vaters aufsetzen werde?

Arn nahm Erik Jarls Unruhe nicht recht ernst und scherzte, dass er einfach zusehen solle, sich einen guten Marschall zu nehmen, dann hätte er weniger Sorgen. Erik Jarl verstand diesen Scherz nicht, sondern entgegnete fast zornig, er habe immer

geglaubt, Arn sei sein Marschall.

»Genauso ist es ja auch«, antwortete Arn lachend und legte seinen Arm um die kräftigen Schultern des anderen. »Du wirst doch nicht vergessen haben, was wir uns am Sterbebett deines Vaters geschworen haben! Ich bin dein Marschall. Für mich bist du bereits der König, und das habe ich auch geschworen.«

»Und warum ergreift ihr Folkunger nicht gleich die Macht, wo ihr sie jetzt in Reichweite habt?«, fragte Erik Jarl, der noch nicht ganz beruhigt war.

»Aus zwei Gründen«, erwiderte Arn. »Zum einen haben wir alle geschworen, für deine Krone zu kämpfen, und die Folkunger nehmen einen solchen Eid nicht auf die leichte Schulter. Zum anderen hast du im Gegensatz zu uns die Männer aus Svealand auf deiner Seite. Ihre Äxte und wenig zahlreichen Reiter mögen den meisten Dänen vielleicht keine Angst einjagen, aber an ihrer Tapferkeit zweifle ich keine Sekunde, und außerdem sind sie viele an der Zahl.«

»Und wenn ich die Männer aus Svealand jetzt nicht auf meiner Seite hätte?«, fragte Erik Jarl zögernd.

»Dann würden wir trotzdem zu unserem Eid stehen, und du würdest König werden. Aber wer dann Nachfolger würde, das wäre dann nicht so sicher, vielleicht Birger Magnusson.«

»Der Sohn von Magnus Månesköld?«

»Ja, er ist der Gescheiteste und Geschickteste von den Brüdern auf Ulvåsa. Aber warum sollen wir unsere Gedanken an eine Zeit verschwenden, die erst lange nach uns kommt? Die Zukunft liegt in Gottes Hand, und jetzt müssen wir erst einmal einen Krieg gewinnen. Das ist im Augenblick am

wichtigsten.«

»Und diesen Krieg gewinnen wir?«

»Ja, ganz sicher. Mit Gottes Hilfe. Die Frage ist nur, was dann geschieht. Sverker verfügt nicht über ein starkes und verlässliches Heer, so dass wir ihn im Frühjahr besiegen können, und das würde sogar den Männern aus Svealand gelingen. Falls er in der Schlacht fallen sollte, wäre der Krieg vorbei. Gelingt es ihm, nach Dänemark zu fliehen, dann haben wir es bald mit Waldemar dem Sieger zu tun. Und dann müssen wir uns vermutlich etwas mehr anstrengen.«

»Wir sollten also zusehen, dass wir Sverker im Frühjahr erschlagen?«

»Ja, das ist meine Überzeugung, denn dies ist die einzig sichere Methode, ihn daran zu hindern, die Dänen ins Land zu holen.«



Aus dem ersten Krieg gegen König Sverker wurde nicht viel. Im Frühling 1206 kam eine große lärmende Horde aus Svealand hinunter ins Östliche Götaland und drohte damit, Linköping zu plündern, falls sich ihnen König

Sverker nicht auf dem Schlachtfeld stellen wolle. Während sie auf Antwort warteten, leerten sie die gesamten Biervorräte der Stadt, aber schonten sie im Übrigen.

König Sverker, die Männer, die ihm am nächsten standen, und seine Garde flohen von Näs und begaben sich auf direktem Weg nach Dänemark, und die Svear mussten nach Hause zurückkehren, ohne einen einzigen Schwerthieb ausgeteilt zu haben. Seine Tochter Helena hatte der König im Kloster Vreta zurückgelassen.

Daraufhin zog Erik Jarl mit seiner Mutter und seinen Verwandten nach

Näs, wo er seine Kindheit verbracht hatte, und nannte sich König Erik, da er sowohl von den Männern aus Svealand als auch von den Folkungern als König anerkannt wurde. Arn fand, dass der König auf Arnäs hätte Schutz suchen sollen, schickte aber trotzdem drei Schwadronen Reiter zur königlichen Garde auf Näs.

Denn jetzt lautete die Frage nicht mehr, ob das dänische Heer kommen würde, sondern nur noch wann. Bis auf weiteres war König Eriks schwaches Reich einigermaßen sicher, da Waldemar der Sieger in diesem Frühjahr mit einem weiteren

Kreuzzug beschäftigt war. Er plünderte gerade die livländischen Inseln Dagö und Ösel, erschlug viele Heiden oder auch Leute, die ihm nicht christlich genug waren, und brachte viel Silber nach Dänemark.

In den Waffenschmieden von Forsvik wurde jetzt Tag und Nacht gearbeitet. Die Feuer erloschen nur noch an dem von Gott geheiligten Ruhetag. Noch nie hatte man auf Forsvik so viele junge Folkunger zur Ausbildung angenommen wie in diesem Jahr; unter ihnen war auch der junge Birger Magnusson. Es wurden auch neue Häuser gebaut, darunter ein eigenes Haus für die sechs Männer,

die König Erik nach dem Sieg bei Älgarås zu Rittern geschlagen hatte. Als verspätetes Geschenk des Königs hatten sie Sporen aus reinem Gold erhalten. In ihrem Saal hingen Wappenschilder der Sverkersippe und der Dänen, die sie bei ihrem ersten Sieg erobert hatten.

Erst im Spätherbst 1207, nachdem der erste Schnee gefallen war, kam die Botschaft, dass ein großes Feindesheer von Schonen aus unterwegs sei. König Waldemar der Sieger führte es nicht selbst an, vielleicht weil er seinen Vasallenkönig Sverker nicht kränken wollte, aber er hatte seine besten

Heerführer geschickt, unter ihnen Ebbe Sunesson und dessen Brüder Lars, Jakob und Peder. Mit ihnen zogen zwölftausend Mann, das größte Heer, das man im Norden je gesehen hatte.

Arn schickte Aufgebotsstäbe an die Folkunger und die Erikschen Familien und forderte sie auf, sich bei den beiden Burgen Arnäs und Bjälbo zu sammeln, wobei Bjälbo allerdings eher ein befestigtes Gut als eine richtige Burg war. Er selbst bereitete sich darauf vor, dem Feind mit vier leichten Schwadronen von Forsvik aus direkt entgegenzureiten.

Cecilia empfand bei dem Eifer,

den Arn an den Tag legte, Schrecken und Erstaunen. Sie verstand nicht, wie es ihn mit Begeisterung erfüllen konnte, mit nur vierundsechzig jungen Männern einem unendlich überlegenen Feind entgegenzureiten. Arn nahm sich die Zeit, noch einen letzten Abend mit ihr und Alde zu sprechen, ehe er fortritt. Es sei nicht seine Absicht, richtig Krieg zu führen, versicherte er ihnen. Aber aus irgendeinem schwer erklärlichen Grund hätten es die Dänen vorgezogen, im Winter zu kommen, was ihre schwerfälligen Pferde noch langsamer machen werde. Die dänischen Reiter würden die

Forsviker daher nie einholen können, die in sicherem Abstand an den Dänen vorbeijagen würden, um sich eine Vorstellung von ihren Plänen, ihren Waffen und ihrer Anzahl zu verschaffen.

Was er zu Cecilia und Alde sagte, war zwar wahr, aber alles andere als die ganze Wahrheit.

Unterhalb von Skara bekam Arns Reitertruppe zum ersten Mal den Feind zu Gesicht. Es war einige Wochen vor Weihnachten, und es lag Schnee, aber richtig kalt war es noch nicht. Die Forsviker hatten sich noch nicht die schweren Winterrüstungen überziehen müssen, bei denen Stahl

und Eisen mit dickem Filz umhüllt waren. Sie ritten in entgegengesetzter Richtung provozierend nahe am dänischen Heerzug vorbei, teils um die Feinde zählen zu können, teils um auszukundschaften, wo sie am besten mit dem Angriff beginnen sollten. Ab und zu schickten ihnen die Dänen einen Trupp schwerer Reiter mit Lanzen entgegen, denen sie jedoch mit Leichtigkeit auswichen. Sie sahen, dass sich König Sverker und Erzbischof Valerius etwa in der Mitte des Heeres befanden, umgeben von zahlreichen gepanzerten Reitern und vielen Fahnen. Arn meinte, dass sich ein Angriff auf den König nicht

lohnend würde. Die eigenen Verluste dabei wären zu groß, und sie könnten nicht sicher sein, den König auch wirklich zu töten. Außerdem hatten die meisten von Arns jungen Männern noch nie gekämpft und sollten daher die Möglichkeit bekommen, bei einigen leichteren Angriffen zu siegen, ehe er ihnen befehlen konnte, wirklich ihr Leben aufs Spiel zu setzen.

Es gab im dänischen Heer durchaus leichtere Ziele. Etwa eine Stunde Fußmarsch von König Sverker entfernt wurde der größte Teil der Vorräte und des Pferdefutters auf schwerfälligen Ochsenkarren

transportiert, die in dem Morast, den die Reiter vor ihnen aufgewühlt hatten, kaum vorwärtskamen.

Sich den Zugochsen zu nähern, einige von ihnen zu töten und das Futter in Brand zu setzen, um das Feindesheer abzubremsen, war nicht schwer.

Damit hatte es jedoch keine Eile, und außerdem war jetzt eine gute Gelegenheit, den Jungherren etwas über den Krieg im Allgemeinen beizubringen. Dass die Forsviker sich selbst ausreichend verteidigen konnten, darauf verließ er sich. Ohne einen einzigen Pfeil abzuschießen und ohne den Feind durch einen kleinen

Angriff zu erschrecken, zog sich Arn für die Nacht mit seinen Reitern in ein Dorf zurück, das sich in ausreichendem Abstand vom dänischen Heer befand. Sie behandelten die Bewohner des Dorfes rücksichtsvoll und nahmen nur, was sie zum Abendessen brauchten.

Den Abend und die halbe Nacht verbrachte Arn damit, den Jungherren zu erklären, wie sie die Vorräte der Dänen vernichten würden, was aber zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht sonderlich sinnvoll sei, da sich das Heer des Feindes vor der Stadt Skara befand. Falls die Soldaten

ausgehungert und wütend und ohne Futter für ihre Pferde dort eintrafen, war das nicht gut für die Bewohner der Stadt. Aber im Augenblick wüssten sie noch nicht, wohin Sverker und seine Dänen anschließend ziehen würden. Arn hatte den Verdacht, dass sie am Vättersee sein wollten, wenn dieser bereits zugefroren war, um für Sverker die Königsburg Näs zurückzuerobern. Damit hätten sie zwar nicht viel erreicht, aber die Gedanken von Königen waren oft kindisch. Sobald Sverker erneut auf Näs residierte, würde er sich wieder als König fühlen. Aber wie wollte er

ein so großes dänisches Heer auf Visingsö versorgen? Und wenn es ihm nicht möglich war, das Heer dort zu unterhalten, wo würde es dann hinziehen?

Arn lachte und war guter Laune, und das nicht nur, um seinen jungen und unerfahrenen Kriegern Mut zu machen. Er verstand sehr gut, wie man sich fühlte, wenn man mit vierundsechzig Mann an einem Heer vorbeiritt, das dreihundertmal so groß war. Doch schon am nächsten Tag würden sie mehr Selbstvertrauen gewinnen.

Nach einem guten und langen Nachtschlaf erklärte Arn, dass sie

jetzt angreifen würden, und zwar nicht die Zugochsen und die Vorräte, sondern die besten der dänischen Ritter, die sicher ganz an der Spitze des Heeres ritten. Der Grund war einfach. Er wollte den Dänen zeigen, dass diejenigen, die es wagten, ihre schnelleren Feinde zu verfolgen, nicht mehr lebend zurückkehrten.

Als sie diesen Plan das erste Mal in die Tat umsetzten, verlief alles wie geplant. Arn näherte sich mit nur einer Schwadron der Spitze des feindlichen Heeres, wo sich viele Fahnen und die schwere Reiterei befanden. Die Dänen trauten ihren Augen erst nicht, als sie sahen, wie

sechzehn Mann schräg von hinten auf die Spitze ihres Heeres zuhielten. Schließlich waren sie sich so nahe, dass sie sich Schmähworte zurufen konnten. Da nahm Arn seinen Bogen vom Rücken, zog gelassen eine Bogensehne auf, schob seinen Pfeilköcher an den Oberschenkel, als hätte er es gar nicht eilig, legte anschließend einen Pfeil auf die Sehne und zielte auf den vordersten Fahnenträger, der sofort seinen Schild hob. Plötzlich änderte Arn die Angriffsrichtung und tötete einen Mann weiter hinten, der erstaunt mit offenem Mund zugeschaut und gar nicht daran gedacht hatte, sich selbst

zu schützen. Erst jetzt hoben sämtliche Dänen ihre Schilde, und wütende Befehle erschallten. Fünfzig schwere Reiter formierten sich, um auf breiter Front anzugreifen. Arn lachte laut und höhnisch und befahl seinen sechzehn Männern, ihre Bögen zu spannen und einen Pfeil aufzulegen.

Das war natürlich zu viel für die Dänen, die sofort mit gesenkten Lanzen angriffen, so dass der Schnee unter den Vorderhufen ihrer schweren Pferde aufstob. Fast gemächlich wendeten die sechzehn Folkunger und Arn ihre Pferde und hielten auf das nächste Wäldchen zu. Ihre Verfolger

waren nur ein paar Lanzenlängen hinter ihnen, ein Abstand, den sie genau einhielten.

Vom dänischen Heer erscholl ein lautes triumphierendes Gelächter, als man sah, wie kläglich der Feind in den Wald gejagt wurde.

Aber kein einziger dänischer Ritter kehrte aus dem Wald zurück, denn dort warteten drei Schwadronen leichter Reiter, die nahe heranritten, ehe sie ihre Pfeile abschossen und anschließend die letzten Überlebenden mit dem Schwert niedermachten.

Beim zweiten Versuch verfiel

diese List nicht mehr, da die Dänen nun nicht mehr wagten, dem vorgeblich fliehenden Feind allzu weit hinterherzujagen. Außerdem war das dänische Heer durch den Verlust der schweren Reiter erheblich aufgehalten worden, da diese zumeist aus adligen Familien stammten und man sie im Unterschied zu den gewöhnlichen Fußsoldaten würdig begraben musste. Die Dänen waren natürlich auf Rache aus, aber da der Heerzug wegen des tiefen Schnees von den Rittern angeführt wurde, gab es an der Spitze des Heeres keine Fußsoldaten mit Bogen. Und die Pferde der Ritter vermochten die

leichteren und schnelleren Forsviker nicht einzuholen.

Am nächsten Tag ritt Arn wieder nahe an die Spitze des dänischen Heeres heran, dieses Mal mit allen seinen vierundsechzig Reitern. Er hatte eine Stelle gewählt, wo sich das Land zwischen zwei Hügeln öffnete und man weit sehen konnte, so dass die dänischen Reiter keinen Hinterhalt befürchten würden.

Die Forsviker kamen langsam so nah heran, dass sie sicher sein konnten, mit ihren Pfeilen zu treffen. Aber dieses Mal zielten sie nicht auf die eisengepanzten Ritter oder ihre Schilde, sondern auf die Pferde.

Jedes getroffene Pferd bedeutete nicht nur ein totes Pferd, sondern auch einen Ritter zu Fuß, insbesondere wenn das Pferd im Bauch getroffen wurde. Die schlechten Wegverhältnisse hatten die Dänen veranlasst, auf die Harnische für ihre Pferde zu verzichten.

Erneut erweckte der Angriff der Forsviker bei den Dänen eine rasende Wut, und sie stellten hundert Reiter nebeneinander auf, um einen Gegenangriff zu machen.

Die Forsviker schienen es jetzt auf einmal mit der Angst zu bekommen, denn sie zögerten ganz offensichtlich und wendeten ihre Pferde, um zu

fliehen. Die dänischen Reiter begannen eine Verfolgungsjagd durch den Schnee, die sie immer weiter vom übrigen dänischen Heer wegführte, bis die schwerfälligeren Dänen immer langsamer wurden und schließlich ihre eigenen Kräfte und die ihrer Pferde fast ganz verbraucht hatten. Da wendete Arn plötzlich seine gesamte Truppe, teilte sie in zwei Gruppen, umringte die dänischen Ritter und griff sie mit Pfeilen an, die deren Ringpanzer durchdringen konnten. Es gelang ihnen, die meisten Ritter zu töten oder ihnen mit ihren Schwertern ernsthafte Wunden zuzufügen, ehe sie erneut

fliehen mussten, weil vom Hauptheer Entsatz geschickt worden war. Ein zweites Mal gelang es jedoch nicht, die Verfolger ins Verderben zu locken.

Dann begann es zu tauen, und der knietiefe nasse Schnee war ein Segen für die Forsviker und ein Fluch für die dänischen Ritter. Der Feind wurde immer wählerischer, was die Ausfälle gegen die Forsvik'sche Reiterei anging. Beide Seiten richteten nicht mehr viel aus, was laut Arn auch gar nicht beabsichtigt war.

Die Dänen hielten sich nur kurze Zeit in Skara auf und plünderten die Stadt nicht sonderlich gründlich, ehe

sie nach Südosten weiterzogen. Sie machten sich nicht einmal die Mühe, die Burg Axevalla zu belagern. Das war ein entscheidender Hinweis, dass sie wirklich vorhatten, zum Vättersee und nach Näs zu ziehen. Auf dem Weg dorthin lag die Burg Lena, die Birger Brosa auf Arns Anraten hin hatte bauen lassen. Diese Burg mussten die Dänen entweder belagern oder einnehmen, um den Weg nach Näs zu sichern. Daher würde die eigentliche Schlacht vermutlich in der Nähe von Lena stattfinden. Arn beschloss, alle Svear und Götter nach Lena zu rufen, um zu sehen, ob sich nicht dem gesamten

dänischen Heer eine große Falle stellen ließe.

Damit war für die Forsvik'sche Reiterei der Zeitpunkt gekommen, das dänische Heer ernsthaft aufzuhalten, damit die eigenen Truppen genug Zeit hatten, sich in Lena zu sammeln.

Beim ersten Angriff dieser Art töteten die Forsviker über hundert Ochsen und andere Zugtiere der Dänen und setzten außerdem einen Großteil des Futters in Brand. Dann schnitten sie den Verbindungsweg nach Skara ab, so dass alle, die zu Fuß in die Stadt gesandt wurden, um neue Tiere zu holen, verschwanden und nie mehr gesehen wurden.

Sobald die Dänen ihre schwere Reiterei nach hinten schickten, wo sie die Karren schützen sollte, die neue Vorräte herbeischafften, verlegte Arn seine Truppe an die Spitze des Heeres und begann die Fahnenträger zu peinigen, indem die Forsviker ganz nahe an sie heranritten und entweder sie selbst oder ihre Pferde beschossen. Inzwischen wagten die Dänen schon nicht mehr, ihren Quälgeistern Verfolger hinterherzuschicken.

Jeden dritten Tag schickte Arn eine Schwadron nach Forsvik, die dort kleinere Verwundungen behandeln, das Zaumzeug flicken, die Waffen

schärfen und sich ausruhen sollte, während sie von der nächsten abgelöst wurde. Indem die Forsviker die Dänen wochenlang mit ihrer Nadelstichmethode quälten, gelang es ihnen nicht nur, das feindliche Heer aufzuhalten, sondern sie schürten in ihren Gegnern auch den Wunsch, eine Entscheidungsschlacht herbeizuführen. Von Tag zu Tag wurde es kälter, und auch das musste den Dänen ratsam erscheinen lassen, mit ihrem ganzen Heer in den Kampf ziehen zu dürfen oder über das Eis des Vättersees nach Näs.

Die Nächte wurden für sie allmählich unerträglich, und wegen

des Schnees war der Feind selbst dann nicht zu hören, wenn er zu Pferde kam. Wer nachts sein Zelt verließ, um sich am Feuer zu wärmen, wurde von den Flammen so sehr geblendet, dass er nicht sah, woher plötzlich die Pfeile kamen. Jede Nacht schlichen sich die warm gekleideten Forsviker mit ihren Bogen nahe heran.

Als die Dänen sich der Burg Lena bis auf einen Tagesmarsch Abstand genähert hatten, waren ihre blau gekleideten Plagegeister plötzlich fort, aber die Spuren im Schnee führten ganz deutlich zu der Burg, die König Sverker und seine Männer sehr

wohl kannten. Es hatte also den Anschein, als würden sich die Svear und Götar endlich bereitmachen, ehrenvoll und wie Männer zu kämpfen.

So war es auch. Bei Lena hatte sich das gesamte Heer der Svear und Götar versammelt, das aus dreitausend Fußsoldaten und allen Folkungerreitern bestand. Aber von den Höfen der Folkunger waren auch Acker- und Stallknechte gekommen, Bauern, Pächter und Schmiede und sogar zahlreiche Leibeigene. Die meisten führten eigene Langbogen und Pfeile mit, aber alle, die eine neue Bogensehne benötigten oder sogar

einen neuen Bogen oder neue Pfeile, bekamen, was sie brauchten. Mehr als dreitausend solcher Bogenschützen aus dem niederen Volk hatten sich bei Lena versammelt.

Die Reiterei aus Forsvik bestand aus hundertfünfzig Mann, darunter fünfzig schwere Reiter. Außerdem verfügten sie über zweihundert Armbrustschützen aus Arnäs und Bjälbo und von anderen Folkungerhöfen sowie hundert Mann mit langen Pferdelanzen und stahlgepanzerten Großschilden.

Als sich das dänische Heer Lena näherte, stellten sich die Folkunger, die Männer aus Svealand und die

wenigen aus dem Erikschen Geschlecht, die an den Dänen vorbeigekommen waren, im Tal unterhalb des Högstenaberges auf. Ganz vorne standen die schweren Reiter, um die Dänen zu einem scheinbar leichten Angriff zu verleiten. In der zweiten Reihe befand sich die leichte Reiterei und dahinter eine Verteidigungsmauer aus Schilden und langen Pferdalanzen. Nur wenige Schritte hinter dieser Linie aus Schilden hatten die zweihundert Armbrustschützen Aufstellung bezogen, und hinter ihnen stand das Heer von lärmenden und kampfeslustigen Männern aus

Uppland und anderen wilden Svealändern, die das Fußvolk bildeten. Ganz hinten befanden sich die über dreitausend Schützen mit Langbogen, die über Sieg oder Niederlage entscheiden würden.

Arn hatte König Erik und zwei Schwadronen eigener Reiter mitgenommen, um den Dänen entgegenzureiten und sie in die richtige Richtung zu locken. Neben König Erik ritt schließlich sein Fahnenträger, und die drei Goldkronen auf blauem Grund waren an diesem klaren, kalten Wintertag weithin zu sehen.

Die Rechnung ging auf, und schon

bald begann das dänische Heer, sich auf einer kleinen Anhöhe aufzustellen, um sich bei ihrem ersten, alles vernichtenden Angriff mit der schweren Reiterei den Abhang zunutze zu machen. Dass ihr Feind nicht zu begreifen schien, welch einen Nachteil ein solcher Abhang für ihn darstellen würde, amüsierte sie vermutlich. Jetzt war entschieden, wo die Schlacht stattfinden würde, aber es dauerte noch ein paar Stunden, bis die Dänen ihre Truppen geordnet hatten.

Arn ritt mit König Erik zum eigenen Heer zurück, um ihren Männern Mut zu machen, da nicht zu

übersehen war, dass sich dort oben eine gewaltige Übermacht zusammenrottete. Immer wieder versuchten sie ihren Männern einzuschärfen, dass sie schneller siegen würden, als jemand ahnen könne, wenn alle täten, was ihnen befohlen worden sei. Aber niemand dürfe verzweifeln oder mutlos werden, da das nicht nur eine große Sünde, sondern auch schon die halbe Niederlage sei.

Den Männern mit den großen viereckigen Pferdeschilden und Lanzen erklärten sie, dass niemand auch nur eine Handbreit zurückweichen dürfe. Wenn auch nur

ein einziger Mann wegliefe, sobald der Boden unter den heranstürmenden Pferdehufen zu beben anfinge, entstünde eine weithin sichtbare Bresche, und darauf würden die angreifenden Reiter nur warten. Aber wenn alle stehen blieben, dann würde dem Feind der Durchbruch nicht gelingen, so einfach sei die Sache.

Die Armbrustschützen ermahnten sie immer wieder, sich erst dann aufzustellen, wenn sie das Weiße im Auge des Feindes sehen könnten. Dann, aber auch erst dann, sollten sie zielen und schießen. Wer schieße, ohne zu zielen, würde nur seinen Pfeil verlieren, aber wenn alle den

Anweisungen folgten, dann würden mehr als hundert Reiter vor den Lanzen zu Boden gehen und allen nachfolgenden Reitern den Weg versperren, falls überhaupt noch welche kämen.

Allerdings war es nicht leicht, vernünftig mit den Männern aus Svealand zu reden. Diese wilden Burschen zitterten vor Ungeduld und schienen so schnell wie möglich aufs Schlachtfeld laufen und dort fallen zu wollen.

Den Langbogenschützen, die den größten Teil des Heeres bildeten, erklärte Arn, dass sie es seien, die für den Sieg sorgen sollten, sie und

niemand anders. Wenn alle täten, was sie geübt hätten, dann würden sie ganz sicher siegen. Andernfalls fänden alle miteinander bei Lena den Tod.

Als König Erik und Arn mit so vielen Langbogenschützen gesprochen hatten, dass sie einen ganz trockenen Mund hatten, bemerkten sie, dass oben im dänischen Heer Unruhe entstand, als bereite man sich dort zum Angriff vor. Schweigen senkte sich über das Schlachtfeld, und alle beteten zu Gott und den Heiligen um den Sieg und darum, zu überleben. Die Dänen meinten den Sieg bereits in greifbarer

Nähe zu haben, da sie von oben sehen konnten, dass der Feind nur etwa ein Drittel so stark war wie sie und nur über knapp ein Drittel der dänischen Reiterei verfügte.

Arn ritt an die Langbogenschützen heran und bat einen der treffsichersten Schützen, den er aus einem der Dörfer bei Arnäs kannte, einen Pfeil mit roter Steuerfeder in die Richtung zu schießen, in die alle anderen dann ebenfalls schießen sollten.

Ein einsamer Pfeil flog daraufhin weit und hoch über das Schlachtfeld und schlug etwa in der Mitte zwischen den beiden Heeren ein. Von

den Dänen erschollen grobe Lachsalven, da sie glaubten, ein verängstigter Bogenschütze hätte die Besinnung verloren. Sie hatten es also noch nie mit Langbogen zu tun gehabt. Arn seufzte erleichtert und sprach sein letztes Gebet vor dem Angriff.

Als sich die schweren dänischen Reiter in Bewegung setzten, hörte man das gewaltige Geräusch von tausend und abertausend Pferdehufen, die sich knirschend einen Weg durch den Schnee bahnten. Arn fand, dass es viel schlimmer und furchterregender klang, als wenn der Boden schneefrei gewesen und ein

ohrenbetäubendes Donnern ertönt wäre. Es war eine gewaltige Mauer aus Tod und Stahl, die sich jetzt den Abhang hinunter und auf sie zuwälzte.

Arn saß zu Pferde auf einer kleinen Anhöhe oberhalb der Langbogenschützen und gab ihnen den Befehl, den ersten Pfeil auf die Sehne zu legen, den Bogen zu spannen und zu zielen, und zwar, wie sie es gelernt hätten, auf halbe Höhe zwischen Himmel und Erde. Es rasselte laut, als die dreitausend Bogen gespannt wurden.

Das Scheppern der Waffen und das Lärmen der Hufe im Schnee kamen immer näher, aber der Schnee wurde

aufgewirbelt und bildete eine weiße Wolke, was ein Vorteil war, den Arn erst jetzt begriff. Er sah angestrengt auf den Pfeil mit der roten Feder, der dort drüben im Schnee steckte, und die Mauer aus Reitern, die sich diesem in einer Wolke aus Schnee näherten. Dann hob er die Hand und schrie aus vollem Hals, dass alle warten sollten ... und warten ... und noch etwas warten!

»Jetzt!«, brüllte er, so laut er nur konnte, und riss seinen erhobenen Arm nach unten.

Und da wurde es dunkel über dem Schlachtfeld. Eine große schwarze Wolke hob sich und senkte sich dann

den heranstürmenden Reitern entgegen, und es pfiff in der Luft, als würden tausend Kraniche gleichzeitig auffliegen.

Als die erste Pfeilsalve in das heranstürmende dänische Heer einschlug, hatte es den Anschein, als hätte sie von oben die Eisenfaust Gottes getroffen. Hunderte von Pferden stürzten schreiend und ausschlagend zu Boden und wirbelten dabei Schneewolken auf, die alle nachfolgenden blendeten, so dass auch die unverletzten Tiere zu Boden gingen. Und da pfiff auch schon die zweite schwarze Pfeilwolke durch die Luft.

Die vorderste Linie der dänischen Reiter hatte den tödlichen Pfeilregen passiert und stürmte weiter auf den Gegner zu. Sie begriffen nicht, dass sie nur noch einen verschwindend kleinen Teil der eigenen Reiterarmee darstellten.

Arn hatte die dritte und letzte Salve von Langbogenpfeilen den Fußsoldaten entgegengeschickt, die hinter den Reitern hergelaufen kamen, war dann eilig zu den Armbrustschützen hinübergeritten und hatte den schweren und leichten Reitern vor ihnen befohlen, beiseite zu reiten, um nicht im Weg zu stehen.

Er stellte sein Pferd mitten unter

die Armbrustschützen und rief ihnen und den Männern mit den Pferdelanzen zu, dass der Sieg jetzt nahe sei, wenn sie nur den richtigen Augenblick abwarteten. Dann befahl er den Schützen, aufzustehen und zu zielen, und hob die Hand.

Zwanzig Schritte von ihnen entfernt stürzten fast alle der letzten knapp hundert dänischen Reiter zu Boden. Der eine oder andere kam durch den Schnee auf die Lanzen zugekrochen und wurde sofort aufgespießt.

Jetzt konnte die vollkommen unverletzte Reiterei der Folkunger angreifen. Sie fuhr wie ein Pflug durch das aufgeriebene dänische

Heer und war bald bei den Fußsoldaten, die sich umdrehten, um zu fliehen.

Den Männern aus Svealand musste Arn keinen Befehl geben, sie rückten bereits mit wilden Schlachtrufen vor und schwenkten ihre Äxte über den Köpfen. Arn musste seitlich ausweichen, um nicht selbst von ihnen niedergeschlagen zu werden. Er ritt zu König Erik, der mit einer Schwadron leichter Reiterei aus Forsvik auf einer Anhöhe wartete, von der aus er das Schlachtfeld überblicken konnte.

»Will Gott uns heute einen Sieg schenken?«, fragte König Erik

atemlos, als Arn neben ihm stand.

»Das hat er bereits getan«, entgegnete Arn. »Aber das wissen Sverker und seine Dänen noch nicht, denn sie sehen bei dem aufwirbelnden Schnee kaum etwas.«

Arn rief seine leichten Reiter vom Schlachtfeld zurück, auf dem sie nicht mehr gebraucht wurden, da die Krieger aus Svealand emsig alles niedermetzten, was sich ihnen in den Weg stellte. Er holte die Reiter auf die Anhöhe, von der aus er zusammen mit König Erik die Schlacht betrachtete, die mehr einem Schlachtfest als einem Krieg glich. Die Svear gingen gnadenlos vor, denn

sie durften jetzt einen Krieg erleben, der ihnen unerwartet gut gefiel - mit Feinden, die zu Fuß unterwegs waren oder aber schon tot oder zumindest verwundet und außerdem im Schneematsch steckten.

Es war an der Zeit, die Entscheidung herbeizuführen. Gemeinsam mit König Erik, seinen Fahnenträgern und allen leichten Forsvikern ritt Arn an der Anhöhe vorbei, von der aus die Dänen angegriffen hatten. Dann teilte er seine Truppe und befahl Ritter Oddvar und Ritter Emund Jonsson, mit ihren Männern den königlichen dänischen Fahnenträgern, die in

einigem Abstand zu sehen waren, den Rückweg abzuschneiden.

König Sverker und seinen Männern schien noch nicht klar zu sein, was geschehen war. Denn als sich Arn, König Erik und ihre Fahmenträger mit den drei Kronen und dem Folkungerlöwen langsam näherten, schienen die Dänen ihren Augen nicht zu trauen. Und als sie unruhig wurden und sich umschaute, mussten sie feststellen, dass sie umzingelt waren.

Die Sieger ließen sich Zeit und ritten langsam auf König Sverker und seine Männer zu, darunter Erzbischof Valerius, der Marschall Ebbe Sunesson und einige weitere, die Erik

aus Näs kannte.

Als sich der Ring aus Folkungerreitern ganz um Sverker und seine Männer geschlossen hatte, blickten die Dänen immer noch in Richtung Schlachtfeld, um zu sehen, ob nicht bald der Entsatz käme. Von dort waren allerdings nur die Schreie sterbender Männer und Pferde zu hören. König Erik und Arn ritten auf zwei Lanzenlängen heran, ehe König Erik seine Stimme erhob. Er sprach ruhig und mit großer Würde.

»Jetzt, Sverker, ist dieser Krieg zu Ende«, begann er. »Du bist mir ausgeliefert, und ich halte dein Leben in der Hand wie ein Vogeljunges. Das

gilt auch für die Männer, die dich umgeben. Alle anderen sind bereits tot oder sind es bald. Sage mir jetzt, was du tun würdest, wenn du in meiner Haut stecktest?«

»Wer einen König erschlägt, wird exkommuniziert«, antwortete König Sverker mit trockenem Mund.

»Du meinst also, dass du Gott auf deiner Seite hast?«, erwiderte König Erik mit einem seltsamen Lächeln. »Da hat er dir seine Gnade heute auf merkwürdige Weise bewiesen. Feige kamst du mit einem ausländischen Heer zu uns, und Gott hat dich nach Gebühr belohnt. Aber jetzt will ich dir sagen, zu welcher Antwort ich

gekommen bin, und Gott weiß, dass ich wirklich lange darüber nachgedacht habe, was ich tun soll, wenn dieser Augenblick kommt. Dein Vater erschlug meinen Großvater. Mein Vater erschlug daraufhin deinen Vater. Lass es damit ein Ende haben. Gib mir freiwillig die Königskrone, die du auf deinem Helm trägst. Kehre nach Dänemark zurück, und lass dich nie mehr in unserem Reich blicken. Nimm deinen Erzbischof und deine Männer mit - bis auf Ebbe Sunesson, denn dieser hat eine Schuld zu begleichen. Nächstes Mal werde ich dein Leben nicht mehr schonen, das schwöre ich hiermit vor euch allen

und vor Gott.«

König Sverker fiel die Wahl nicht schwer. Ohne lange zu überlegen nahm er die Krone vom Haupt, ritt zu Erik und reichte sie ihm.

Aber der Marschall Ebbe Sunesson, der begriff, dass sein Leben nicht mehr viel wert war, forderte mit lauter, furchtloser Stimme einen Zweikampf, gerne gegen den feigen Folkunger, der sich ihm schon einmal nicht habe stellen wollen und dessen Bruder er bereits erschlagen habe.

König Erik und die Folkunger waren alle gleichermaßen verblüfft,

als ihnen klar wurde, dass der dänische Marschall von Arn Magnusson sprach. Unschlüssig und als hätten sie nicht recht gehört, sahen sie sich an.

»Das ist wahr«, erwiderte Arn, »ich habe damals davon Abstand genommen, dich aus Rache dafür zu töten, dass du nur zum eigenen Vergnügen meinen Bruder erschlagen hast. Ich danke Gott dafür, dass er mich auserwählt hat, dir deinen wohlverdienten Lohn zu geben.«

Mit diesen Worten ritt Arn beiseite, senkte kurz den Kopf zum Gebet, und es sah wirklich so aus, als würde er Gott danken, anstatt für das

eigene Leben zu beten.

Ebbe Sunesson, der als einer der wenigen auf dem Schlachtfeld noch immer nicht begriff, wen er da zum Zweikampf gefordert hatte, zog triumphierend sein Schwert und ritt zügig auf Arn zu. Im nächsten Augenblick fiel sein Kopf in den Schnee.

Sverker Karlsson und sein Erzbischof Valerius gehörten zu den Vierundzwanzig, die die Schlacht überlebt hatten und nach Dänemark zurückkehrten. Das Heer, das Waldemar der Sieger gegen die Svear und Götar hatte ziehen lassen, hatte über zwölftausend Mann umfasst. Das

Töten und Plündern auf dem Schlachtfeld dauerte die ganze Nacht und war auch am nächsten Tag noch nicht beendet.

König Erik, der sich über den Winter auf die Burg Näs zurückzog, hatte die Krone aus Sverkers eigener Hand erhalten. Das hatte er klug angestellt, denn nicht einmal die heilige römische Kirche bestritt jetzt, dass er wirklich der neue König der Svear und Götar war.

Aber er hatte das Leben Sverker Karlssons geschont, obwohl er es in seiner Hand gehabt hatte. Das war edel und eines Königs würdig, aber, wie sich einige Jahre später zeigen

sollte, nicht sonderlich klug.



Der Sieg bei Lena war der größte, an den man sich im Norden überhaupt erinnern konnte. Für das Eriksche Geschlecht, deren Krieger größtenteils im südlichen Teil des Westlichen Götalands abgeschnitten gewesen waren und gar nicht bis Lena hatten vordringen können, stand fest, dass König Erik diesen Sieg allein errungen hatte. Damit hatte er eine schwere Probe bestanden und sich als der Königskrone würdig

erwiesen.

Die meisten Folkunger waren der Ansicht, dass der Sieg ihrer neuen Reiterei zu verdanken war. Und wenn jemand einwandte, dass die Dänen hauptsächlich von den Langbogenschützen vernichtet worden seien, so antwortete jeder Folkunger, dass es sich dabei um ihr eigenes Gesinde, um Leibeigene, Freigelassene und Bauern gehandelt habe, die den Befehlen ihrer Herren gehorcht hätten.

Die bemerkenswerteste Erklärung für den Sieg bei Lena hatten jedoch die Krieger aus Svealand, denn dort erzählte man sich, dass sich der Gott

Odin nach langer Abwesenheit wieder einmal gezeigt hätte. Viele Svear behaupteten, sie hätten mit eigenen Augen gesehen, wie Odin in blauem Mantel auf seinem Ross Sleipner vor ihnen auf dem Schlachtfeld hergeritten sei.

Diese gotteslästerliche Erklärung, dass dem Götzen Odin der Sieg zu verdanken sei, verärgerte die Bischöfe aller drei Länder, und sie ließen von Östra Aros, Strängnäs und Örebro bis hin nach Skara und Linköping predigen, dass Gottvater in seiner unergründlichen Güte den Männern aus Svea- und Götaland und König Erik den Sieg geschenkt habe.

Diese vehemente Überzeugung der Bischöfe hatte den Vorteil, dass König Erik so mit Gottes ausdrücklicher Zustimmung gesiegt hatte, weswegen die Bischofsmeute auch vollzählig zur Ratssitzung auf Näs erschien und versicherte, dass Erik jetzt der unbestreitbare König des Reiches sei. Aber als er sie daraufhin bat, ihn dann auch zu krönen, sträubten sie sich und erklärten, dass das ohne Erzbischof nicht ginge. Der neue dänische Erzbischof Andreas Sunesson in Lund müsse erst einen neuen Erzbischof als Ersatz für den geflüchteten Valerius ernennen. Von ihm war jedoch kein

Wohlwollen zu erwarten, da er nicht nur ein Anhänger König Waldemars des Siegers war, sondern auch ein Bruder der gefallenen dänischen Heerführer Ebbe, Lars, Jakob und Peder.

Dass Dänemark den Erzbischof der Svear und Götär ernennen sollte, war sicherlich unsinnig, und man würde das ändern können, wenn man erst einmal an den Heiligen Vater in Rom geschrieben hatte. Das Ganze ließ sich allerdings nicht im Handumdrehen klären.

Doch für den jungen König war es von Vorteil, dass er bereits von Anfang an die Bischöfe des Reiches

auf seiner Seite hatte. Für die Folkunger hatte dieses neue bischöfliche Wohlwollen zur Folge, dass die Bischöfe sich jetzt nicht mehr dagegen sperrten, die Kirche in Forshem dem Grab Gottes zu weihen. Die Kirche war schon seit Jahren fertiggestellt und hatte trotzdem nicht als Gotteshaus gedient. König Erik ritt selbst nach Forshem, um Arn Magnusson, seinen Marschall und den Bauherrn der Kirche, beim Weiheakt durch seine Anwesenheit zu ehren.

Zwischen König Erik und Arn Magnusson war eine echte Freundschaft entstanden. Arn hatte Erik in kurzer Zeit von einem

Jüngling, der hauptsächlich auf sein Vergnügen aus war, zu einem Mann mit großem Ernst und großer Würde heranwachsen sehen. Und für Erik, der seinen Marschall im Krieg gegen einen übermächtigen Gegner erlebt hatte, gab es keinen Zweifel, wer der eigentliche Vater des Sieges war. Er sprach Arn auch vor den weltlichen Mitgliedern des königlichen Rates seine Anerkennung aus, obwohl er es im Beisein der Bischöfe für klüger hielt, ihnen beizupflichten, dass ihm der Sieg von Gott geschenkt worden sei.

Arn hatte nichts dagegen, die Bischöfe in ihrem Gerede von David

und Goliath zu unterstützen, da ein jeder solcher mehr oder minder scharfsinnige Vergleich aus der biblischen Geschichte die Gewissheit stärkte, dass Erik mit Gottes Willen gesiegt hatte und deshalb mit Fug und Recht die Krone trug.

Aber im Stillen zweifelte Arn daran. Er hatte bereits zu viele scheinbar unerklärliche Siege oder unerwartete Niederlagen erlebt, um noch ehrlich überzeugt zu sein, dass sich Gott in jede kleine menschliche Auseinandersetzung auf Erden einmischte. Törichte Befehlshaber der einen Seite waren nach Arns Erfahrung der häufigste Grund für den

Sieg der Gegenseite.

Und die Dänen waren in mehr als einer Hinsicht töricht gewesen und überdies noch hochmütig. Sie hatten ihren Feind stark unterschätzt und sich fast ganz auf ihre schwere Reiterei verlassen, obwohl sie sich auf Schnee hätten einstellen müssen. Das Schlimmste für sie war jedoch gewesen, dass sie nicht mit Langbogen gerechnet hatten und deswegen mit ihrer gesamten Angriffstruppe in den Tod geritten waren. So viele grobe Fehler auf einmal konnten nur zur Niederlage führen.

Als Marschall des Reiches musste

Arn allerdings vor Hochmut und Selbstüberheblichkeit warnen. Einen so großen Sieg wie den bei Lena würden sie nicht wiederholen können, wenn es den Dänen in den Sinn kommen sollte, erneut ins Land zu kommen. Damit war allerdings in der nächsten Zeit bestimmt nicht zu rechnen, da es eine Weile dauern würde, den Verlust eines großen Heers mit so vielen Rittern, Pferden, Waffen und Rüstungen zu ersetzen.

Nachdem die Svear zwei Tage lang auf dem Schlachtfeld bei Lena geplündert hatten, wurden Rüstungen, Zaumzeug und alle eingesammelten Pfeile auf fünfzehn vollbeladenen

Ochsenkarren nach Forsvik gebracht. Das reichte mehr als genug, um über zweihundert neue schwere Reiter auszurüsten.

Die eroberten Rüstungen lieferten ihnen viele wichtige Erkenntnisse, denn die Dänen verfügten über einige neue Methoden, sich gegen Pfeile und Schwerter zu schützen. Ihre Helme waren stabiler und schützten die Augen besser, und sie besaßen Panzer, die nicht aus Ringen bestanden, sondern aus Stahlplatten, die den Schuppen eines Fisches ähnelten und die kein noch so scharfer Pfeil durchdringen konnte.

Diese neuen Erkenntnisse führten

zu neuen Arbeitsaufgaben für die Brüder Wachtian: Sie mussten jetzt, so gut es ging, die dänischen Rüstungen nachahmen und neue Waffen erfinden, die mit diesen Rüstungen besser fertig wurden als die bisherigen. Eine solche Waffe war der Nagelhammer, der auf der einen Seite mit einem Hammer und auf der anderen mit einer kurzen, scharfen Pike versehen war, die in jeden Helm ein Loch schlagen konnte.

Eine andere Waffe, die sie sich zusammen mit Arn ausdachten, war eine leichte Armbrust für Reiter, die sich mit einer Hand abschießen ließ. Es dauerte eine Weile, diese Waffe

herzustellen, da sie scheinbar unvereinbare Eigenschaften in sich vereinigen musste: Sie sollte stark genug sein, um Stahlplatten zu durchdringen, und doch leicht genug, um sie mit einer Hand vom Pferderücken aus handhaben zu können, da die andere Hand Zügel und Schild halten musste. Der Bogen musste aus sehr biegsamem Stahl bestehen, da er klein sein, aber trotzdem eine große Durchschlagskraft besitzen sollte. Anstatt Sehnen benötigte man Stahldraht, und das war eine teure Ware aus dem Ausland. Als der Bogen schließlich so hart war, wie

man ihn brauchte, ließ er sich nicht mehr auf dem Pferderücken spannen. Jacob und Marcus bauten daraufhin ein Gewinde mit Zahnrädern, so dass sich der Bogen fast ohne Kraft spannen ließ.

Schließlich verfügten sie über eine Waffe, mit der ein leichter Reiter nahe an einen schwer gepanzerten Feind heranreiten und ihn mit einem einzigen sicheren Schuss töten konnte.

Ein Marschall des Reiches musste auf das Schlimmste vorbereitet sein - das war Arns feste Überzeugung, der er bei jeder Gelegenheit Ausdruck verlieh, obwohl andere Ratsherren und Verwandte der Auffassung waren,

dass sie jetzt in ewigem Frieden lebten, da der Sieg bei Lena so unfassbar groß gewesen war.

Das Schlimmste, was passieren konnte, war, dass die Dänen mit ebenso vielen schweren Reitern anrückten wie letztes Mal, aber im Sommer, und zwar ohne ihren Feind zu unterschätzen und ohne sich unter die sonnenverdunkelnde Pfeilwolke der Langbogen locken zu lassen.

Die stärkste Waffe der Dänen war die große Zahl gepanzerter Reiter. Ein Angriff mit einer großen Schar solcher Reiter fuhr wie eine eiserne Faust durch jedes Heer, wenn man sie im richtigen Augenblick einsetzte.

Der Mangel an schweren Reitern war die größte Schwäche der Götär, vor allen Dingen aber der Svear. Diese einfache, aber bittere Schlussfolgerung führte dazu, dass die Übungen auf Forsvik in den nächsten Jahren gründlich verändert wurden. Alle erwachsenen Folkunger mussten sich auf die Burg begeben, um neue Rüstungen für sich und ihre Pferde zu bekommen. Anschließend übten sie mit den Jungherren auf den Wiesen von Forsvik, die jetzt mehr und mehr Rennbahnen glichen, auf denen kein Gras mehr wachsen wollte. Auch Arns Sohn Magnus Månesköld gehörte zu den vielen

Folkungerherren, die gekommen waren, um das zu lernen, was der neue Krieg von ihnen forderte.

Es war nicht besonders schwierig, die schweren Reiter auszubilden. Sie mussten eigentlich nur mit gesenkter Lanze eng nebeneinander herreiten, sobald sie den Befehl zum Angriff erhalten hatten. Die Kunst bestand darin, sie nicht im falschen Augenblick loszuschicken. Deswegen meinte Arn, dass die jungen Ritter auf Forsvik im nächsten Krieg den Befehl übernehmen sollten. Aber das hielten alle mächtigen Folkunger für ein unmögliches Ansinnen. Männer wie Magnus Månesköld und Folke Jarl

konnten sich unmöglich von Jünglingen befehligen lassen, die ihre eigenen Söhne hätten sein können.

In den neuen Rittersaal auf Forsvik hatte Arn eine große Kiste Sand tragen lassen, und dort versammelte er die jungen Ritter und Befehlshaber der Schwadronen einige Male in der Woche, um zwischen den Anhöhen und Tälern, die er mit den Händen formte, Tannen- und Kiefernzapfen zu platzieren, die Reiterei oder Fußsoldaten darstellen sollten. Mit diesen einfachen Mitteln versuchte er ihnen beizubringen, was draußen auf einem Schlachtfeld geschah. Aber nur die jungen Männer wollten so etwas

lernen, alle älteren Folkunger glaubten weitaus mehr an den eigenen Mut und den ihrer Verwandten als an Kenntnisse, die sich mit Tannenzapfen vermitteln ließen.

Ein anderer Weg, sich auf den Krieg vorzubereiten, von dem niemand, nicht einmal Arn selbst, glaubte, dass er so schnell kommen würde, war die Gründung neuer Forsvikschulen. Ritter Sigfrid Erlingsson hatte auf dem Kinnekulle einen Hof geerbt, wo er junge Folkunger und mindestens hundert Langbogenschützen aus den Reihen der Bauern und Leibeigenen ausbildete. Ritter Bengt Elinsson

besaß jetzt zwei Höfe, da er Ymseborg von seinen erschlagenen Eltern und Älgarås von seinem Großvater geerbt hatte. Auf Ymseborg gründete er eine eigene Schule, während Älgarås von Arn und Eskil gekauft wurde, um Ritter Sune Folkesson damit zu belehnen, der dort mindestens drei Schwadronen leichter Reiter und zweihundert Langbogenschützen ausbilden sollte. Forsvik wurde unterdessen immer mehr zur Schule und Waffenschmiede der schweren Reiterei.

Besonders Sune Folkesson fiel es schwer, sich von Arn und Cecilia zu

trennen. Im Vertrauen erzählte er ihnen von der großen Liebe zwischen ihm und Sverkers Tochter Helena, davon, dass diese Liebe sie beide fast den Kopf gekostet hätte und dass er geschworen habe, seine Geliebte eines Tages mit einer Schwadron Folkunger aus dem Kloster Vreta zu befreien, wo sie versauere, während ihr Vater mit eingezogenem Schwanz nach Dänemark geflohen sei.

Obgleich Cecilia und Arn sicherlich die beiden Menschen im gesamten Westlichen Götaland waren, die sich am meisten von so einer Erzählung rühren lassen konnten, war Arn Sune gegenüber unerbittlich. Ein

Klosterraub, denn als solcher werde er gelten, da mochte Helena noch so freiwillig angelaufen kommen, würde die gesamte Bischofsmeute reizen. Eine solche Auseinandersetzung würde das neue Reich nicht verkraften. Solange der ehemalige König Sverker noch am Leben war, würde er Helenas Brautführer sein, dieses Recht konnte ihm niemand nehmen. Und so lange würde es sich um Klosterraub handeln, was die jungen Verliebten auch immer glauben mochten.

Arn sah für Sune nur eine einzige Hoffnung, doch die wäre für alle anderen ein großes Unglück: Falls

König Waldemar der Sieger noch nicht genug vom Krieg hatte und Sverker mit einem weiteren dänischen Heer zurückkäme, dann wäre es kein Klosterraub mehr. Denn dann wäre König Sverker tot.

Nicht einmal Cecilia konnte, sosehr sie mit der jungen Liebe mitfühlte, etwas anderes sagen als ihr Mann. Klosterraub war nun einmal eine schmäbliche Tat und eine unverzeihliche Sünde.

Ein einziger Mann im Reich hoffte also auf einen neuen großen Krieg, und das war der betrubte Ritter Sune, der sich jetzt nach Älgarås zurückzog, um dort ein Leben als Kriegerslehrer

auf dem eigenen Hof zu beginnen. Arn gab ihm alle sarazenischen Bauleute mit, die noch im Land waren, um dort, wo die niedergebrannten Palisaden gestanden hatten, Steinmauern errichten zu lassen.



An dem milden Frühlingstag, an dem Alde Arnsdotter siebzehn Jahre alt wurde, fand das größte Fest seit langem auf Forsvik statt. Da dort weniger Jungherren als früher in die Lehre gingen, gab es nicht nur für alle Christen, sondern auch für alle

Andersgläubigen Platz im großen Festsaal. Es verbreitete sich das freudige Gefühl, dass alle auf Forsvik zu einer einzigen großen Familie gehörten, obwohl nicht einmal alle dieselbe Sprache sprachen. Forsvik war nicht nur die größte Waffenschmiede des Reiches, sondern auch ein Ort, an dem große Reichtümer geschaffen wurden, wozu alle Forsviker ihren Teil beitrugen. Die Schmiede, Müller, Glasbläser und Kupferschmiede, die Sägewerksarbeiter, Schwertfeger, Töpfer, Steinmetzen und Pfeilmacher, die Weberinnen, Filzmacher, Sattler und Jäger fühlten sich genauso als

Forsviker wie die Jungherren und ihre Lehrer. Alde war wegen ihres fröhlichen Lachens und wegen ihres Eifers, mit dem sie sich für alle und alles interessierte, bei jedermann beliebt.

Zusammen mit dem jungen Birger Magnusson war sie mittlerweile mehr als sieben Jahre lang von Bruder Joseph unterrichtet worden. Nun konnte er ihnen nichts mehr beibringen und hatte mit einer kleinen Gruppe christlicher Kinder den Unterricht von vorne angefangen. Alde würde schließlich eines Tages Forsvik erben, und was sie dann können musste, konnte sie nicht von

Bruder Joseph lernen. Stattdessen hatte Cecilia begonnen, ihre Tochter in die Geheimnisse der Rechnungsbücher einzuführen, die die Grundlage allen Reichtums bildeten, den man mit den Händen und mit dem Kopf schuf. Damit Alde die Buchführung besser verstünde, ging sie in Begleitung ihrer Mutter in die verschiedenen Werkstätten und ließ sich alles genau erklären.

Auch für Birger Magnusson war die Zeit bei Bruder Joseph abgeschlossen, und er ging jetzt schon das dritte Jahr mit den anderen Jungherren bei Ritter Sigurd in die Lehre. Da er Arns Enkel war, wurden

ihm Dinge gewährt, die normalen Jungherren nicht vergönnt waren. Arns Lektionen im Rittersaal, die Lehre von der Logik des Schlachtfeldes, waren eigentlich nur für die Forsviker bestimmt, die bereits zum Ritter geschlagen waren oder eine Schwadron befehligten, aber an diesem Unterricht durfte Birger ab sofort teilnehmen.

Arn hatte für die beiden jungen Leute auf Forsvik mehr Zeit als je zuvor. Sein Bruder Gure kümmerte sich um alles, was mit Werkstätten und Neubauten zu tun hatte, Cecilia beaufsichtigte den Handel, und junge Ritter und Befehlshaber übten mit den

neuen Jünglingen aus den Folkungerfamilien den Umgang mit Schwert und Lanze und den Kampf zu Pferde. Arn hatte eine neue Aufgabe in seinem Leben oder wusste zumindest, was er allzu lange vernachlässigt hatte. Dazu gehörten sowohl seine eigene Tochter Alde als auch ihr gleichaltriger Neffe Birger.

Er zweifelte nicht daran, dass ihnen Bruder Joseph die beiden wichtigsten Sprachen Latein und Fränkisch gut beigebracht hatte, da er sich mit ihnen in diesen Sprachen so unbehindert unterhalten konnte wie in der Volkssprache. Dass ihnen Bruder Joseph auch Philosophie, Logik,

Grammatik und die Heilige Schrift eingebläut hatte, stand ebenfalls außer Zweifel.

Aber es gab Dinge, von denen ein noch so gottesfürchtiger und gelehrter Zisterzienser keinerlei Ahnung hatte, die sich in keinen gelehrten Schriften fanden und sich eigentlich nur auf dem Schlachtfeld, bei Ratsversammlungen des Königs oder bei den mächtigsten Männern der Kirche erlernen ließen. Für dieses Wissen gab es kein Wort, aber Arn nannte es die Lehre von der Macht, und er begann Alde und Birger spezielle Lektionen in diesem Fach zu erteilen.

Das Wichtigste, was man laut Arn über die Macht lernen konnte, war, dass sie ebenso gut böse wie gut sein konnte und dass nur ein geübtes Auge das eine vom anderen zu unterscheiden vermochte. Die Macht konnte verfaulen oder dahinwelken wie Rosen, die nicht mit liebevollen Händen gepflegt und mit dem lebensnotwendigen Wasser versorgt wurden.

Wie sich das Wasser des Lebens auf die Machtfrage übertragen ließ, war nicht schwer zu erraten: Damit waren Gottes Wort und der reine und selbstlose Glaube gemeint, durch die die Macht sich zum Guten entwickeln

konnte.

Militärische Stärke war natürlich auch eine Form von Macht. Aber die Stärke musste der Gottesfürchtige richtig anwenden, denn wie Paulus im Römerbrief sagte: »Wir aber, die wir stark sind, sollen das Unvermögen der Schwachen tragen und nicht Gefallen an uns selber haben. Jeder von uns lebe so, dass er seinem Nächsten gefalle zum Guten und zur Erbauung.«

Solche Gottesworte seien das Wasser des Lebens, erklärte Arn, und nach diesen Worten versuche man auch auf Forsvik zu leben und zu arbeiten.

Am schwersten zu verstehen sei, wie das klare Wasser des Glaubens den Sinn der Menschen trüben könne, was im Heiligen Land geschehen war. Daher müsse man versuchen, möglichst frühzeitig zu sehen, wohin diese Torheit des Glaubens führte, ehe es zu spät sei. Und das könne man nur mit seiner Vernunft. Kein Bischofshut sei größer als die Vernunft.

Hätte er so etwas in seiner Zeit als Ritter in dem Tempelherrenorden Gottes und der Heiligen Jungfrau gesagt, hätte man ihm seinen Mantel von den Schultern gerissen und ihn zu einer langen Buße verurteilt, das

musste Arn zugeben. Denn für viele der höchsten Wächter des Glaubens bestand kein Unterschied zwischen Glauben und Vernunft, da der Glaube in ihren Augen groß und unteilbar war, die Vernunft hingegen nur die Eitelkeit oder Selbstsucht des einzelnen Menschen. Aber Gott musste doch gewollt haben, dass die Menschen, seine Kinder, etwas Großes und Wichtiges aus dem Verlust seines Grabes und des Heiligen Landes lernten. Was hätte diese harte Strafe sonst für einen Sinn gehabt?

Arn brachte seinen Schülern bei, dass das Gewissen das Zaumzeug der

Macht sei. Macht ohne Gewissen sei dazu verurteilt, im Bösen unterzugehen.

Aber die Macht konnte im Alltag auch ermüdend und eintönig sein wie die Arbeit des Bauern auf dem Feld. Gelegentlich nahm Arn Alde und Birger zu den Ratsversammlungen des Königs auf Näs mit, wo sie mucksmäuschenstill hinter ihm und Eskil sitzen mussten, der seinen Platz im Rat jetzt wieder eingenommen hatte. Alles, was sie gesehen und gehört hatten, diskutierten sie dann noch tagelang zu Hause auf Forsvik. Macht hieß auch, unterschiedliche Ansichten unter einen Hut zu bringen,

was für einen König eine besonders wichtige Eigenschaft war. Nicht selten waren die weltlichen Herren des Rates ganz anderer Auffassung, was die Führung des Reiches anging, als die Bischöfe, die sich kaum für das Bauen von Burgen, die Kosten für die neue Reiterei oder dänische Zölle interessierten. Desto mehr wollten sie von Gold und Silber für ihre Kirchen sprechen oder vielleicht auch von neuen Kreuzzügen gen Osten. Die Macht des Königs bestand dann darin, weder mit lauter Stimme zu sprechen noch mit der Faust auf den Tisch zu hauen oder rot vor Zorn zu werden. Es ging darum, alle

Ratsherren, weltliche wie geistliche, zu einem gemeinsamen Beschluss zu bringen, mit dem vielleicht niemand ganz zufrieden war, aber auch niemand ganz unzufrieden. Auf diese Art und Weise setzte König Erik zumeist seinen Willen durch, ohne dass es zum Streit im königlichen Rat gekommen wäre. Dies war eine andere Seite der Macht, die der selige Birger Brosa von allen Folkungern am besten beherrscht hatte.

Eine weitere Seite der Macht war die, in der Aldes Onkel und Birgers Uronkel Eskil der Stärkste war. Im Handel zwischen verschiedenen

Ländern und den Strömen von Reichtum, die dieser Handel in Bewegung setzte, lag eine Macht, die ebenso stark war wie die des Schwertes.

Der reine Glaube, das Schwert und das Gold waren wie drei Pfeiler, auf denen die Macht ruhte. Viele Männer fühlten sich berufen, einer der drei Seiten der Macht zu dienen, aber nur wenige beherrschten alle drei. Könige mussten jedoch große Kenntnisse über alles besitzen, was diese Dreieinigkeit der Macht betraf, sonst wurden sie abgesetzt wie König Sverker.

Cecilia war keineswegs überzeugt

davon, dass ihre Tochter diese Art von Gesprächen unbedingt brauchte, und in ihrem Innersten war sie der Meinung, dass eine junge Frau an einem Ort wie Forsvik Gefahr lief, wie ein junger Mann erzogen zu werden. Aldes Reitstil konnte man nicht gerade als typisch für eine schöne Jungfer ihres Alters beschreiben, auch wenn sie ein besonders zahmes arabisches Stutenfohlen zu ihrem zwölften Geburtstag bekommen hatte. Länger hatte man sie von den Pferden nicht fernhalten können.

Da Cecilia selbst eine sehr gute Reiterin war, versuchte sie anfänglich

zu verhindern, dass Alde gemeinsam mit den Jungherren übte, und ritt selbst mit ihrer Tochter aus. Aber sie konnte nicht überall zugleich sein, und die Buchführung kostete jeden Tag viel von ihrer Zeit, und bald sah sie Alde mit Birger und anderen Jungherren um die Wette reiten. Es half wenig, sich deswegen Sorgen zu machen oder zu jammern.

Und als die erste Treibjagd des Herbstes stattfand, war auch Alde unter den Schützen, und schon im zweiten Jahr schoss Alde ihren ersten Keiler.

Ihr eigenes Leben ging allmählich auf den Herbst zu, fand Cecilia. Ihres

und Arns Haar war ergraut, und sie waren schon lange dem Tod näher als der Geburt. Aber es war herrlich zu leben, solange ihnen alles so gut von der Hand ging und weit und breit keine Gefahr in Sicht war.

Sogar das letzte Christfest vor dem Krieg sollte sich ihrem Gedächtnis als eine Zeit der Ruhe und der Zuversicht einprägen.

Sie hatten in dem großen, warmen Saal auf Arnäs an großen Kaminfeuern Weihnachten gefeiert, und noch nie war ihnen das Leben so gut erschienen. Bei der Christmette in Forshem konnte Arn ohne Scham zeigen, wie stolz er über das war,

was er hatte bauen lassen, und auch darüber, dass er selbst über dem Portal als Stifter der Kirche dargestellt war. Seit die Bischöfe nach dem Sieg bei Lena eher mit sich reden ließen, hatten mehrere von ihnen Arn versichert, dass ein solches Bild weder von Sünde noch von Hochmut zeuge. Ganz im Gegenteil sei es ein gutes Vorbild für alle Menschen. Denn was könne es schon für eine bessere Tat geben, als eine so schöne Kirche zu stiften, die zudem Gottes Grab geweiht sei?

Das Grab lag am Ende des Mittelganges vor dem Altar und war mit den schönsten Skulpturen von

Meister Marcellus geschmückt. In der letzten Christmette vor dem Krieg übernahmen Arn und Cecilia die liturgischen Gesänge, sie sang die erste Stimme und er die zweite. Vielleicht waren ihre Stimmen nicht mehr so rein wie früher, aber alle waren sich einig, dass man meinte, Gottes Engel vor sich zu sehen, wenn man sie singen hörte.



Die Dänen kamen mitten im Sommer 1210, zweieinhalb friedliche Jahre nach dem Sieg bei Lena. Sverker

Karlsson war fest entschlossen, seine Königskrone zurückzuerobern, und leider hatte er König Waldemar den Sieger dazu überredet, ihm ein neues Heer zu geben, das fast ebenso groß war wie das, das im Winterkrieg ausgelöscht worden war.

Bei der ersten Botschaft über den Einfall der Feinde ins Reich war Arn mit drei Schwadronen leichter Reiter nach Süden geritten, während gleichzeitig Hilfeersuchen nach Svealand und Norwegen unterwegs waren.

Dieser Krieg würde nicht so leicht zu gewinnen sein, das sah Arn bereits am zweiten Tag ein, als er mit seinen

Reitern am dänischen Heer entlangritt. Und als er zu der Stelle kam, wo Sverker Karlsson und sein Bischof Valerius ritten, legte sich ihm die eisige Hand des Entsetzens ums Herz, was er seit seinem ersten Jahr im Heiligen Land nicht mehr erlebt hatte. Sverker Karlsson war von hundert Mann im Gewand und mit dem Wappen der Johanniterritter umgeben: rote Waffenhemden mit weißem Kreuz.

Was die Johanniter dazu veranlasst hatte, sich mit Sverker Karlsson oder König Waldemar dem Sieger zu verbünden, war nicht leicht zu verstehen, aber eins war sicher:

Hundert Johanniterritter waren fast ebenso gefährlich wie die gleiche Anzahl von Tempelrittern, und eine solche Truppe hätte selbst Saladin gefürchtet. Solch eine Streitmacht konnte im Norden niemand schlagen.

Jeder Johanniterritter oder Tempelritter entsprach zehn Dänen oder fünf Forsvikern. Was Arn am meisten verwunderte, als er sich mit dem Gedanken abgefunden hatte, dass er dieses Mal gegen die besten Ritter der Welt kämpfen musste, war der Umstand, dass die Johanniter nicht wie sonst immer an der Spitze des Heeres ritten. Im Heiligen Land hatten die Johanniter stets die

Führung und die Tempelritter die Sicherung der Nachhut übernommen, da an diesen beiden Stellen am ehesten mit einem Angriff zu rechnen war. Aber hier ritten die Johanniter in der Mitte und setzten damit sowohl die Vorräte am Schluss des Heeres als auch die dänischen Ritter an der Spitze der Gefahr aus, von leichter Reiterei angegriffen zu werden. Arn vermutete, dass der Schutz von Sverker Karlssons Leben in diesem Krieg so wichtig war, dass man lieber Verluste an der Spitze und am Schluss in Kauf nahm.

Dieses Mal zogen die Dänen auf Falköping zu, als hätten sie vor, nach

Lena zurückzukehren, um dort die letzte Niederlage zu rächen. Da Hochsommer war und man die Ernte noch nicht eingebracht hatte, konnten die Feinde zur eigenen Versorgung kein Brotgetreide plündern, sondern nur Fleisch und Zugtiere. Und obwohl das dänische Heer hinten am wenigsten geschützt war, wo sich die Ochsenkarren mit den Vorräten befanden, war es nicht klug, dort anzugreifen, ehe sie nicht zumindest Falköping passiert hatten.

Es erschien sinnvoller, nach Falköping zurückzureiten, die Einwohner zu warnen und sie dazu zu bringen, alle Ochsen und alles

Schlachtvieh, das sonst nur in dänischen Mündern landen würde, aus der Stadt zu schaffen. Das Ganze dauerte zwei Tage, und als das dänische Heer schließlich nach Falköping kam, gab es dort nichts mehr zu plündern.

Arn war vorsichtiger als je zuvor, und es dauerte fast eine ganze Woche, ehe er etwas anderes unternahm, als an dem endlosen feindlichen Heer hin und her zu reiten. Er wartete auf Verstärkung von Bengt Elinsson und Sune Folkesson, und als diese kamen, hatte er nicht nur zusätzliche leichte Reiterei zur Verfügung, sondern auch eine Schwadron schwere Reiter. Da

konnte er es sich nicht erlauben, noch länger abzuwarten.

Wie der erste Angriff verlaufen sollte, darauf hatte er sich mit Ritter Bengt und Ritter Sune ohne Schwierigkeiten geeinigt. Aber er musste an geeigneter Stelle stattfinden, um auch wirklich mit der richtigen Geschwindigkeit durchgeführt werden zu können. Es dauerte noch einige weitere Tage, bis die Forsviker eine nicht allzu dicht bewachsene Anhöhe fanden, an der das dänische Heer vorbei musste. Dort stellten sie sich auf und warteten.

Die Dänen hatten sich inzwischen

daran gewöhnt, ständig von Ferne blau gekleidete leichte Reiter zu sehen, die sich scheinbar nie auf einen Kampf einlassen wollten. Deswegen kam der erste Angriff nicht nur wie ein Blitz aus heiterem Himmel, sondern überraschte sie vor allem durch seine gewaltige Kraft. Drei Schwadronen leichter Reiter donnerten plötzlich aus einem Buchenwäldchen auf die Spitze des dänischen Heeres zu. Dann bildeten sie eine lange Reihe, ritten ganz nah heran, schossen jeder eine Armbrust ab und hinterließen ein Durcheinander von schreienden Pferden und vor Schmerz brüllenden

Männern. Sie bemühten sich, auf die Beine ihrer Feinde zu zielen. Trafen sie, dann hatte der Feind einen Ritter weniger und einen Verwundeten mehr, um den er sich kümmern musste. Zielen sie daneben, dann hatten sie zumindest ein Pferd getötet.

Nachdem die letzten leichten Forsviker vorbeigeritten waren, folgten in einer rasenden Geschwindigkeit die schweren Reiter und fuhren mit gesenkten Lanzen in die bereits ziemlich mitgenommene dänische Heeresspitze hinein. Genauso schnell, wie sie angegriffen hatten, waren sie auch wieder fort, und mehr als hundert Feinde lagen tot

oder schwer verwundet am Boden.

Zwei Tage hintereinander führten sie in etwa den gleichen Angriff durch. Als die Dänen daraufhin zum Schutz der Heeresspitze Fußsoldaten mit Schilden und Bogen nach vorne verlegten, geschah dort nichts mehr. Stattdessen griffen die Forsviker den hintersten Teil des Heeres an, töteten fast alle Zugtiere und steckten den größten Teil der Vorräte in Brand, ehe sie vor den Rittern mit weißem Kreuz auf rotem Grund flohen, die zum Entsatz kamen. Arn hatte strengstens befohlen, jeden Kampf mit diesen Rittern zu vermeiden.

Als die Dänen ihren Schutz durch

Fußsoldaten und Bogenschützen am Anfang und am Ende des Zuges verbessert hatten, erfolgte der Angriff stattdessen nach dem ersten Drittel hinter der Heeresspitze, wo die meisten Fußsoldaten dicht gedrängt marschierten. Arn führte die schwere Reiterei quer durch das dänische Heer und ließ eine breite Schneise Gefallener und Verwundeter hinter sich zurück, in die die leichten Forsviker Reiter mit gezogenen Schwertern einritten.

So ging der Krieg eine Woche weiter, während sich die Dänen langsam in dieselbe Gegend westlich des Vättersees vorarbeiteten wie

beim vorigen Mal. Was sie vorhatten, war schwer zu sagen. Im Winter hatten sie die Möglichkeit gehabt, über das Eis nach Näs zu ziehen, aber jetzt im Hochsommer? Arn vermutete, dass sie sich bei der Burg Lena verschanzen oder diese erst einnehmen wollten, um dann dort auf den Winter und das Eis zu warten, statt den ganzen beschwerlichen Weg durch den Schnee stapfen zu müssen. Es galt, die Zeit bis dahin klug zu nutzen und sich nicht verfrüht auf eine große Schlacht einzulassen.

Arn überließ Bengt Elinsson und Sune Folkesson den Befehl über seine Reitertruppe und ritt nach

Bjälbo, wo sich die Svear und die meisten Folkunger und die Männer aus dem Erikschen Geschlecht versammeln wollten, darunter auch König Erik.

Der Kriegsrat endete nach Arns Ansicht unglücklich. Die Svear, aber auch Folke Jarl, der Anführer der Folkunger aus dem Östlichen Götaland, wollten so schnell wie möglich mit den Dänen kämpfen, denn sie wollten den Krieg am liebsten noch vor der Ernte hinter sich bringen. König Erik versuchte lange, einen Beschluss in Arns Sinne durchzusetzen, nämlich so lange wie möglich zu warten und es den

Forsvikern zu überlassen, das dänische Heer mürbe zu machen. Es war bereits um einige Hundert Reiter dezimiert und außerdem durch den Verlust der Zugtiere und Pferde stark aufgehalten worden. Die Dänen hatten aber nach wie vor das stärkere Heer und würden von einer Entscheidungsschlacht vor der Ernte nur profitieren.

Doch Yngve Lagman, der Anführer der Svear, meinte, dies sei verweicheltes

Frauenzimmergewäsch und eines Königs aus dem Geschlecht des heiligen Erik kaum würdig. Der stärkste Mann würde müde, wenn er

lange auf den Kampf warten müsse, daher solle man lieber frischen Mut beweisen, wenn die Lust zu kämpfen am größten sei.

Zu Arns großer Enttäuschung waren auch Folke Jarl und Magnus Månesköld dafür, möglichst bald zu kämpfen, um die Ernte zu retten. Vielleicht war ihnen der glückliche Sieg bei Lena vor zweieinhalb Jahren zu Kopf gestiegen.

Nicht einmal Arns Einwand, dass man auf Verstärkung von den Norwegern warten solle, die dieses Mal versprochen hatten, zahlreich zu Hilfe zu eilen, konnte die dickköpfigen Männer aus Svealand

dazu veranlassen, sich zu gedulden.
Wie immer wollten sie sofort sterben.

Es wurde beschlossen, dass das ganze Heer so schnell wie möglich über den Vättersee übersetzen sollte, um nach Süden zu ziehen und den Dänen etwa an derselben Stelle wie beim letzten Mal zu begegnen.

Niedergeschlagen ritt Arn nach Forsvik, um von dort jeden Mann mitzunehmen, der mit einer Waffe zu Pferde sitzen konnte. Er ließ Karren mit Vorräten, Waffen und Schilden beladen und schickte Boten aus, die bekanntgeben sollten, dass sich alle in der Nähe von Lena sammeln sollten.

Zu Cecilians Entsetzen nahm er den erst sechzehnjährigen Birger Magnusson als Confanonier mit. Er sollte neben Arn reiten und die Flagge mit dem neuen Wappen tragen, die auf der einen Hälfte den Folkungerlöwen und auf der anderen die drei Kronen des Erikschen Geschlechts zeigte. Auf seinen eigenen Schild ließ Arn neben den goldenen Folkungerlöwen ein Tempelritterkreuz malen, so wie Birger Brosa neben dem Löwen eine fränkische Lilie gehabt hatte und sein Sohn Magnus Månesköld immer noch einen Neumond trug. Zu Cecilia sagte er, dass der junge Birger neben ihm

sicherer sei als irgendwo anders, denn diesmal sei es nicht seine Pflicht, furchtlos zu fechten, sondern am Leben zu bleiben, bis die Schlacht gewonnen sei, da es zu viele im Reich gebe, die nur zu gerne schnell sterben wollten.

Es gelang Arn und seinen Forsvikern, die Entscheidungsschlacht um weitere acht Tage hinauszuzögern, indem sie das dänische Heer täglich angriffen. Aber als sie nur noch einen Tagesritt von Gestilren entfernt waren, dem Ort südlich von Lena, wo sich die Svear, die Folkunger, die Männer aus dem Erikschen Geschlecht und die gerade

eingetroffenen Norweger unter Harald Østeinsson versammelt hatten, wusste Arn, dass er nicht mehr vorsichtig sein konnte. Jetzt mussten die Forsviker beginnen, die Johanniterritter in der Mitte des Feindesheeres anzugreifen, denen sie bisher ausgewichen waren. Das konnte zwar nicht ohne große Verluste in den eigenen Reihen geschehen, aber die Forsviker waren die Einzigen, die jetzt, da es bald zur Entscheidungsschlacht kommen würde, gegen die Johanniter etwas ausrichten konnten.

Arn legte eine schwere Rüstung an, wechselte sein Pferd und entschied,

dass er die Johanniter mit zwei Schwadronen schwerer Reiterei angreifen werde, nachdem die leichten Reiter sie zuerst mit ihren Armbrüsten beschossen hätten.

Die Forsviker hatten eine gute Angriffsposition in einem Hochwald und beteten, während sie warteten. Es herrschte eine gespannte Stille, nur das Schnauben eines Pferdes oder das Klappern eines Steigbügels war gelegentlich zu hören. Unten zwischen den Buchenstämmen sahen sie das dänische Heer kommen. Die gegnerischen Soldaten hatten die Sonne in den Augen und schienen sich unbekümmert zu unterhalten, als seien

sie völlig beruhigt, weil sie zwei Tage lang in Ruhe gelassen worden waren. Arn hatte den Platz und den Sonnenstand für den Angriff sorgfältig ausgesucht.

Er bat Gott um Vergebung dafür, dass er jetzt gegen seine eigenen Brüder, die Johanniter, kämpfen würde, aber versuchte sich damit zu entschuldigen, dass ihm nichts anderes übrigblieb, wenn sie als Feinde in sein eigenes Land kämen, um seine Nächsten und Liebsten zu töten. Für sein eigenes Leben betete er ausnahmsweise nicht, da ihm das vor einem Angriff auf seine lieben Brüder in Christus vermessen

vorgekommen wäre. Dann schickte er Ritter Bengt und Ritter Sune in einem weiten Bogen nach unten, damit sie schräg und mit der Sonne im Rücken auf die große Gruppe rot-weißer Ritter zureiten konnten. Im besten Fall würde es ihnen gelingen, von der trockenen Erde so viel Staub aufzuwirbeln, dass der Feind erst zu spät entdecken würde, was ihn erwartete.

Deus lo vult, dachte er, noch ehe er sich eines Besseren besinnen konnte, während er den Arm hob und alle Männer im Trab vorrückten. Als sie aus dem Wald kamen, ritten sie Knie an Knie und bildeten eine dichte

Reihe ohne die geringsten Zwischenräume. Dann steigerten sie das Tempo zu schärfstem Trab.

Arn behielt die letzten der leichten Forsviker im Auge, die dort unten bei den Johannitern für erstaunliche Unordnung und bemerkenswerte Angst sorgten. Dann brüllte er den Angriffsbefehl, der von allen neben ihm wiederholt wurde, und im nächsten Augenblick donnerten sie mit gesenkten Lanzen in die Rotweißen hinein, die ohne Widerstand fielen und sich kaum zu wehren vermochten. Die Forsviker durchquerten das Heer, ohne einen einzigen Mann verloren zu haben, und

als Arn das sah, wendete er seine ganze Truppe und fuhr ein weiteres Mal mit aller Kraft durch die Menge der Johanniter. Danach war die Unordnung zu groß, um noch einen dritten Angriff durchführen zu können.

Den Forsvikern fehlten nur zwei Mann, als sie sich bei den wartenden leichten Schwadronen wieder sammelten. Arn betrachtete die große Unordnung in dem Teil des Heeres, das ihm unbezwingbar erschienen war: Die hundert Ritter waren entweder tot oder aber verwundet. Was er da sah, war ein Ding der Unmöglichkeit, und eine Sekunde lang stand in seinem Kopf alles still. Wenn

die Forsviker bei einem einzigen Angriff so viele Johanniter besiegen konnten, dann war das wahrlich ein göttliches Wunder. Aber dass Gott seine treuesten Kämpfer mit einer Strafe überziehen würde, konnte er sich nicht vorstellen, genauso wenig wie er glaubte, dass sich Gott ständig in die kleinen Streitigkeiten der Menschen auf Erden einmischte.

Da ging ihm auf, dass die Dänen sich einer Kriegslist bedient hatten: Sie hatten rote Waffenhemden mit weißem Kreuz übergezogen, um wie Johanniter auszusehen und den Feind so in Angst und Schrecken zu versetzen. Und das war ihnen

wahrlich geglückt.

Wortlos reichte Arn seine blutige Lanze seinem Nebenmann, nahm seinen Fahnenträger Birger Magnusson mit und ritt zu den Dänen hinunter. Er blieb einen Pfeilschuss entfernt stehen und hob beide Hände zum Zeichen, dass er verhandeln wolle. Wenig später ritten sechs rot-weiß gekleidete Männer auf ihn zu.

Erst sprach er sie höfisch auf Fränkisch an, aber davon verstanden sie kein Wort. Dann wechselte er in ihre Sprache und bat darum, ihm die beiden Leichen auszuliefern, da es sich dabei um nahe Verwandte handle. Die Dänen erwiderten

zunächst, dass sich dieses Geschäft nicht ohne Gegenleistung machen lassen würde, aber als Arn meinte, dass die Ehre von beiden Seiten fordere, solche Geschäfte ohne eigenen Gewinn zu machen, gaben die Dänen nach. Da fragte er sie nach ihren Kleidern, und sie antworteten, dass sie diese auf einem Kreuzzug im Osten von Gott erhalten hätten und dass das weiße Kreuz auf rotem Grund jetzt das Wappen des Königreichs Dänemark sei.



Bei Gestilren lagen mehrere Anhöhen, auf denen Arn die schwere Reiterei und die Langbogenschützen verteilt hatte, da er nicht glaubte, dass es gelingen würde, die Dänen ein zweites Mal in die Falle zu locken. Unten auf der Ebene wartete die schwere Reiterei der Folkunger unter Führung von Folke Jarl und Magnus Månesköld, und hinter ihnen standen alle Armbrustschützen, die ihrerseits den schon ungeduldigen Männern aus Svealand den Weg versperrten. Ganz hinten hielten sich fünfhundert norwegische Bogenschützen bereit, die Harald Østeinsson aus seiner Heimat mitgebracht hatte.

Diese Aufstellung, bei der sich alle im Weg standen, war natürlich töricht, aber wie durch Gottes Vorsehung war es jetzt so spät geworden, dass die Schlacht bis zum nächsten Morgen warten musste. Deswegen hatten sie die ganze Nacht Zeit, um noch etwas zu ändern, falls die Svear und die einflussreichen Verwandten endlich einsehen würden, dass bei der neuartigen Kriegführung die Aufstellung wichtiger sei als der Mut.

Es wurde eine lange Nacht, in der viel gestritten wurde und in der man mit Mühe Truppenteile durch die Finsternis bewegte, aber am nächsten

Morgen, als das dänische Heer im Frühnebel immer deutlicher auszumachen war, standen sie in jedem Fall besser als am Vorabend.

Arn befand sich mit der ganzen schweren Reiterei aus Forsvik auf der höchsten Erhebung. Neben ihm standen König Erik und zwei Schwadronen leichter Reiterei, die den König schützen oder bei Gefahr fortschaffen sollten. Für Arn und seine schwere Reiterei gab es nur eine Aufgabe: Sie sollten Sverker Karlsson töten.

Vor allem Sune Folkesson hatte es auf den ehemaligen König Sverker abgesehen und darum gebeten,

schwer bewaffnet neben seinem Herrn und Lehrmeister Arn herreiten zu dürfen. Das hatte ihm Arn nicht verwehren können, insbesondere, da er versucht hatte, seine Truppe mit den besten und erfahrensten Forsvikern zu besetzen.

Von ihrer Anhöhe aus überblickten sie das gesamte Schlachtfeld. Sobald die Dänen den Männern aus dem Östlichen Götaland oder dem Fußvolk aus Svealand ihre Reiterei entsgeschickten, würden sie von den schwarzen Pfeilwolken der Langbogenschützen eingehüllt werden. Man hatte sich darauf geeinigt, dass die Männer aus dem

Östlichen Götaland erst dann angreifen sollten, wenn oben beim König eine blaue Fahne geschwenkt wurde.

Die Schlacht begann vielversprechend. Die Dänen hatten entdeckt, dass sie auch diesmal überlegen waren, was die schwere Reiterei anging. Sie rechneten sich aus, dass sie das Fußvolk aus Svealand unbehindert würden niedermähen können, wenn sie nur erst die Linien der Reiterei aus dem Östlichen Götaland durchbrochen hatten.

Die Dänen bereiteten sich zum Angriff vor, und Arn senkte den Kopf,

um Gott zu danken.

Doch als die Dänen angriffen, warteten Folke Jarl und Magnus Månesköld nicht das blaue Signal des Königs von der Anhöhe ab, ehe sie zum Gegenschlag ausholten. So ritten die mächtigsten Männer der Folkunger in denselben schwarzen Pfeilregen wie der Feind. Das Schlachtfeld verwandelte sich in wenigen Augenblicken in ein Durcheinander von Sterbenden und Verwundeten, und da konnten sich auch die Männer aus Svealand nicht länger zurückhalten, sondern rannten ins Getümmel, wo sie schließlich keuchend und ermattet ankamen. Von

ihrer Anhöhe aus verfolgten Arn und König Erik ohnmächtig, wie ihnen alles zu entgleiten drohte. Eine Atempause lieferte ihnen Harald Østeinsson, der sich mit seinen Norwegern von der anderen Talseite aus näherte, um in eine Schussposition zu kommen, bei der er sicher sein konnte, dass ihre Pfeile nur die Dänen treffen würden.

Die gesamte leichte Reiterei aus Forsvik war an der Schlacht nicht beteiligt, da sie hinter den dänischen Linien hätte angreifen sollen. Aber dort hatten sie jetzt eine zu große Armee gegen sich, da das dänische Heer nicht weit genug in die Falle

gegangen war. Arn schickte die Forsviker in die Mitte des Schlachtfelds, wo sie, so gut sie konnten, angreifen sollten.

Alles schien verloren. Denn eine langgezogene ungeordnete Schlacht gewann immer der, der die meisten Männer befehligte. Arn sagte Lebewohl zu König Erik, ließ Birger Magnusson mit den Fahnen der Folkunger und des Erikschen Geschlechts beim König zurück und führte seine schwere Reiterei in einem weiten Bogen oberhalb des Schlachtfelds durch den Wald.

Auf dem Weg sahen sie, wo sich Sverker Karlsson und die

gegnerischen Fahnen befanden: in sicherer Entfernung von der eigentlichen Schlacht. Jetzt galt es, keine Zeit zu verlieren.

Sobald sie den Wald verließen, ordneten sie sich in einer Linie an, während sie auf das Herzstück der feindlichen Armee zutraben, dann in vollen Galopp übergangen und ganz zum Schluss die Lanzen senkten. Neben Arn ritt Sune Folkesson. Beide hatten sie das Wappen von Sverker Karlsson entdeckt, den schwarzen Greifen mit der goldenen Krone, und hielten darauf zu.

Die Forsviker durchbrachen schnell die ersten Linien von

Sverkers Verteidigung, aber dann hatten die meisten ihre Lanze verloren oder zerbrochen und mussten Schwert oder Streitaxt ziehen, um sich einen Weg zu Sverker freizuhauen. Es ging immer langsamer vorwärts, und mehrere von ihnen fielen.

Aber zum Umkehren war es zu spät. Arn kämpfte sich wütend vorwärts und bemerkte, dass ihm das Schwert in den letzten Jahren zu schwer geworden war. Da warf er seinen Schild weg, nahm sein Schwert in die Linke und seine lange Streitaxt in die Rechte. Vier Mann tötete er mit der Streitaxt und zwei

mit dem Schwert, ehe er zu Sverker kam, der sich gerade gegen die Hiebe von Sune Folkesson wehrte. Für einen Moment war Sverkers Hals ungeschützt, was Arn sofort ausnutzte, um ihm mit der Axt den Todesstoß zu versetzen.

Als Sverker von seinem Pferd kippte, wurde es bei den Dänen und den Männern der Sverkersippe, die noch im Sattel saßen, vollkommen still. Der Kampf kam zum Erliegen, und alle sahen sich um. Die Hälfte der Forsviker war gefallen, aber trotzdem waren sie noch zahlreicher als die Dänen, die sich langsam um Erzbischof Valerius und sein Wappen

neu formierten.

Erst jetzt entdeckte Arn, dass er an mehreren Stellen blutete und dass ihm eine abgebrochene Lanzenspitze links in der Seite steckte. Er spürte keinen Schmerz, zog die Spitze aber trotzdem heraus, warf sie auf die Erde und senkte einen Augenblick den Kopf, um Atem zu schöpfen. Dann stieg er ruhig vom Pferd, trat auf den getöteten Sverker zu und schlug ihm den Kopf ab. Arn griff sich eine Lanze und spießte Sverkers Kopf und seinen Schild mit dem Königswappen auf, ehe er sich mit Mühe wieder in den Sattel schwang. Ritter Sune hob Arns Schild auf und

reichte ihn ihm. Die Dänen neben Erzbischof Valerius hatten aufgehört zu kämpfen, und Arn hatte ebenfalls nicht die Absicht, den Kampf gegen sie fortzusetzen.

Mit dem Rest seiner schweren Reiterei ritt Arn zurück zum eigentlichen Schlachtfeld. Sverkers Haupt und Schild trug er hoch erhoben auf seiner Lanze. In einigem Abstand von den Kämpfenden blieb er stehen und wartete, bis ihm die ersten Rufe der Siegesfreude und des Grauens entgegenschlugen. Mit einem Mal war die Schlacht vorbei.

In der Stille, die sich jetzt über das Schlachtfeld senkte, konnten sich

Harald Østeinsson und seine norwegischen Bogenschützen vorsichtig nähern und ebenso die Armbrustschützen der Folkunger, die bisher kaum etwas ausgerichtet hatten. Die leichte Reiterei der Forsviker, die offenbar nur geringe Verluste erlitten hatte, formierte sich in Schwadronen und Vierergruppen.

Wenn die Schlacht jetzt weitergegangen wäre, wäre sie ebenso blutig verlaufen wie beim vorigen Mal.

Da ritt König Erik, umgeben von Forsvik'schen Reitern, von seiner Anhöhe herab und mitten aufs Schlachtfeld. Dort erklärte er mit

lauter Stimme, alle seien begnadigt, die jetzt aufgaben.

Wenige Stunden später hatten sie sich geeinigt. Einige von Sverkers Verwandten, die zu seiner Garde gehört hatten und noch am Leben waren, erhielten einen königlichen Geleitbrief, um seinen Leichnam in die Kirche des Klosters Alvastra bringen zu können, in der sich die Grablege der sverker'schen Familie befand. Das dänische Heer erhielt die Erlaubnis, seine Toten zu begraben, ehe es nach Hause zurückkehrte. Es waren die letzten heißen Julitage, und diese Dinge mussten schnell erledigt werden.

Der Sieg war groß, aber teuer erkaufte. Die Folkunger, die sich nicht hatten zurückhalten können und zu früh angegriffen hatten, waren fast alle tot, und jeder Zweite von ihnen war unter den Pfeilen der eigenen Seite gefallen. Viele Folkunger starben in Gestilren, darunter Magnus Månesköld und Folke Jarl. Nur die Hälfte der Svear, die in die Schlacht gezogen waren, kehrten nach Hause zurück.

Aber das Reich König Eriks war für alle Zeiten gesichert, und er verfügte, dass im Reichswappen auf ewig die drei Kronen des Erikschen Geschlechts und der Folkungerlöwe

vereint sein sollten.



Das Kloster Vreta stand auf einer Anhöhe, von der aus man freie Sicht in alle Himmelsrichtungen hatte. Die Bewohner des Klosters - von der die Äbtissin Cecilia, der Schwester König Sverkers, und den Nonnen über die Laienschwestern und die Familiaren bis zu den zwanzig Männern, die von der Sverkersippe als Garde geschickt worden waren -, sie alle wussten, dass sich der Krieg in diesen Tagen entscheiden würde.

Immer wieder fanden die Bewohnerinnen des Klosters einen Grund, um auf den Glockenturm oder auf eine der Mauern zu steigen, um über die Ebene zu spähen, auf der, so weit das Auge reichte, das fast reife Getreide im Wind wogte. Helena Sverkersdotter war die eifrigste von allen und sah es zuerst.

In der Ferne näherte sich ein Trupp Reiter, deren blaue Mäntel im Wind flatterten. Es handelte sich um sechzehn Männer, die schneller waren als normale Reiter, obwohl sie schon eine ziemliche Strecke hinter sich haben mussten, da Vreta weit weg von den Gebieten der Folkunger

lag.

Die zwanzig Männer der sverker'schen Garde taten, was ihre Pflicht war: Sie ritten in voller Rüstung den sechzehn Folkungern entgegen und wurden allesamt sofort getötet.

Als das kurze Gefecht vorüber war, ritten die Folkunger langsam auf das Kloster zu, dessen Tore geschlossen waren. Von den Mauern betrachteten sie viele entsetzte Augenpaare.

Eine kleine Pforte wurde geöffnet, und die Jungfer Helena lief auf den ersten der Folkunger zu, der sein

Pferd ein paar Schritt vor den anderen angehalten hatte. Ritter Sune blutete aus mehreren Wunden, denn er kam direkt aus Gestilren, aber Schmerzen verspürte er nicht.

Als Jungfer Helena atemlos und stolpernd auf ihn zukam, breitete Ritter Sune einen großen blauen Mantel aus und hielt ihn ihr hin, damit sie ihn sich um die Schultern legen konnte.

Er hob sie vor sich in den Sattel, und dann ritten die Folkunger ohne Eile fort, denn bis zu Ritter Sunes Burg Älgarås war es weit.

Sie gebar ihm vier Töchter, und

noch lange sang man die Ballade von Sune und Helena und dem Klosterraub von Vreta.

* * *

Die Wunde in der Seite, die ein Unbekannter Arn Magnusson mit seiner Lanze beigebracht hatte, führte zu einem schleichenden Tod. Wenn seine heilkundigen Freunde Ibrahim und Jussuf noch auf Forsvik gewesen wären, wohin man ihn gebracht hatte, wäre er vielleicht am Leben geblieben.

So siechte er langsam dahin. Cecilia verbrachte die Tage und Nächte seines Sterbens an seinem Lager, und auch Alde war fast die ganze Zeit bei ihm.

Was ihn an seinem Tod quälte, waren nicht die Schmerzen, denn frühere Wunden hatten ihm viel größere Schmerzen bereitet, sondern er trauerte um all die Tage des Friedens und der Stille, die ihn jetzt erwartet hätten und die er unter Cecilians Apfelbäumen und neben ihren roten und weißen Rosen hätte verbringen können. Er hätte so gerne miterlebt, wie Alde ihren eigenen Lebensweg und ihr Glück fand.

Für sie würde man keinen Sohn eines Richters aus Svealand aussuchen, wenn sie ihn nicht auch selbst wollte. Darin waren sich ihre Eltern einig, ohne dass sie darüber auch nur hätten sprechen müssen, da sie beide ungewöhnliche Menschen waren, die an die Liebe glaubten.

Als der junge Birger Magnusson kam, um sich von seinem Großvater und seinem Lehrmeister in allem, was Krieg und Macht anging, zu verabschieden, hatte er ganz verweinte Augen, weil er in so kurzer Zeit seinen Vater verloren hatte und jetzt auch noch seinen Großvater verlieren würde. Doch es wurde

mehr über die Zukunft gesprochen als über die Trauer. Arn nahm Birger das Versprechen ab, das Reich nie von einem so abgelegenen Ort wie Näs zu regieren, sondern von der Stelle aus, wo der Mälarsee in die Ostsee mündete. Dort sollte er eine neue Stadt bauen. Dafür brauchte er vor allem die Unterstützung der Svear, und wenn diese auf keinem anderen Weg gewonnen werden konnte, dann müsse man das neue Reich eben wohl oder übel nach ihnen benennen: »Svea Rike«.

Da Arns Aussprache des Nordischen nach wie vor eher der eines Dänen als der eines Mannes aus

Götaland glich, klang es in Birger Magnussons Ohren wie »Sverige«.

Birger gelobte, dass er versuchen werde, seinem Großvater zu Willen zu sein, und auf dem Sterbebett reichte ihm Arn sein Schwert und erzählte ihm von seinem Geheimnis und von der Bedeutung der fremden Zeichen.

Tausend Mann folgten dem verehrten Marschall zu seinem Grab in Varnhem. Nur einer von ihnen hatte das Recht, während der Totenmesse ein Schwert zu tragen, und das war der junge Birger Magnusson. Denn sein Schwert war gesegnet und hatte einem Tempelritter gehört.

In der Klosterkirche von Varnhem schwor Birger vor Gott, so zu leben, wie sein geliebter Großvater es ihn gelehrt hatte. Er gelobte, die neue Stadt zu bauen und dem aus drei Ländern bestehenden Reich den neuen Namen »Sverige« zu geben. Und so heißt Schweden bei seinen Bewohnern bis auf den heutigen Tag.

In die Geschichte ist Birger Jarl als der Gründer Stockholms eingegangen.

ANHANG

Über *Der Kreuzritter - Rückkehr* 597

ARN - Der Kreuzritter: Einige
Bemerkungen des Filmregisseurs 601

Die Schauplätze des Buchs *604*

Über *Der Kreuzritter - Rückkehr*

von JAN GUILLOU

Als Arn Magnusson nach gut zwanzig Jahren im Heiligen Land in seine Heimat zurückkehrte, müsste es etwa das Jahr 1190 gewesen sein. Noch war nichts entschieden. Schweden existierte weder als zusammenhängendes Königreich noch

als Nation, und die drei miteinander konkurrierenden Regionen Västra Götaland, Östra Götaland und Svealand hätten genauso gut in den Königreichen Norwegen und Dänemark oder sogar in Russland (Nowgorod) aufgehen können. Eine solche Entwicklung wäre logischer gewesen als die Bildung eines lebensfähigen Staats durch diese rückständigen Bauern mit ihren ewigen Blutfehden.

Die hundert Jahre von Arn Magnussons Geburt im Jahre 1150 bis zu Birger Jarls endgültiger Machtübernahme im Jahre 1251 waren eine Zeit intensiver und

dynamischer Entwicklung - und Einwanderung.

In diesen hundert Jahren wurden allein in Västra Götaland fünfhundert Kirchen aus Stein gebaut. Jeder Stein musste mit der Hand behauen werden, eine Arbeit für Spezialisten. Alle Kirchenbaumeister kamen aus dem Süden und sprachen Französisch, Deutsch und Englisch. Aufgrund des Baubooms blieben sie im Lande. Das südlichere Europa hatte etliche Jahrhunderte Vorsprung, was das Christentum betraf, und die dortigen Bauaufgaben waren anderer Art.

Als die Wirtschaft über das Niveau des Tauschhandels hinauswuchs,

erfolgte eine große
Einwanderungswelle aus
Deutschland. Deutsch wurde zur
Sprache der Kaufleute, und bald gab
es im mittelalterlichen Schweden
Städte, in denen Deutsch die einzige
Sprache war.

Die Freilassung der leibeigenen
Sklaven, die aus religiösen und
wirtschaftlichen Gründen geschah,
führte zu ihrer Assimilation in das
neue Reich. Ihre ethnische Herkunft
lag weiter im Osten; es handelte sich
um Nachfahren von Leuten, die in der
Plünderer- oder Wikingerzeit
verschleppt worden waren. Wer sich
heute in Schweden mit seinem »rein

schwedischen Hintergrund« brüstet, hat also mit größter Wahrscheinlichkeit russische oder litauische Urahnen. (Außerdem gibt es Theorien, dass die Folkunger aus Frankreich stammten.)

Es ist der Dynamik dieser intensiven Einwanderung aus verschiedenen Ländern sowie den neuen Ideen für Handel und Wirtschaft zu verdanken, dass Schweden als Staat und Nation entstehen konnte. Die rückständige bäuerliche Bevölkerung Västra Götalands erstarkte und entwickelte sich in solchem Tempo, dass sie der dänischen Großmacht des Königs

Waldemar Widerstand leisten konnte. Ohne den wundersamen Sieg über die Armee König Waldemars bei Lena im Jahr 1205 und bei Gestilren im Jahr 1208 wären Västra und Östra Götaland vermutlich dänische Provinzen geworden.

Da die Historiker den eigentlichen Ablauf dieser beiden Schlachten mit ihrem äußerst unerwarteten Ausgang nicht genau rekonstruieren können, bieten sich für einen Romanautor beste Voraussetzungen. Arn Magnusson mit seiner zwanzigjährigen Erfahrung aus dem fortschrittlichsten Krieg der Welt passt natürlich hervorragend zu

dieser Konstellation.

Arn symbolisiert also eine Entwicklung, die in Wirklichkeit wohl kaum auf einem *einzigsten* reichen Hof stattgefunden haben dürfte (wie auf Forsvik in meiner Geschichte), sondern die sich an vielen Orten und über einen langen Zeitraum hinweg vollzog. Mit Hilfe seiner im Ausland angeworbenen Spezialisten verwandelt Arn sowohl Handel als auch vorindustrielle Technik in etwas vollkommen Neues. Schließlich hatte er gesehen, wie Richard Löwenherz die fürchterliche Bogentechnik gegen Saladins Truppen eingesetzt hatte, und konnte daher die

Truppen Waldemars mit derselben Waffe besiegen.

Ungefähr so sieht die schwedische Vorgeschichte aus.

Dass sie so lange relativ unbekannt war, liegt daran, dass man uns mit Wikinger Geschichten regelrecht überschwemmt hat. Autoren wie Erik Gustaf Geijer, Esaias Tegnér, Per Daniel Atterbom und andere gefielen sich in der idyllischen Vorstellung eines vordemokratischen »germanischen« Altertums, in dem wir alle blonde Wikinger waren. Diese Fiktion fand großen Anklang und lebte in Wagners »germanischer« Welt und schließlich in der

grenzenlosen Verehrung blonder
Wikinger durch den
Nationalsozialismus weiter.

Arn Magnusson und Birger Jarl hätten darüber die Köpfe geschüttelt. Sie waren nicht einheitlich blond, und es gab auch kein einheitliches Volk; sie waren Einwanderern gegenüber nicht feindlich gesinnt, sondern machten sich das Wissen zunutze, das von außen ins Land kam. Deswegen ist die wahre Geschichte, wie sie Schweden erschufen, unendlich wertvoller und ehrlicher als jede verlogene und politisch zweifelhafte Wikingersaga.

Arn Magnusson erhielt damit in

meiner Geschichte eine andere Funktion, als ich mir anfangs vorgestellt hatte. Statt in seiner Heimat zum Verfechter der Toleranz zu werden, kehrte er als einer jener Männer zurück, die die Gründung des neuen schwedischen Reichs organisierten. Das macht die Geschichte jedoch nicht schlechter, zumindest nicht aus meiner Perspektive.

ARN - Der Kreuzritter:

Einige Bemerkungen des
Filmregisseurs

von PETER FLINTH

Jan Guillous Geschichte über Arn Magnusson und sein abenteuerliches Leben ist sowohl ein spannendes

Heldenepos als auch eine unvergessliche Liebesgeschichte, eine Geschichte über Krieg, Religion, Liebe und Verrat. Es handelt sich um eine *filmische* Erzählung, die nur darauf wartete, auf die Leinwand gebannt zu werden!

Deswegen haben wir, das Filmteam, die Schauspieler und ich selbst, uns mit großer Freude und Begeisterung in die Verfilmung der beliebten *Arn*-Bücher gestürzt. Eine verantwortungsvolle Aufgabe, die große Erwartungen weckt. Wir haben intensiv und kreativ daran gearbeitet, die Geschichte und ihre Figuren in einem filmischen Universum neu zu

erschaffen.

Der märchenhafte Charakter der Geschichte eignet sich gut für die Dramaturgie des Films:

In einer mittelalterlichen, vom christlichen Glauben dominierten Welt, begegnen wir einem jungen Mann und einer jungen Frau, die sich ineinander verlieben. Als sie den Segen der Kirche suchen, stoßen sie auf Unverständnis und werden verbannt. Man bestraft sie auf unterschiedliche Weise und an verschiedenen Orten. Sie wird Novizin in einem abgelegenen

Kloster, ihn schickt man als Tempelritter ins Heilige Land.

Beide müssen um ihr Überleben kämpfen. Sie sehen sich mit Menschen konfrontiert, die ihnen nicht wohlgesinnt sind, und müssen körperliche Entbehrungen auf sich nehmen. Die qualvolle Trennung lässt sie an Gott und Gottes Güte zweifeln, aber daran, dass sie sich eines Tages wieder begegnen werden, zweifeln sie nicht.

Die Kraft der Liebe hilft Arn und Cecilia zu überleben. Ihre Wege kreuzen sich mehrere Jahre später. Endlich erhalten sie die Gelegenheit, ein Zuhause und eine Familie zu

gründen, so zu leben, wie sie es sich erträumt haben. Um ihr frisch gewonnenes Glück zu verteidigen, sind sie zu allem bereit, sogar dazu, einen ungleichen Kampf mit einer bedrohlichen Armee zu führen.

Arn ist eine ergreifende Geschichte, die sich in visueller Hinsicht auf die Hauptpersonen und die Welt, in der sie leben, konzentrieren muss. Man stelle sich nur einmal vor, wie sich eine Wüstenlandschaft mit ihrer brennenden Hitze auf einen jungen Mann aus dem kühlen Norden auswirkt und wie sich eine junge Frau, die mit Begeisterung reitet und

sich frei in der Natur bewegt, verändert, wenn sie in ein düsteres Kloster eingesperrt wird.

Die Natur spielt in dieser Geschichte eine unerhört wichtige Rolle. Sie muss sich mit der Ausstattung vereinen, um glaubwürdige Bilder entstehen zu lassen. Kostüme und andere Details müssen so überzeugend sein, dass sie als eigenständige Bestandteile in der Welt, die der Film beschreibt, erscheinen. Mangelnde Behutsamkeit lässt das verfilmte Mittelalter manchmal ein wenig lächerlich erscheinen. Deswegen war es besonders wichtig, dass der

Hintergrund, vor dem sich diese Erzählung abspielt, vollkommen glaubwürdig wirkt.

Gleichzeitig hatten wir die Vision, eine Geschichte zu erzählen, die größer als das Leben selbst ist. Wir wollten den Kinobesuchern ein visuell überwältigendes Erlebnis bieten.

Die Bildsprache ist klassisch, aber dynamisch. Es gibt atemberaubende Panoramabilder mit sanften Schwenks, aber auch intensive Nahaufnahmen, die die Hauptpersonen beim Austragen innerer, aber auch äußerer Konflikte darstellen. Sowohl der Kameramann

Eric Kress als auch die Ausstatterin Anna Asp sind einzigartig kreative Partner, mit denen ich schon früher zusammengearbeitet habe. Die Kostümbildnerin Kicki Illander und die Maskenbildnerin Eva von Bahr haben dafür gesorgt, dass Schauspieler und Statisten unmittelbar dem Mittelalter entsprungen scheinen. Sie ermöglichten mir, ein Filmepos zu schaffen, das relevant, unterhaltsam und spannend ist.

Ich hoffe, dass die Verfilmung der Kreuzrittersaga das Publikum zum Nachdenken anregt. Schließlich geht

es bei der Geschichte um religiöse und politische Themen, die heute wichtiger sind als je zuvor.

In Arns Welt führt die christliche Kirche einen Heiligen Krieg gegen den Islam. Mitten in diesem Krieg erhebt der junge Arn Magnusson seine Stimme - und es gelingt ihm, eine Veränderung herbeizuführen! Als einer von wenigen Christen respektiert er die Mohammedaner und ihre Religion. Er versucht, ihre Lebensart zu verstehen und nachzuahmen. Durch seinen offenen Sinn lernt er viel, was ihm in Kriegs- und Friedenszeiten dienlich ist.

Arn lernt, dass man seinen Feind

kennen muss, um ihn besiegen zu können. Doch hat man ihn erst einmal richtig kennengelernt, gibt es eigentlich keinen Grund mehr, ihn zu bekämpfen.

Die Schauplätze des Buchs

*Diese im Buch vorkommenden Orte
erfreuen sich bei Schweden-
Reisenden immer größerer
Beliebtheit.*

ARNÄS

Die Burg Aranäs am Vänern ist eine der ältesten Burgen Schwedens. Archäologische Forschungen haben erwiesen, dass sie in der Mitte oder

der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts erbaut worden sein muss. Sie liegt, strategisch überaus günstig, auf einer Landzunge im See und bietet in alle Richtungen freie Sicht. Das Hauptgebäude erinnert an einen nordfranzösischen Wehrturm aus dem 12. Jahrhundert und ist in Skandinavien einzigartig.

FORSHEM

Die mittelalterliche Kirche von Forshem ist für ihre in Stein gehauenen Reliefs bekannt, die vom Meister von Forshem stammen, einem

damals sehr gefragten Bildhauer. Der älteste Teil der Kirche ist das Langhaus aus der Mitte des 12. Jahrhunderts. Die Kirche ist dem Heiligen Grab in Jerusalem geweiht.

FORSVIK

Der Name stammt von einem Gut, das seit dem Mittelalter nachweisbar ist. Bereits damals wurden hier eine Mühle und ein Sägewerk mit Wasserkraft betrieben. In Forsvik wurden auch Eisen und Holz verarbeitet. Forsvik ist eines der ältesten Industriedenkmäler

Schwedens.

SCHLACHT BEI LENA

Am 31. Januar 1208 lieferten sich die Eriker und die Sverker bei Lena eine Schlacht. Die Truppen König Eriks siegten, und es heißt, dass die Kirche von Kungslena zum Andenken an diese Schlacht errichtet wurde. Unweit des Dorfes liegen die Ruinen der Burg Lena, die von Birger Jarl errichtet wurde.

SCHLACHT BEI GESTILREN

Sverker und seine Männer kehrten im Jahre 1210 zurück, unterlagen jedoch ein weiteres Mal. König Sverker fiel. Von entscheidender Bedeutung war dabei die neue Militärtechnik, gepanzerte Kavallerie und Bogenschützen.

BJÄLBO

Die imposante Kirche von Bjälbo in Östergötland wurde vermutlich in der

zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts errichtet. Der hohe Turm mit seinen dicken Mauern diente gleichzeitig als Burg, was diese Kirche zum wichtigsten Stützpunkt der Folkunger (des Bjälbozweigs) machte.

ASKEBERGA

Die Schiffssetzung Ranes Stenar in Askeberga ist eines der vielen berühmten Denkmäler aus der Vorzeit in Västra Götaland. Die Felsblöcke in Schiffsform wurden in der Eisenzeit aufgestellt, was darauf hindeutet, dass sich hier bereits zu dieser Zeit ein

wohlorganisiertes Gemeinwesen
befand. Ranes Stenar könnte das Grab
eines Mannes sein, der hier herrschte,
oder ein Denkmal zu seinen Ehren.

Die schwedische Originalausgabe erschien 2000
unter dem Titel *Riket vid vägens slut*
bei Norstedts Förlag, Stockholm.

Der Roman erschien in Deutschland bereits 2001
unter dem Titel *Die Krone von Götaland*
im Piper Verlag, München.

Der Koran wird nach der Übersetzung von Max
Henning,
Reclam Verlag, Stuttgart, zitiert.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 11/2009

Copyright © Jan Guillou 2000

Copyright © der Übersetzung Piper Verlag GmbH,
München

Copyright © 2009 der deutschen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House

eISBN : 978-3-641-03764-6

www.heyne.de

www.randomhouse.de